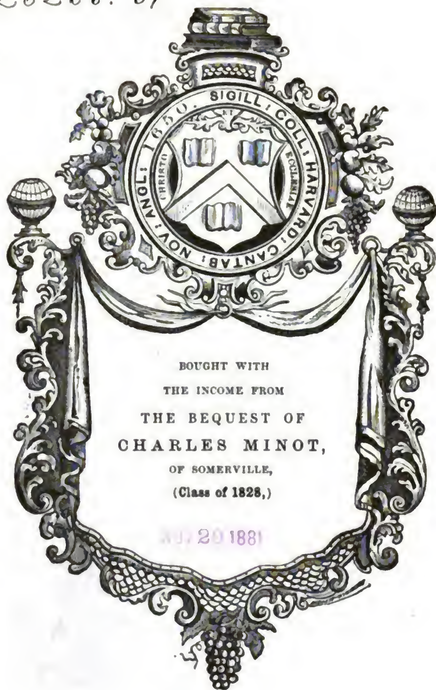


Salzburger Volkssagen

Rudolf von Freisauff von Neudegg


SIGILL : COLL : HARVARD : CANTAB : NOV : ANGL : 1650.
CHRISTO
ECCLESIAE


Salzburger Volkssagen.

SALZBURGER VOLKSSAGEN

von

R. v. Freisauff.

A. Hartleben's Verlag. Wien. Pest. Leipz.

ANGERER & G.

Salzburger Volkssagen.

Herausgegeben und bearbeitet

von

R. von Freisauff.

Mit 900 Illustrationen, Initialen und Vignetten

in volksthümlicher Art gezeichnet von J. Eibl.



Wien. Pest. Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1880.

Vorwort.



er immer noch das von den herrlichsten Reizen alpiner Natur umgürtete Salzburg besucht hat, wird dem Ausspruche Humboldt's zustimmen, der dem alten Bischofssitze neben Neapel und Constantinopel den Preis der Schönheit unter allen Städten Europas verleiht. Doch nicht nur die Stadt Salzburg, das ganze Land bildet eine der schönsten Perlen in dem üppig prächtigen Kranze der österreichischen Alpen und alljährlich pilgern Tausende in dieses herrliche Eldorado, um seine Wunder zu schauen, seine Schätze, die Mutter Natur ihm in Ueberfülle verliehen, zu bewundern. Da eröffnet sich dem Touristen dann so manches stille, traute Thal, in dem in althergebrachter Einfachheit, zufrieden mit dem Geringsten, der Bauer ein idyllisch schönes Leben führt. Ferne dem Getriebe der großen Welt, hält man in diesem Kreise fest an den patriarchalischen Gebräuchen der Vorfahren, an ihren Sitten, ihrem Wandel, und was die alte „Ahnl" (Großmutter) des Abends den andächtig lauschenden Familienmitgliedern erzählt von Sagen und Wunder=

dingen, das wird geglaubt wie das Evangelium. Jedes Haus, jede Hütte, jedes Thal hat seine Sage, und wehe Demjenigen, der derselben etwa ungläubiges Kopfschütteln entgegenbringt, er hat sich's mit der Freundschaft unserer biderben Landbewohner ganz und gar verdorben. „Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen" — von Generation auf Generation geht der Glaube an alles Wunderbare über und bleibt die Sage unverfälscht erhalten, welche vor Jahrhunderten schon im Volke festen Boden gewonnen.

Gerade deshalb aber verfügt das schöne Land Salzburg über einen seltenen Sagenreichthum, der schon vielfach ausgebeutet, doch noch nie in vollkommen erschöpfender Weise behandelt wurde. Letzteres endlich zu erreichen, ist Zweck des vorliegenden Buches, welches zunächst die „Untersberg-Sagen" umfaßt und in weiterer Folge die „Salzburger Landessagen" behandelt.

Die „Untersberg-Sage" ist keine speciell österreichische oder salzburgische, sie ist im wahrsten Sinne des Wortes eine deutsche Nationalsage, und zwar eine der hervorragendsten. Ihrem ganzen inneren Wesen nach, ist sie enge mit dem Geschicke Deutschlands verbunden. Im Untersberge ruht Kaiser Karl der Große, nach abweichenden und bestrittenen Annahmen auch Kaiser Friedrich Barbarossa und Karl V., mit seinen Mannen bis zu jenem Augenblicke, da Deutschlands Unglück das Höhenmaß erreicht haben wird. Dann werden sich die geheimen Pforten des Berges öffnen und in hellen Schaaren wird der Kaiser mit den Seinen hervorbrechen, um dem deutschen Rechte gegen seine Feinde und Widersacher zum Siege zu verhelfen und die alte Einheit des deutschen Vaterlandes wieder herzustellen. Eine unzählige Menge dienender Geister, im Volksmunde „Untersberger Mandln", Riesen, Wildfrauen, Putzmännchen u. s. w. genannt, stehen dem Kaiser zur

Verfügung. Sie besuchen gar häufig die Welt, spenden Segen und Glück, wo sie gute Menschen, empfindliche und harte Strafen, wo sie Laster und Unglauben finden. Davon wissen gar Viele und aus eigener Erfahrung zu erzählen.

Der Leser wird alles das in dem vorliegenden Buche getrenlich niedergelegt finden und manches ganz neue Märlein entdecken, das in anspruchsloser Schale doch einen gar guten Kern enthält.

Zwei Motive sind es vor Allem, welche den Verfasser veranlaßt haben, an eine so erschöpfende Bearbeitung der „Salzburger Volkssagen" zu gehen. Für's Erste die Liebe zu seinem engeren Vaterlande, dem schönen Salzburg, für's Zweite der Gedanke, durch die Herausgabe eines salzburgischen Sagenbuches den Anstoß zu geben, daß in ähnlicher Weise auch die Sagenschätze der anderen Kronländer ihre Bearbeiter fänden, um auf diesem Weg endlich zu einem vollständigen österreichischen Sagenbuch zu gelangen. Wir besitzen schon längst ein „Deutsches Sagenbuch", aber der große Sagenreichthum Oesterreichs liegt noch immer brach.

„Die Sage aber ist" — wie Ludwig Bechstein so trefflich in seiner Vorrede zum „Deutschen Sagenbuch" bemerkt — „eine fromme Erhalterin und Nährerin der Heimats- und Vaterlandsliebe, ein ureigenstes Gut des Volkes; sie treu zu pflegen, ist den zu solcher Pflege Berufenen eine heilige Pflicht."

Mögen diese Worte allüberall Beherzigung finden.

Die vorliegende Sammlung ist theils aus Schriftquellen, zum großen Theile aber aus dem Munde des Volkes übernommen und hat sich um dieselbe Herr N. Huber in Salzburg, Verfasser der „Literatur der Salzburger Mundart", große Verdienste erworben, die hier nicht unerwähnt bleiben dürfen. Keine der

Sagen — interessantere neben weniger interessanten — wurde wörtlich abgeschrieben, jede fand ihre eigene Bearbeitung, die sich selbstverständlich strenge daran hielt, an dem Kerne der Sage nichts zu ändern. Dem Schlusse des Werkes ist eine genaue Quellen-Literatur beigegeben.

Möge denn dies Buch seine Freunde finden im Kreise der reiferen Jugend, des Volkes, dem es ja vorzugsweise bestimmt ist.

Salzburg, im Juli 1879.

Der Verfasser.


Untersberg-Sagen.



Kaiser=Sagen.

Kaiser Karl im Untersberge.



In den Tiefen des Untersberges herrscht Kaiser Karl der Große als unumschränkter Herr und Gebieter. Kaiser und Könige, Fürsten und Große, Schaaren tapferer Krieger gehorchen seinen Winken. Er wurde einst in diesen Berg entrückt und harret nun der Zeit, da er und seine Heerschaaren aus dem Berge hervorbrechen und am Walser Felde eine Schlacht schlagen werden. Dies wird der Fall sein, wenn der Erbfeind kommt und Deutschland in der größten Noth ist. Dann ist auch des Kaisers Bart dreimal um den Tisch gewachsen, an dem er sitzt, und an der Spitze seines ganzen Heeres wird er ausrücken, um eine Schlacht zu schlagen, die ihresgleichen nicht mehr finden wird, noch je gefunden hat; denn so reichlich wird das Blut fließen, daß es den Kriegern in die Schuhe hineinrinnen wird. Der Kaiser wird aber den Kampf siegreich bestehen und nach dessen Ende sein Wappenschild an den Birnbaum auf dem Walser Felde aufhängen, der schon so oft umgehauen und immer wieder auf's neue emporgewachsen ist.

Bis dies Alles geschehen wird, sitzt Kaiser Karl gekrönten Hauptes, des Reiches Scepter in der Hand, im Wunderberge. Sein Bart und Haar ist grau * und lang gewachsen und bedeckt ihm das goldene Bruststück seiner Kleidung ganz und gar. An Fest- und Ehrentagen wird der Bart in zwei Theile getheilt, deren einer auf der rechten, der andere auf der linken Seite liegt, beide umwunden mit einem kostbaren Perlenband. Des Kaisers Gesicht ist ernst und tiefsinnig, doch zeigt er sich freundlich gegen alle Untergebenen, unter denen er selbst oftmals wandelt. Weshalb er in den Berg entrückt, hat noch keine Menschenseele je erfahren und ist Gottes alleiniges Geheimniß.

* Nach einer anderen Version ist sein Bart weiß und schon zweimal um den Tisch gewachsen. Wenn dies zum dritten Male geschehen, verläßt der Kaiser mit seinen Helden den Berg und es bricht eine neue und herrliche Zeit an. Uebrigens vergleiche verwandte Sagen über verzauberte Könige und Helden bei Grohmann S. a. B., p. 13 u. s. w.



Kaiser Karl's Mannen öfteres Erscheinen.



Ehrbare und wackere Männer, welche zum Oeftern ihres Geschäftes wegen den Untersberg bestiegen und sich längere Zeit daselbst aufhielten, haben bezeugt, daß sich zu wiederholten Malen von den Mannen Kaiser Karl's des Großen Einige außerhalb des Berges haben hören und sehen lassen. Dies sei immer dann der Fall gewesen, wenn in unseren Ländern das Kriegsfeuer unter den Fürsten auszubrechen drohte.





Die Raben.

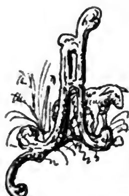
Von Zeit zu Zeit erwacht Kaiser Karl auf wenige Augenblicke aus seiner Verzückung und mit ihm sein ganzes Gefolge. Ein Edelknabe wird alsdann nach dem Geiereck* entsendet, um zu sehen, ob die Raben noch den Berg umkreisen. Ist dies der Fall und bringt der Edelknabe hievon Kunde, so neigt der Kaiser mit leisem Wehrufe sein Haupt und versinkt mit seinem Gefolge wieder in die alte Erstarrung.

Wenn vierundzwanzig Raben, nicht mehr und nicht weniger, den Berg umschwärmen, erwacht Kaiser Karl gleichfalls. Allein noch ist dann die Zeit nicht gekommen, den Berg zu verlassen; sondern er muß so lange noch der Erlösung harren, bis der berühmte Zwergenstein, dem die Kraft innewohnt, alle Zwerge des Untersberges in Menschen zu verwandeln, gefunden ist. Alsdann kehrt der Kaiser auf die Welt zurück

* Die dritthöchste Spitze des Untersberges.



Der Hirtenknabe.



Am Fuße des Untersberges weidete einst ein Hirtenknabe seine Heerde und war froher Dinge, als plötzlich, wie aus der Erde entsprungen, ein Zwerglein vor ihm stand und ihn fragte, ob er Kaiser Karl den Großen schauen wolle? Der Knabe, gar muthig, bejahte die Frage und folgte dem voranschreitenden Männchen Schluchten aus und ein, tief hinab, bis sie endlich vor einer Pforte anlangten. Auf ein Zeichen des Zwerges öffnete sich dieselbe unter donnerähnlichem Krachen, und ehe sich's der Hirte versah, stand er auch schon in einem großen, prächtigen Saal, mit vielen Säulen ringsum. Die Wände erglänzten von reinstem Silber und Wächter standen starr und stumm, leblosen Bildsäulen gleich, umher. In der Mitte des Saales schaute er aber den alten Kaiser auf goldenem Stuhle sitzend, sein Haupt mit einer funkelnden Krone bedeckt, die Augen im Schlummer geschlossen. Sein schneeig weißer Bart war bereits zweimal um den Marmortisch gewachsen. Viele edle Herren in herrlicher Rüstung saßen um ihn herum, das Haupt auf die Hand gestützt, und gleich ihrem Kaiser in tiefen Schlaf versunken.

Das Auge des Knaben war geblendet fast von all' der Pracht und Herrlichkeit, auf die es staunend traf, und ehrfurchtsvoll verneigte er sich vor des Kaisers Majestät. Da hob Karl langsam das altersmüde Haupt und sprach zu dem Knaben:

„Sprich! Fliegen wohl zur Stunde die Raben noch um den Berg?“* Und der Knabe antwortete: „Sie fliegen jetzt wie früher noch herum!“ Da senkte der Kaiser schmerzerfüllt sein



Haupt und sprach die Worte: „So muß ich jetzt noch schlafen hundert Jahr!“

Auf das hin winkte der Zwerg dem Hirtenknaben und führte ihn wieder reich beschenkt aus dem Berge hinaus.

* Dieselbe Frage stellt Friedrich Barbarossa im Kyffhäuser. Vergl. Grimm, Zingerle und Bechstein.



Der Hirte von Grödig.



nno 1713, in einer herrlichen, sternenhellen Sommernacht, trieb ein Hirte aus Grödig seine Heerde nach Hause. Plötzlich, er wußte selbst nicht wie, stand vor ihm ein kleines Männlein und forderte ihn auf, ihm in den Untersberg zu folgen. Der Hirte that nach seinem Wunsch und befand sich, ehe er sich's versah, in einem großen, hellerleuchteten Prunksaal. Kaiser Karl, Friedrich I. und II., Heinrich I., sowie viele andere Fürsten des römisch-deutschen Reiches schlummerten um einen Marmortisch. Unzählige Ritter und Knappen lagerten sich zu ihren Füßen.

Kaum war der Hirte eingetreten, so erwachte Kaiser Karl und frug: „Fliegen die Raben noch um den Berg?" und jener antwortete: „Ja, in Menge!" Auf das hin sprach der Kaiser: „So müssen wir noch warten hundert Jahr!" Kaum hatte er das gesprochen, so war Alles verschwunden und der Hirte stand wieder bei seiner Heerde.

Hundert Jahre darauf flogen die Raben nicht mehr um den Berg, sondern jenen Leichnamen zu, die zu Tausenden in Rußland lagen.



Das goldene Scepter.



Kaiser Karl im Untersberg hat ein großes, goldenes Scepter, dies hält er beständig in seiner Rechten. Gelänge es nun irgend Einem, ihm dieses zu entwinden und damit drei Streiche gegen den Berg zu thun, so wäre das Erlösungswerk vollbracht und der auf Kaiser Karl und den Seinen lastende Bann gebrochen. An der Spitze seines Heeres würde er dann aus dem Untersberg hervorbrechen und der allgemeine Weltkrieg seinen Anfang nehmen. Alsdann wäre der jüngste Tag auch nicht mehr fern.



Kaiser Karl's Weinkeller.

n der Tiefe des Fürstenbrunnens — so geht die Sage — befindet sich Kaiser Karl's Weinkeller, gefüllt mit den köstlichsten Weinen aus aller Herren Länder. Durch viele Klüfte, auf fast unnahbaren Wegen gelangt man von ihm aus unter dem Walser Felde an den Wurzeln des berühmten Birnbaumes vorüber in den Dom zu Salzburg. *

* Nach einer anderen Version ist die Karls-Höhle nächst dem Fürstenbrunnen, Kaiser Karl's Weinkeller. Die kleine Oeffnung zur Höhle heißt im Volksmund „Kaiser Karl's Ohr" und geht davon die Sage, daß, wer daran horcht, den Kaiser sprechen höre.



Kaiser Karl's Geburtstag.



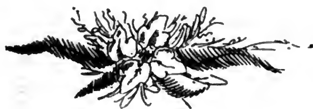
An jedem Geburtstag des Kaisers feiern die Untersberger Zwerge denselben auf solenne Weise. Es findet auf dem Berge eine feierliche Procession statt, und wehe Demjenigen, der ihnen da gerade in den Weg kommt, er ist unrettbar dem Tode verfallen, denn die Zwerge lieben es, allein zu sein.



Dienende Untersberger.



u einem Bauer in Bildenau (Niederbaiern) kamen einst ein kleines Bergmännlein und ein Weiblein und verdingten sich ihm. Von der Stunde, als sie ihren Dienst antraten, hatte der Bauer Glück und Segen in Feld und Haus. Da, eines Tages, — das Bergmännlein arbeitete eben auf dem Felde, — kam eiligen Schrittes das Weiblein zu diesem und rief: „Jakob! Komm geschwind! Wir müssen nach dem Untersberg, der Kaiser Karl ist gestorben". Und Beide verließen zur Stunde des Bauers Gehöft und kehrten nimmer wieder.



Das Haberfeldtreiben.



In Oberbaiern ist eine Sitte oder Unsitte in Schwung — das sogenannte Haberfeldtreiben. Zu einer gewissen Jahreszeit finden sich nämlich Bauernbursche in allerlei Vermummung zusammen, die dann von Haus zu Haus ziehen und über jeden Gehöftsbesitzer, wenn er sich während des Jahres etwas Ungebührliches zu Schulden kommen ließ, zu Gericht sitzen. Da nun unter den Haberfeldtreibern nur die wildesten und gefürchtetsten Bursche zu finden sind, so behauptet der Volksmund, sie stehen mit der Geisterwelt in Verbindung und fahren nach jedesmaligem Gerichte, das immer spät Nachts endet, heim in den Untersberg zu Kaiser Karl, ihrem Herrn und Meister.



Lazarus Aigner.



Im Jahre 1529 stand Lazarus Aigner*, aus Bergheim bei Salzburg gebürtig, bei dem Herrn Stadtschreiber zu Reichenhall in Diensten.

Da fügte es sich einstmals, daß Aigner mit seinem Herrn, dem Pfarrer Martin Elbenberger und dem Herrn Pfleger den Untersberg bestieg. Unterhalb des Hochthrons fanden sie eine Art Felsenkapelle. Allda war in die Wand eine Schrift mit silbernen Buchstaben eingehauen, welche sie lange anschauten und lasen, ohne indeß deren Sinn und Inhalt enträthseln zu können.

Als sie wieder zu Hause angekommen waren, wollte dem Herrn Pfarrer die räthselhafte Inschrift nicht aus dem Kopfe, und er bat des Stadtschreibers Knecht, Lazarus, nochmals auf den Untersberg zu gehen und ihm die Schrift abzuschreiben.

Lazarus that, wie ihm geheißen. Glücklich erreichte er die Stelle, fand auch die Schrift noch vor und schrieb sie genau ab, wie folgt:

S. O. R. G. E. I. S. A. T. O. M.*

Indeß war es Abend geworden. Lazarus überlegte, ob er bei eingebrochener Dunkelheit noch den Berg hinabsteigen oder besser auf demselben übernachten sollte. Er entschied sich für

* Auch Lazarus Gitschner genannt. Diese Sage hält sich genau an dessen eigene Aufschreibungen.

** Nach anderen Versionen auch: S. V. R. G. E. T. S. A. T. U. M.

das Letztere. Das war Mittwoch Abends. Er schlief die Nacht sehr gut, stand am Donnerstag Morgens neu gestärkt auf und trat den Heimweg an. Eine Weile war er fortgegangen, als plötzlich zu seinem nicht geringen Erstaunen ein barfüßiger Mönch vor ihm stand. Er trug einen großen Bund Schlüssel und betete andächtig aus einem Gebetbuche. Jetzt sprach er zu



Lazarus: „Wo bist Du gewesen und wo gehst Du hin? Hast Du gegessen oder bist Du noch hungrig?“ Und da ihm jener erzählt, was ihn auf den Berg geführt, so sprach der Mönch wieder: „Ich will Dir zu essen geben und Dir auch offenbaren, was Du in dieser Kapelle gesehen und die Schrift bedeutet“. Alsdann gingen sie ein Stück Weges aufwärts gegen den Hochthron und kamen durch eine große Klamm zu einer eisernen

Thür, die der Mönch mit einem seiner vielen Schlüssel öffnete. Lazarus trat ohne Furcht durch dieselbe. Da sprach der Mönch also: „Lege Deinen Hut allda nieder, so kannst Du wieder hinaus; und so Du herinnen sein wirst, so sprich zu Niemandem ein Wort, es sage Einer zu Dir, was er wolle. Mit mir aber darfst Du reden und mich um Alles fragen. Merke auch wohl, was Du siehst und hörst!"

Nach diesen Worten schritten Beide durch das Thor. Da sah Lazarus einen großen Thurm mit einer goldenen Uhr geziert. Der Mönch sagte zu ihm: „Schau an die Uhr, auf welcher Stunde der Zeiger steht und um welche Stunde es ist". Und es war sieben Uhr. Weiter stand ein herrlich schönes Gebäude mit doppeltem Glockenthurm, einem ansehnlichen Kloster ähnlich, in üppig grünender Wiese. Ein dunkler Tannenwald umrahmte die letztere und ein monumentaler Brunnen spendete aus zwei Rohren frisches, erquickendes Quellwasser. Auf der Wiese standen Obstbäume voll der seltensten Früchte.

Lazarus trat mit dem Mönch in das Gebäude und gelangte in eine Kirche, die war so groß, daß er von der hinteren Kirchenthüre aus kaum auf den Chor sehen konnte. Der Mönch führte ihn vor bis zum Hochaltar, hieß ihn da zum Gebete niederknieen und that desgleichen. Hierauf geleitete er ihn zu einem Kirchenstuhl und sprach: „Bleibe da, Lazarus, bis ich wieder zu Dir komme und Dich hinwegführe. Beschaue Dir Alles gar wohl: denn diese Kirche hat mehr als zweihundert Altäre und über die dreißig Orgeln, ohne die zahlreichen anderen Musikinstrumente".

Und Lazarus that, wie ihm geheißen. Nicht lange währte es, so kamen über eine große breite Stiege in seiner Nähe alte und junge Mönche, mehr denn dreihundert Paare, alle mit hölzernen Schuhen. Sie schauten ihn gar ernst an im Vorbeigehen, sprachen aber kein Wort, sondern verfügten sich vor zum Chor, wo sie mit großer Andacht die Hora sangen, gleich wie dies auch in der Domkirche zu Salzburg zu geschehen pflegt. Darauf huben

alle Glocken zu läuten an und in unzählbar großen Schaaren strömte Volk beiderlei Geschlechtes, gar schön gekleidet, in die Kirche. Auf allen Altären wurde Messe gelesen und am Hochaltar ein feierliches Hochamt celebrirt. Alle Orgeln begannen zu spielen und so herrlich wurde gesungen, daß Lazarus sich in den Himmel versetzt wähnte, so schön und lieblich kam es ihm vor.

Als der Gottesdienst vorüber war, verließ alles Volk die Kirche und die Mönche gingen dieselbe Stiege wieder hinauf, die sie früher herabgekommen waren.

Um 12 Uhr kam der Mönch und führte Lazarus über die mehrgenannte Stiege, die achtzig Stufen zählte, in eine große Vorhalle, die zu beiden Seiten große, unverglaste Fenster zeigte. Durch dieselben konnte man auf die bereits erwähnte herrliche Wiese hinabschauen. Von dieser Vorhalle gelangten sie in den Convent, einen großen, hochgewölbten Saal mit vielen Fenstern wohl vermacht. Lange Tische standen daselbst und an einen derselben kam Lazarus zu sitzen. „Da bleib' jetzt, mein Lazarus" — sprach der Mönch — „ich will Dir zu essen und zu trinken geben". Und dieweil er darum ging, sah Lazarus zum Fenster hinab und erblickte eine große Menge Volkes, die von einem Wald zum anderen ging. Nicht lange, so kam der Mönch wieder zurück und brachte ihm das Essen, bestehend aus Fleisch, Kraut und Gerste, nebst einem Laib Brot und einem Mäßlein Wein.

Nach beendeter Mahlzeit und nachdem das Tischgebet gesprochen war, führte der Mönch den Aigner in die Bibliothek, deren Wände angefüllt waren mit Büchern in Baumrinde und Schweinsleder gebunden. Von da aus blickte Lazarus wieder hinaus in's Freie und sah viele Bischöfe und Herren in prachtvollen Gewändern, Frauen und Jungfrauen. Und da er fragte, wer dieselben wären, so sagte der Mönch: „Es sind alte Kaiser, Könige, Fürsten, Bischöfe, Ritter, Herren und Knechte, Edel- und Unedelgeborene, Frauen voll Frömmigkeit und Herzensgüte, wie überhaupt nur gute Christen, welche den christlichen Glauben

in der letzten Zeit des Bestandes der Welt erretten und vertheidigen werden".

Darauf zeigte er ihm die Bücher und las ihm daraus vor. Lazarus fand in denselben auch die räthselhafte Inschrift, die er sich für den Pfarrer abgeschrieben hatte. Der Mönch las sie ihm auch vor, allein verstehen konnte er's nicht, da sie in lateinischer Sprache verfaßt war.

So kam die Vesperzeit heran. Glockengeläute rief die Andächtigen zur Kirche. Auch die Beiden gingen hin und beteten mit großer Andacht. Nach der Vesper erhielt Lazarus wieder Speise und Trank. Nach der Complet, die dem Abendbrot folgte, versammelten sich die Mönche, jeder mit einem großen Buche, an dem ein Laternchen befestigt war, und zogen paarweise nach dem großen Thurm, in welchen Lazarus bei seinem Eintritt in den Untersberg zuerst gekommen war. Zu beiden Seiten in demselben gab es sechs, zusammen also zwölf Thüren.

„Durch diese Thüren gelangt man" — so sprach der Mönch zu Lazarus — „in die Domkirche zu Salzburg, in die Kirche nach Reichenhall, nach Feldkirch in Tirol, nach Gmain, nach Seekirchen, nach St. Maximilien, nach St. Michael, nach St. Peter und Paul bei Hall, nach St. Zeno, nach Traunstein gegen Egg, nach St. Dionysien und St. Bartholomä am Königssee".

Diese Nacht gingen sie nach St. Bartholomä; ein schöner, gewölbter Gang, so breit, daß ihrer Drei und Drei nebeneinander gehen konnten, führte dahin. Als sie schon ein Stück Weges zurückgelegt, sagte der Mönch zu Lazarus: „Jetzt gehen wir tief unter dem Königssee!" — Gegen Mitternacht kamen sie in die Kirche zu St. Bartholomä und sangen da die Mette. Nach derselben kehrten sie lautlos, wie sie gekommen, wieder in den Untersberg zurück, wo sie eben recht zur Prim (6 Uhr Morgens) anlangten. In der nächsten Nacht gingen sie in die Domkirche nach Salzburg. Da wären sie indeß bald vom Meßner überrascht worden, wenn sie nicht rasch durch die hintere Thüre und durch sich öffnende Thürchen in den Mauern hinausgekommen wären.

In den folgenden fünf Nächten wiederholten sich diese Kirchgänge, doch galt der Besuch jedesmal einer anderen Kirche.

Am letzten Tage führte der Mönch den Lazarus wieder in die Bibliothek und las ihm aus den großen Büchern von alten Geschichten und Weissagungen vor, wie dermaleinst Krieg, Hungersnoth, Pestilenz und andere furchtbare Uebel in der Welt herrschen werden. Während sie so sprachen und zum Fenster hinausblickten, sahen sie just den Kaiser, wie er mit dem Volke gar leutselig verkehrte. Sein Haupt zierte eine goldene Krone und in seiner Rechten trug er das kaiserliche Scepter; sein grauer Bart reichte ihm bis zum Gürtel. Der Mönch sagte zu Lazarus: „Der Kaiser, der dort gehet, ist Kaiser Friedrich, welcher einst auf dem Walser Felde verzückt wurde. Schau Dir ihn wohl an, denn er trägt noch das nämliche Gewand, wie damals, da er von der Erde verschwand". Weiter sah Lazarus noch andere Fürsten und Herren, als den Herzog Albrecht von Baiern und seine Hausfrau, den Erzbischof zu Salzburg, Leonhard von Keutschach, den Prälaten von St. Peter, den Stiftsprobst von St. Zeno, den Probst von Berchtesgaden und viele andere mehr, welche er zu ihren Lebszeiten wohl gekannt hatte. Von Neugierde getrieben, fragte er den Mönch, was diese hier wohl machen und was ihr Thun und Lassen sei? Da kam er aber übel weg, denn im nächsten Augenblicke hatte er für seine vorlaute Frage auch schon einen so derben Backenstreich, daß er ihn Zeit seines Lebens verspürte, und zornig fuhr ihn der Mönch an: „Es geziemt Dir nicht, nach den Geheimnissen Gottes zu forschen!"

Am siebenten Tage seines Aufenthaltes im Untersberg sagte der Mönch zu Lazarus, nachdem sie von der Kirche zu Unserer lieben Frau in Gmain nach Hause gekommen waren: „Lazarus, nun ist es Zeit, daß Du wieder hinausgehest; oder willst Du herinnen verbleiben, so magst Du es auch thun". Doch jener meinte, ihn verlange nach der Heimat; der Mönch gab ihm hierauf noch zwei Laib Brot mit auf den Weg und

sagte: „Solches iß im Heimgehen und sei hinfüro fein demüthig, dieweil Du lebest". Hernach führte er ihn zur Thür, durch welche er gekommen. Als Lazarus auf Verlangen seines Begleiters auf die Uhr schaute, zeigte der Zeiger genau dieselbe Stunde wie er gekommen — 7 Uhr.

Wieder auf der Außenwelt angelangt, sprach der Mönch zum letzten Male zu Lazarus: „Schau, mein Lazarus, daß Du Deine Erlebnisse im Untersberge Niemandem mittheilst, ehe 35 Jahre verstrichen, wenn Dir Dein Leben lieb ist. Vergiß nicht, was Du gesehen und gehört hast. Wenn die Zeit von 35 Jahren vorüber, so magst Du es offenbaren; denn es wird hernach große Noth und Gott dem Allmächtigen viel abzubitten sein. Daß es aber auch Alles dann kundbar werde, was Dir begegnet, beschreibe Alles genau und behalte es fleißig bei Dir". Und weiter sprach er: „Es werden sich gefährliche Zeiten in der Welt zutragen; aber Diejenigen, welche an Gott glauben und auf ihn fest vertrauen, werden von allen Greueln, Uebeln und Beschwerden befreit sein. Nun gehe hin im Namen des Friedens, dereinst wirst Du wieder zu mir kommen". Dann verschwand der Mönch und Lazarus trat den Rückweg nach Reichenhall an.

Zu Hause angekommen, wurde er mit Fragen von allen Seiten bestürmt. Er aber schwieg und erzählte nicht ein Wort von dem, was er gesehen und erlebt.

Genau 35 Jahre nach dieser Begebenheit starb er, fromm und stark im Glauben, wie er gelebt. Am Todtenbette übergab er seinem Sohne die Aufschreibungen und dieser theilte sie der Welt mit.



Kaiser Friedrich im Untersberge.



Kaiser Friedrich Barbarossa war vom Papste in den Bann gethan worden; alle Kirchen verschlossen sich ihm, kein Priester fand sich, der ihm die Messe lesen oder gar das heilige Abendmahl spenden wollte.

Der Kaiser kam gegen Salzburg, um Ruhe zu finden. Er fand sie nicht; auf den Walser Feldern traf er mit dem Erzbischof von Salzburg zusammen; es kam zwischen ihnen zu einem heftigen Streit, der damit endete, daß der Erzbischof ihm fluchte und erklärte: „Der Kaiser werde so wenig bei Gott Gnade finden, als der Birnbaum auf dem Walser Felde je wieder Blätter und Blüthen treiben würde“. Damit ließ er den Baum vor den Augen des Kaisers kurz über der Erde fällen.

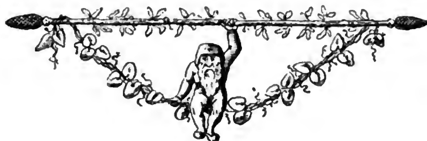
So kam die heilige Osterzeit heran. Der edle Kaiser wollte das heilige Fest nicht stören und der gläubigen Christenheit kein Aergerniß geben, so ritt er denn zur Jagd.

Er legte ein kostbares, von Indien ihm gesandtes Gewand an, nahm ein Fläschchen mit wohlriechendem Oele zu sich und bestieg sein feuriges Roß. Keiner von des Kaisers Leuten kannte jedoch sein Vorhaben.

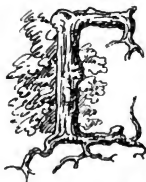
Die Jagd verlor sich bald tiefer in den Wald und nur Wenige seines Gefolges vermochten dem kaiserlichen Herrn zu folgen. Da, auf einer Lichtung angelangt, nahm Kaiser Friedrich plötzlich ein wunderbares Fingerlein in seine Hand und verschwand vor den Augen seiner Begleiter.

Vergebens durchforschten seine Getreuen die Wälder, durchstöberten jede Schlucht, riefen seinen Namen. Er war und blieb verschwunden. Niemand ahnte, wohin er gekommen war.

Seit jener Zeit aber haust er im Untersberge.



Kaiser Friedrich und der Hirtenknabe.



Ein Hirte trieb einst bei hereinbrechendem Abende seine Heerde, am Fuße des Untersberges entlang, heimwärts. Ein lustiges Stücklein nach dem anderen blies er auf seiner Schwegelpfeife, und eben hatte er wieder eines beendet, als er ausrief: „Kaiser Friedrich, das habe ich Dir zu Ehren gethan!“ — Kaum hatte er diese Worte gesprochen, kam ein Männlein aus dem Berge auf ihn zu und winkte ihm, zu folgen. Der Hirte that es. Als sie eine gute Weile gegangen waren, gelangten sie zu einer eisernen Thüre, welche in einen großen, prächtigen Saal führte. Viele tapfere und edle Herren waren da um Friedrich den Rothbart versammelt und dienten ihm. Der Hirte sah Alles mit Staunen. Da fragte ihn der Kaiser: „Was soll der Lohn sein für Dein Lied?“ Und bescheiden entgegnete jener: „Ich beanspruche keinen!“ Auf dies hin brach Friedrich von einem goldenen Handfaß einen Fuß ab und schenkte ihn dem Hirten. Auf einen Wink des Kaisers führte ihn hierauf ein Diener aus dem Saal durch den ganzen Palast, ihm all' die Herrlichkeiten zeigend. Da sah er einen großen Vorrath von Waffen aller Art, mit denen, wie der Diener sagte, der Kaiser einst seine Mannen bewaffnen und kommen werde, um das gute Recht wieder herzustellen.

Hierauf verließ der Hirte den Untersberg und kehrte in sein Heimatsdorf zurück. Den goldenen Fuß aber machte er zu Geld und ward ein steinreicher Mann. Dabei vergaß er nie

der Armen und theilte ihnen mit von seinem Reichthum. Der Segen Gottes waltete auch über ihm und seinem Haus.



Als er jedoch starb und all' seine Habe in die Hände seiner Verwandten überging, welche, so plötzlich wohlhabend geworden, dem Hochmuthsteufel anheimfielen, da schwand allmälig der Reichthum und sie endeten schließlich als Bettler.

Kaiser Karl V. im Untersberg.



Die Sage behauptet, daß auch Kaiser Karl V. im Untersberge hause und die kleinen Bewohner desselben beherrsche. Er sitze an einem runden Tische, um welchen sein Bart bereits zweimal gewachsen sei; umspannt er ihn das dritte Mal, so erwacht der Kaiser aus seinem Schlafe; das Ende der Welt ist alsdann nahe. Der Antichrist erscheint und auf den Feldern von Wals kommt es zu grimmiger Schlacht. Die Engel des Himmels stoßen in ihre Posaunen und das letzte Weltgericht nimmt seinen Anfang.



Zwerg-Sagen.

Ritter Kunz von Rosenmund.

Ritter Kunz von Rosenmund liebte das Fräulein Kunigunde über alle Maßen. Allabendlich fand er sich bei ihr ein zu traulichem Gekose und schied jedesmal mit dem Versprechen, am nächsten Tage wiederzukommen. So war's auch in der St. Thomasnacht. Die Scheidestunde hatte geschlagen, Kunz umarmte seine geliebte Kunigunde zum Abschied und theilte ihr in wenigen Worten mit, daß er heute noch auf den Untersberg wolle, um sich einen Gemsbock zu erjagen. Vergebens waren alle Warnungen, alle Bitten des edlen Fräuleins, nur in dieser Nacht nicht den Berg zu besuchen; denn Ritter Kunz achtete nicht auf das Flehen, er führte seinen einmal gefaßten Vorsatz auch aus.

Das Fräulein Kunigunde blieb zurück in Schmerz und Gram und durchwachte in Thränen die böse Nacht, in der Geister mehr denn je ihren Spuk zu treiben pflegen.

Der Tag brach an. Stunde um Stunde harrte sie des Wiedererscheinens ihres Ritters, er kam nicht. Der zweite,

dritte Tag verging, Ritter Kunz kehrte nimmer wieder. So verflossen Kunigunden neun volle Monate des Schmerzes und der Trauer um den Geliebten. Da am letzten Tage des neunten Monats überbrachte ein Bote ihr ein Schreiben. Mit zitternden Händen — denn sie hat ihres Ritters Schriftzüge er-



kannt — öffnet sie das Siegel. In athemloser Hast durchfliegt sie das Schreiben, um endlich in Thränen auszubrechen.

Zur selben Stunde noch verließ sie das Schloß ihrer Väter und suchte das nahe Frauenkloster auf, in welchem sie von Gott Vergebung der Sünden auf das Haupt ihres Geliebten herabflehte.

Was aber in dem Schreiben stand, sei im Folgenden erzählt:

Ritter Kunz von Rosenmund war in jener unglückseligen St. Thomasnacht, entgegen den Bitten seiner Braut, auf den Untersberg zur Jagd gegangen. Der Himmel war mit düsterem Gewölk bedeckt und grelle Blitze erhellten von Zeit zu Zeit die finstere Nacht. So kam der Ritter bis zum Haller Thurm, als plötzlich ein riesiges Gespenst ihm Halt gebot. Im selben Augenblicke öffnete sich die Felswand zu seiner Rechten und ein Mönch mit sieben Schlüsseln schritt auf ihn zu, ihn auffordernd, ihm zu folgen. Wiewohl Ritter Kunz sonst tapfer und unerschrocken, so überschlich ihn diesmal doch geheimes Grauen, und nur zögernd folgte sein Fuß dem ihm voranschreitenden Mönche. Sie gingen eine Weile auf- und abwärts, bis sie bei einer Thüre mit sieben Schlössern Halt machten. Der Mönch griff zu seinen sieben Schlüsseln, öffnete die Thüre, sah den Ritter mit einem gräßlichen Blicke an und verschwand dann.

Zagenden Muthes überschritt Kunz die Schwelle und erblickte entsetzt ein bei tausend Schritte langes Feuermeer, in dem er Gold- und Silberbarren schimmern sah. Noch war er in Staunen über diese Schätze versunken, als ein Kobold ihn jäh erfaßte und über das Feuermeer hinweg auf blumenreiche Wiesen führte. Hier erschien der Mönch ihm wieder und führte ihn rasch aus der Nähe der hier lagernden, viele Tausende zählenden, gewaffneten Riesen an einen von hohen Bäumen beschatteten düsteren Ort. Daselbst stand eine große, runde steinerne Tafel, an welcher in goldenem Harnisch, mit Stern und Band ein Fürst saß, dessen Bart viele Klafter lang aus seinem Helme hervorgewachsen war und doch nur zweimal um die Tafel reichte.

Erstaunt über diesen Anblick, wollte der Ritter den Mönch eben um Aufklärung bitten, als plötzlich im Kriegslager die Trommeln gerührt wurden und ein schreckliches Schlachtgetümmel mit dem Schlage der zwölften Stunde sich erhob. Der Mönch brachte Kunz über Gebüsch und Felsen hin schnell in Sicherheit;

der Kriegslärm aber verstummte wieder. Unter den Klängen eines lieblichen Glockenspieles nahten sich dem Ritter drei junge Mönche in schwarzem Habit, hießen ihn willkommen und führten ihn in ein Kloster. Hunderte von Mönchen lagen da in tiefe Andacht versunken am Boden. Nachdem sie psaltirend durch mehrere Gänge und Hallen geschritten waren, nahm der Guardian die Legende zur Hand und begann vorzulesen. Was der Ritter da zu hören bekam, trieb ihm alles Blut aus dem Gesichte und sträubte ihm das Haar auf dem Kopfe. Er wagte das Vernommene auch nicht niederzuschreiben, sondern erwähnte in seinem Briefe an Kunigunde nur, daß Kaiser Friedrich im Untersberge eingeschlossen sei und bis zu jenem Trauertage schlafen werde, an welchem sein Bart zum dritten Male um den Tisch gewachsen sein wird. Dann bricht ein schreckliches Säculum für die Armen und Reichen, die Großen und die Mönche an. Viele fremde Völker werden Deutschland überschwemmen und Schreckliches wird sich ereignen. Mehr wagte er nicht niederzuschreiben. Schließlich theilte er Kunigunden mit, daß er, aus dem Berge geführt, unter dem Eindruck des Vernommenen das Kloster zum heiligen Basilius aufgesucht und die Mönchskutte angezogen habe. Er beschwor Kunigunden, den Schleier zu nehmen und zu beten, daß Kaiser Friedrich's Bart langsam wachse, denn schrecklich sei die Zeit, die dann heranbricht, wenn der Kaiser zu neuem Leben erwacht.

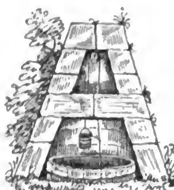


Das eiserne Thor.



Der Ellhammer Hiesl, ein lustiger Holzknecht, bestieg einst in Dienstgeschäften den Untersberg. Da stand er plötzlich vor einem großen, eisernen Thor, das fest verschlossen war und wahrscheinlich in einen unterirdischen Gang führte. Er versuchte es zu öffnen, besaß aber nicht die nöthige Kraft dazu, und dann kam ihm auch der Gedanke, daß er sich allein doch nicht hineinwagen dürfte. Er suchte demnach seine Genossen auf und verständigte sie von seiner Entdeckung. Die kamen nun mit scharfen Aexten und Brechstangen, allein so lange und so genau sie suchten, das eiserne Thor war nicht mehr zu finden.





Der Brunnenschacht.

Auf den Zehnkasern, einer Alpe am Untersberg, ist im Hochsommer kein Tropfen frisches Quellwasser zu haben, weder für Mensch noch Thier; in Folge dessen muß es stundenweit herbeigeholt werden. Vor vielen Jahren suchte eine Sendin gleichfalls nach einer Quelle. Nicht weit von der Alphütte entfernt fand sie auch richtig eine Oeffnung im Felsen, einem Ziehbrunnen, aus rothem Marmor ausgehauen, auf's Haar ähnlich. In der Tiefe dieses Brunnens aber hörte sie deutlich das Rieseln eines Baches. Sie ging nun zur Sennhütte zurück, um Wassergeschirre zu holen und noch eine zweite Sendin mitzunehmen, die ihr das Wasser tragen helfen sollte. Als sie nun Wasser schöpfen wollten, vernahmen sie aus der Tiefe herauf ein wüstes Geschrei, als ob eine Menge Menschen unten wären, und hörten, wie Thüren heftig auf und zu geschlagen wurden. Darüber erschraken Beide so heftig, daß sie mit ihren Wassergeschirren eiligst auf und davon liefen.



Das Thor zur grünen Wiese.



aria Klinger, eine Bauerstochter von Groß-Gmain, war auf der Zehnkasern-Alpe Sennerin. Einstmals verliefen sich, wie dies wohl öfter vorkommt, ihre Kühe. Sie machte sich auf, sie zu suchen, und staunte nicht wenig, etwa eine halbe Stunde von ihrer Hütte entfernt hinter einem dichten Gestrüppe, durch welches sich höchstens Schafe durcharbeiten konnten, einen schön gebahnten Kiesweg zu treffen, der sie zu einem großen durch eine Felswand, gehauenen Thore führte. Sie verfolgte durch dasselbe den Weg weiter, bis er in ein großes, mit den schönsten und seltensten Blumen übersäetes Feld ausmündete. Da ihr auf einmal so angst und bange wurde, kehrte sie rasch um und lief, was sie laufen konnte, ihrer Hütte zu. Ein zweites Mal fand sie den Weg dahin nicht wieder.



Das Weiblein beim Scheibentröglein.



Dieselbe Anna Maria Klinger ging eines Abends auf die Vierkasern-Alpe. Als sie zum sogenannten Scheibentrögl — einer Stelle, wo aus dem Felsen frisches Quellwasser in einen in den Stein gehauenen Trog fließt — ungefähr auf der Hälfte des Weges kam, saß ein kleines, kleines Weiblein da, dessen Aeuglein so blitzten, als wären es zwei Karfunkel. Es sah die Sendin vom Fuß bis zum Kopf scharf an, daß diese nicht wagte, sie anzusprechen, sondern eilends vorüberging. Als sie später nach dem Weiblein umsah, war es nicht mehr zu erblicken.



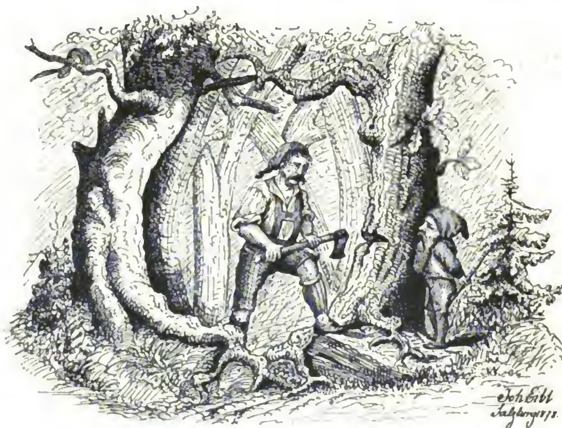
Der Zwergenstein.



in armer Bauer, der sich sein Leben lang sauer sein Brot verdient hatte, befand sich einst am Untersberg, um Holz zu fällen. Plötzlich stand ein eisgraues Männchen neben ihm und fragte ihn, wie er heiße. Der Bauer nannte seinen Namen und arbeitete ruhig weiter. Kaum aber hatte das kleine Männchen jenen vernommen, als es mit seinem Stäbchen allerlei Zeichen in die Luft machte und drei gelle Pfiffe hören ließ. Der Bauer sah erstaunt von seiner Arbeit auf und entdeckte im selben Momente zu seinem nicht geringen Entsetzen Hunderte von Zwergen, die, wie aus der Erde hervorgekommen, neugierig den armen Bauer betrachteten. Das erste Männchen aber fragte ihn, ob er den Zwergen einen Dienst erweisen wolle. Da er bejahte, befahl ihm das Männchen, zu folgen. Nach ziemlich langem Marsche kamen sie an eine hohe Felswand. Einer der Zwerge that drei Schläge an dieselbe, sie öffnete sich und zeigte einen langen Gang. Diesen schritten sie durch, bis sie zu einer eisernen Thüre gelangten, die von selbst aufsprang. Durch diese traten sie in einen von tausend Kerzen erleuchteten Saal. Die Wände wiesen spiegelblanken Marmor, der Boden war mit Silberplatten belegt. In der Mitte stand ein Thron aus purem Golde und mit den kostbarsten Edelsteinen besetzt. Auf diesem saß der König der

Zwerge, umgeben von zwölf Zwergen, welche kostbare aber eigenthümlich geformte Waffen trugen.

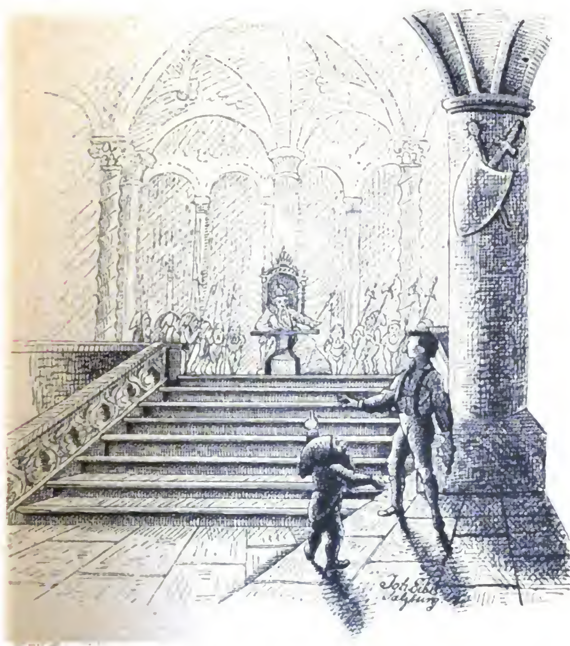
So viel Pracht und Herrlichkeit hatte der Bauer in seinem ganzen Leben nicht gesehen und sein Fuß war wie gebannt, er wagte es nicht, einen Schritt vorwärts zu thun und wartete in Bangen, was wohl mit ihm geschehen würde. Da gab der König ihm ein Zeichen und hieß ihn näher kommen. Der Bauer that's. Vor den Stufen des Thrones angekommen, fragte ihn



jener, ob er bereit sei und genug Muth besäße, den berühmten *Zwergenstein* zu holen. Als der Bauer sich hierzu gewillt erklärte, offenbarte ihm der König, daß der Stein die Eigenschaft besäße, alle Zwerge, welche ihn berührten, zu Menschen zu machen. Und dann theilte er mit, wo der Stein vergraben, rieth ihm aber, so vorsichtig als möglich zu sein, wenn er ihn hervorhole, denn ein Riese bewache ihn. Was aber die Hauptsache sei, er müsse in drei Tagen wieder zurück sein und dürfe

in dieser Zeit auch nicht *ein* Wort sprechen. Gelänge ihm dies Alles, so würde er der reichste Mann der Welt werden.

Der Bauer versprach, Alles zu thun, und machte sich sofort auf den Weg.



Bald erreichte er die bezeichnete Stelle und begann die Ausgrabung. Schon hatte er ein ziemlich tiefes Loch gegraben, als plötzlich drei Zwerge aus demselben ihm entgegensprangen, die fragten, was er da mache. Nahe daran, zu antworten, erinnerte er sich zu rechter Zeit der Bedingung des Schweigens.

Da ihn aber die Zwerge immerfort neckten und fragten, erfaßte ihn schließlich der Zorn so sehr, daß er einen Knotenstock ergriff und alle Drei niederschlug. Neue Schwierigkeiten und Hindernisse stellten sich ihm in den Weg, die er aber glücklich überwand. Er fand endlich den Stein und eilte freudetrunken zum Könige der Zwerge zurück. Letztere eilten ihm entgegen und riefen ihm schon von Weitem die Frage zu, ob er den Stein bringe. Da vergaß er des Verbotes und rief zu seinem Unglück ein lautes „Ja!" Kaum war dies Wort seinen Lippen entschlüpft, als ein furchtbarer Donnerschlag den Boden erzittern machte. Der Stein entfiel seiner Hand und in die Mitte des Untersberges, wo er stecken blieb und heute noch stecken soll; der Bauer aber stürzte todt zu Boden. Als Leute einige Zeit später den Berg bestiegen, fanden sie seine Leiche.

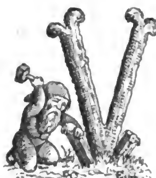




Der Zwerg am Hochthron.

nna Braun, so der Name einer Sendin auf den Zehnkasern, stieg eines Tages auf den Berchtesgadener Hochthron, um bei dem dort befindlichen Kreuz ihre Andacht zu verrichten. Als sie die letzte Höhe erklommen hatte, bemerkte sie in der Nähe des Kreuzes ein kleines Männchen, das einen Hut mit gewaltig breiten Krämpen auf dem Kopfe trug. „Das ist gewiß einer von den Untersbergern, bei dem versuche ich mein Glück!“ — dachte sie und ging schnurgrad auf das Zwerglein los. Als sie aber zu ihm gekommen war und eben den Mund öffnen wollte, war das Männchen verschwunden.





Das Bergmännlein beim Tanz.

Vor vielen Jahren wurde in Glas, einer Ortschaft in der Nähe des Gaisberges, eine Hochzeit gefeiert, bei der es gar lustig und wundersam herging.

Gegen Abend nämlich kam ein Bergmännlein aus dem Wunderberge und mischte sich unter die Hochzeitsgäste, die es gar freundlich aufnahmen. Es ermahnte denn auch Alle, in Ehren fröhlich zu sein, und bat schließlich, gleichfalls mittanzen zu dürfen. Herzlich gerne wurde ihm diese Bitte gewährt und so machte es denn mit der einen und der anderen Jungfrau allzeit drei Tänze und wußte sich dabei so zierlich zu wenden und zu drehen, daß die Hochzeitsgäste sich darob groß verwunderten und ihre helle Freude daran hatten. Nach dem Tanze bedankte es sich gar freundlich und schenkte jedem der Brautleute drei Geldstücke von unbekannter Münzsorte, deren man jedes auf vier Kreuzer im Werthe schätzte. Dabei ermahnte es Beide, in Frieden und Eintracht zu hausen, christlich zu leben und bei frommem Wandel ihre Kinder zum Guten zu erziehen. Die Geldstücke aber sollten sie zu ihrem Gelde legen und seiner stets gedenken, dann würden sie selten in Noth kommen. Sie sollten auch in ihrem Glücke nicht von der Hoffart erfaßt werden, sondern ihren bedürftigen Nachbarn von ihrem Ueberflusse geben.

Darauf blieb das Bergmännlein noch bis zur Nachtszeit

und aß und trank* auch ein Weniges von dem, was ihm geboten wurde. Alsdann bedankte es sich für die gewährte Gastfreundschaft und begehrte einen Fährmann, der es über die Salzach führe. Zufällig befand sich eben der Schiffmann Johann Ständl unter den Hochzeitsgästen. Der machte sich eilfertig auf und ging mit dem Männlein zur Ueberfahrt. Während derselben begehrte er seinen Lohn. Demüthig reichte ihm sein Fahrgast drei Pfennige. Doch jenem schien der Lohn allzu gering und er verweigerte barsch dessen Annahme. Da sprach das



Männlein: „Laß' Dich's nicht verdrießen. Behalte die drei Pfennige gar wohl und Du wirst nie Mangel leiden, wenn anders Deinem Hochmuth Du entsagst". Zugleich gab es ihm noch ein kleines Steinlein mit den Worten: „Wenn Du dieses an Deinen Hals hängst, so wirst im Wasser Du nimmer zu Grunde gehen!" Schließlich forderte es ihn noch zu frommem und demüthigem Lebenswandel auf und ging dann rasch von hinnen.

* Die Handschrift sagt: „Ist er das Bergmännlein ein Wenig bezecht worden". Vergl. Maßmann.

Und die Gaben brachten Allen Glück und Segen. Das neue Ehepaar lebte lange Jahre ohne Sorgen, denn das Geld ging ihm nie aus. Der Schiffmann aber wurde ein wohlhabender Mann und durch das Steinlein zweimal vom sichern Tode aus den Wellen errettet.*

* Nach Einigen soll der Fährmann bei Laufen in die Salzach, nach Anderen in den Königssee gestürzt und immer glücklich gerettet worden sein. Ueber die drei Pfennige sagt die Handschrift: „Die drei Pfennige hat er hernach zu seinem Gelde geleget so ist die Truhe den andern Tag voller Geld gewesen". Maßmann II. p. 75.





Das Männchen am Zaune.

Der Wolfschwanger Bauer am Untersberg bei Groß-Gmain erzählt, sein Großvater habe einst auf dem großen Steine, der in geringer Entfernung von seinem Hause am Zaune liegt, ein ganz kleines Männchen gesehen, das er für einen Untersberger hielt. Als er darauf hinging, um es anzusprechen, war das Männlein verschwunden, ohne daß er wußte wohin.



Der Bauernknecht und das Bergmännlein.



Zu einem Bauernknechte am Untersberge kam im Jahre 1847, zu welcher Zeit auch der dürre Birnbaum auf dem Walser Felde wieder zu grünen begann, eines Tages ein Bergmännlein und forderte ihn auf, ihm zu folgen. Der Knecht willfahrte nicht ohne Furcht diesem Verlangen. Das Männchen aber führte ihn auf einen Felsen, von dem aus er, abwärts schauend, das ganze Thal mit Soldaten überfüllt sah. Sofort stiegen sie nach einer anderen, höheren Stelle und von dieser aus sah der Knecht das Thal voll Blut. Endlich erstiegen sie einen dritten noch höheren Punkt. Was der Knecht von hier aus sah, trieb ihm die Haare zu Berge. Er vertraute es aber keinem Menschen an und blieb von der Stunde an traurig und niedergeschlagen.



Der Zwerg Hahnengickerl.


ine edle und vornehme Dame, die jahrelang von einem äußerst bösartigen Leiden gequält wurde, nahm ihre letzte Zuflucht zu dem berühmten Dr. Theophrastus Paracelsus. Sie reiste nach Salzburg, nahm im „Goldenen Schiff" Quartier und ließ sich sofort den Doctor holen. Er kam; aber so groß auch sein ärztliches Wissen und so sehr er in die Geheimnisse der Natur eingeweiht war, den Sitz des Uebels dieser Dame vermochte er nicht zu ergründen, er war nicht im Stande, ihr zu helfen.

Trostlos und weinend lag die Kranke einst in ihrem Zimmer und wollte schier verzweifeln über ihre eigene so traurige Lage, als sich plötzlich die Thüre öffnete und ein Untersberg-Zwerg hereinkam. Der sprach zu ihr: „Ich will die Frau von ihrer Krankheit wohl befreien; aber nur unter der Bedingung, daß sie sich ein Jahr lang meinen Namen — Hahnengickerl — merkt; widrigenfalls ich nach einem Jahre und einem Tage wieder erscheinen und sie als meine Gemalin mit in den Untersberg nehmen würde". Die Dame war's zufrieden und wenige Tage darauf war sie gesund.

Ruhig und glücklich lebte sie fast ein ganzes Jahr; da erinnerte sie sich plötzlich der Bedingung, die ihr der Zwerg damals gestellt, und bemerkte mit Schrecken, daß sie seinen Namen vergessen. Immer näher rückte der Tag heran, an welchem der Zwerg wieder erscheinen sollte, ohne daß es ihr gelungen, sich den Namen desselben in's Gedächtniß zurückzurufen. In ihrer

Verzweiflung ließ sie endlich bekannt machen, daß sie Denjenigen, der ihr den Namen in's Gedächtniß zurückriefe, überreich belohnen wolle. Allein es fand sich Niemand, der ihr aus der Bedrängniß geholfen hätte.

Da ging eines Tages ein frommes Mägdelein, dessen Mutter todtkrank zu Hause lag, auf den Untersberg, um heil-



kräftige Kräuter zu sammeln. Als sie den halben Berg erstiegen hatte, kam sie zu einer Felskluft, deren Eingang verwachsen und mit Gestrüpp verdeckt war. In derselben aber hörte sie jubelnd singen:

„Juchhe! Bin ich froh!
Daß die Frau nicht weiß,
Daß ich Hahnengickerl heiß!"

Das Mädchen gedachte sogleich jener fremden Dame, ließ

Alles liegen und stehen und lief, was sie laufen konnte, in's „Goldene Schiff" nach Salzburg. Da ließ sie sich sofort bei der Dame anmelden, theilte ihr das Vernommene mit und erhielt so reiche Geschenke von derselben, daß sie und ihre Eltern Zeitlebens daran genug hatten. Die Dame aber reiste in bestem Wohlsein von Salzburg ab und lebte noch lange Jahre in ungestörter Gesundheit.



Der Ritter von Tollenstein und das grüne Männlein.



as ehemalige gräflich Firmian'sche Schloß Leopoldskron bei Salzburg war in grauer Vorzeit ein Besitzthum der Ritter von Tollenstein. Eine mächtige Feste ragte an derselben Stelle empor gen Himmel und weit und breit kannte man die Macht der Tollensteiner. Der Letzte dieses mächtigen Ritterstammes, Burkhard von Tollenstein, besaß jedoch nur wenig mehr von dem Reichthum seiner Vorfahren. Nichtsdestoweniger entbrannte sein Herz in heißer Liebe zur schönen und reichen Gräfin Juliana von Hort. Er warb um sie, ward aber schnöde abgewiesen. „Was nützen mir Ahnen und Wappen" — so lautete die Antwort der schönen Juliane auf seine Werbung — „wenn der Hunger Burgwächter bei Euch, Herr Ritter, ist!"

Außer sich über so beißenden Spott, verließ Burkhard das Schloß, schwang sich auf seinen Rappen und fort ging's über Stock und Stein, so schnell ihn das Roß nur tragen konnte.

Da plötzlich bäumte sich das Thier, schnaubte und wich nicht von der Stelle. Vergebens spornte der Ritter es an, es stand wie in Erz gegossen. Erstaunt forschte Burkhard von Tollenstein nach der Ursache und sah auf einem Steine ein Zwerglein sitzen, angethan mit stahlgrünem Wamms und Mäntlein; die blitzenden Aeuglein starrten unverwandt den Ritter an. Diesen überfiel banges Grauen; denn jetzt erst wurde er gewahr,

daß er in das Bereich des gespenstigen Untersberges gerathen war. Schon wollte sein Roß zur raschen Flucht er wenden, als der Gedanke an Juliana wie ein Blitz sein Gehirn durchzuckte. „Jetzt oder nie!" — dachte er, und mit gewaltiger Stimme rief er dem Männlein zu: „He, Kleiner, was hältst Du den Rappen mir an?" Und grinsenden Angesichts entgegnete ihm das Zwerglein: „Was betrittst Du zu dieser Stunde mein Ge-



biet? Wisse, nichtiger Erdensohn, ich bin Pypo, der Herr dieses Berges, mein sind all' die Schätze, die seit Jahrtausenden in diesem Riesen ruh'n! Wer nicht berufen ist, darf nicht in meine Nähe!"

„Wohlan denn, so hilf mir, wenn Du's vermagst!" — rief barsch der Burgherr — „gieb einen Theil nur Deiner Schätze mir und ewig werd' ich Dir dankbar sein!"

„Deines Dankes" — sprach lachend das Zwerglein — „bedarf ich nicht. Wenn Du für jeden Beutel Goldes von 1000 Gulden nur ein Haar Deines Hauptes mir giebst, bin ich's zufrieden."

„Ein Haar nur" — rief erfreut der Burgherr — „einen ganzen Zopf sollst Du haben, gieb nur des Goldes mir genug, auf daß Juliana die Meine wird."

„Ich nehme nicht mehr als ein Haar für jeden Beutel!" wiederholte jener, und mit dem Finger drohend setzte er bei: „Sieh' zu, Burkhard, daß Du nur genug der Haare hast."

Aber jener, nicht achtend dieser Rede, schnitt mit dem Schwert sich eine Locke ab und warf sie dem Zwerglein zu.

„Nicht doch!" rief dieser, „der Locke bedarf ich nicht, nur ein Haar verlange ich mir." Und rasch sich dem Burgherrn nähernd, hieß er ihn vom Pferde steigen und riß mit eigener Hand ein Haar vom Kopfe des Ritters.

„Hab' Dank dafür, Du schmucker Rittersmann!" grinste noch der Kleine und verschwand in's Innere des Berges. Zu Füßen des Pferdes aber lag ein Beutel, gefüllt mit blankem Gold. Hastig nahm Burkhard die theure Last zu sich auf's Pferd und sprengte gehobenen Muthes seiner Veste zu. Tagtäglich schleppte er nun des Goldes in Masse nach Hause, bis er endlich genug besaß, um Juliana's Habgier zu befriedigen und sie zu freien.

Nur kurze Zeit indeß währte sein ehelich Glück; denn all' zu bald zeigte sich seines Weibes böses Herz. Gold, nur Gold war die Seele ihres Lebens und unersättlich ihr Geiz. Mit Verachtung blickte sie auf den Mann ihrer Wahl, und nur wenn Burkhard mit vollem Beutel wiederkehrte, durfte er ein freundlich Gesicht erhoffen.

So schwanden Jahre dahin und bald bedeckte nur mehr spärliches Silber des früh gealterten Ritters Haupt.

Da gab die Burgfrau eines Tages ein großes Turnier und ungestüm gebot sie ihrem Gemal, das Geld hierfür zu schaffen.

Gramgebeugt ritt der Tollensteiner dem Untersberge zu.

„Kleinmeister Pypo!“ — so rief er, und vor ihm stand das grüne Männlein.

„Was ist Dein Begehr?“

„Gieb mir Geld“ — rief mit schwacher Stimme Burkhard — „doch nicht mehr vermag ich ein Haar dafür zu bieten Dir; denn siehe, kahl ist mein gealtert Haupt!“ und er nahm seinen Helm ab.

„Ei“ — rief grinsend der Zwerg — „hatt' ich nicht Recht, die Zeit ist gekommen, da Deine Haare Dir zu wenig wurden. Umsonst erhältst Du nichts von mir!“

„Verlange, Grausamer, was Du willst, was ich vermag, ich will es thun!“ — sprach zornerglühend der Burgherr. Doch bald sank ihm sein Muth und traurig setzte er hinzu: „Nur Haare verlange nicht, denn meines Hauptes Schmuck ist weg!“

„Dann ist unser Handel aus!“ lachte der Kleine.

„Hah! Bestie! Ist das Dein höllisch Werk gewesen?“ — brüllte nunmehr wuthentbrannt der Ritter. „Untergraben hast Du mein standhaft Gemüth, meinen Sinn für das Gute und nun zeigst Du Dich in Deiner wahren Gestalt, nun leuchtet mir die Absicht Deines Winkes hell vor Augen. Gieb das Haar mir wieder, das schändlich Du geraubt für schnödes Gold, oder fürchte sonst die Hand des mächtigen Tollensteiners!“

„Ei, ei, wie schlau, Herr Ritter“, — höhnte nun der Zwerg — „fürchten, meinst Du, soll ich Dich, Dich, dem ich allein zur Macht verholfen. Dein Haar verlangst Du, Prasser, wieder? Nun wohl, es sei, Du sollst es haben!“ Bei diesen Worten zog er ein aus den Haaren des Ritters geflochtenes Stricklein aus seinem Wamms hervor und warf es demselben mit höllischem Lachen zu, unter furchtbarem Donnergebrülle in die Klüfte des Berges verschwindend.

Der Ritter aber sprengte entsetzt, mit verhängtem Zügel seiner Burg zu, eilte in sein Schlafgemach und schloß sich ein.

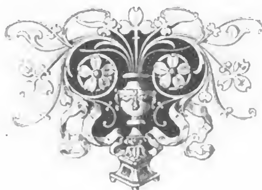
Schon waren alle Vorbereitungen zu dem festlichen Turnier getroffen, schon kündete das Schmettern der Trompeten den Ein-

zug der Ritterschaft, als man erst Ritter Burkhard's Abwesenheit gewahr wurde. Zornbebend stieg die Burgfrau selbst zum Gemach des Gemals empor, um den Säumigen zu holen. Allein, fest verschlossen, spottete die Thüre ihren Bemühungen, sie zu öffnen. Der Gewalt gelang es endlich, den Widerstand zu brechen. Doch welche Scene des Schreckens und Entsetzens bot sich da den Augen der Eintretenden.

Mit gräßlich verzerrtem Angesicht lag Ritter Tollenstein erdrosselt von einer Haarschnur auf seinem Bette, in seiner Rechten einen Beutel mit 1000 Goldgulden haltend.

Von den Furien des bösen Gewissens gepeitscht, floh Juliana diesem Anblick und starb bald darauf eines jähen Todes.

Dies war das Ende des letzten Sprossen der mächtigen Tollensteiner.



Der Untersberger.



n der Nähe des Untersberges, gegen Bayern zu, liegt ein schönes Bauerngut, das von einem Hügel herab weit in's Land hineinsieht.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts lebte auf demselben in Friede und Eintracht ein junges Ehepaar, das sich seines Daseins in Ehren freute, fleißig zur Arbeit sah und von Gott auch sichtbar gesegnet war; denn reiche Ernte trugen Wiesen und Felder unter seinen Händen.

Doch nicht immer sollte es so bleiben. Treuhart, so der Name des Bauers, traf eines Tages mit Wildschützen zusammen, die ihn überredeten, mit ihnen dem Waidwerke zu fröhnen. Von der Stunde an, wurde ihm die Jagd zur Leidenschaft und ein böser Geist zog ein in das bisher so glückliche und friedliche Gehöfte. Treuhart vernachlässigte die Arbeit, das früher so blühende Anwesen verfiel bald sichtbar, der Reichthum schwand dahin wie Rauch und mit ihm das Glück der Bäuerin; denn ihr Mann war ein wüster Geselle geworden, der den Namen Gottes nicht mehr über seine Lippen brachte und entsetzlich fluchte, wie nie zuvor.

Eines Tages bei einbrechender Nacht erscholl wieder der Lockruf von Treuhart's Jagdgenossen. Kaum hatte er ihn vernommen, als er auch schon nach der Büchse griff und hinaus-

eilte in den Wald, trotz der Bitten seiner Frau, die ihn um Alles beschwor, heute daheim zu bleiben.

Bald war er unter den Jagdgenossen angelangt, bemerkte aber zu seinem Erstaunen, daß er sich unter ihm völlig Unbekannten befinde. Allein im nächsten Augenblicke erschollen die Jagdhörner und fort ging's durch Dick und Dünn.

Tag um Tag, Woche um Woche verfloß, Treuhart kehrte nicht wieder. Mehr als ein Monat war seit seinem Verschwinden schon verflossen, da kam an einem Herbsttage ein Fremder auf den Hof und fragte nach dem Bauern. Die tiefbekümmerte Frau erzählte ihm mit Thränen in den Augen, was geschehen. Der Fremde tröstete sie und sprach: „Sei guten Muthes! Dein Mann wird wohl noch wiederkehren; vielleicht hält ihn nur der Untersberger zurück. Ich will Dir indessen einen Knecht schicken, der Dir das Hauswesen besorgen hilft."

Die Arme wußte nicht, was sie bei diesen Worten denken sollte. Als indeß der Fremde fort war, fühlte sie sich so eigenthümlich wohl; ein Schimmer von Hoffnung, ihren Mann wiederzusehen, war in ihre Brust eingekehrt.

Wenige Tage darauf kam der verheißene Knecht und übernahm sofort die Leitung der ganzen Wirthschaft. Im nächsten Frühjahre standen Felder und Wiesen im herrlichsten Schmuck, wie von Gottes Segen überschüttet; der Herbst füllte Scheunen und Haus, wie nie zuvor.

Ein Jahr war seit dem Verschwinden Treuhart's verflossen, da trat der Oberknecht vor die Bäuerin hin und meldete der nicht wenig Erstaunten, seine Zeit sei um und er müsse zurück in seine Heimat; sie bedürfe seiner Hilfe ohnedies nicht mehr, denn der Herr des Hofes, ihr Gatte, sei bereits auf dem Heimwege begriffen. Dies sei ihm heute Nacht von Jemandem gemeldet worden.

Und so war es auch.

Gegen Abend kam Treuhart auf den Hof zugeschritten.

Mit dem Ausrufe: „Er ist es!“ stürzte ihm sein treues Weib entgegen und hing an seinem Halse.

Am anderen Tage stand er frühzeitig auf, durchschritt mit spähendem Blick das ganze Haus, den Stall und ordnete Alles an, wie er sonst es gethan. Es war, als hätte er das Haus nicht einen Tag verlassen und wäre nicht mit seinen wilden Jagdgenossen hinausgezogen.

Niemals hat man indeß von ihm erfahren, wo er jenes Jahr über gewesen. Das Gerücht aber erzählte: „Er war in der Lehre und Buße bei dem Untersberger“.



Trinkende Untersberger.



Der Bernerbauer am See erblickte eines Tages früh Morgens drei Untersberg-Männlein, die am Brunnen bei der Seebühelbrücke unterhalb des Wegkreuzes tranken.

Er wollte sie fangen, schlich leise hinzu, hatte aber, als er zugriff, nichts in Händen. Die Männleins waren verschwunden.

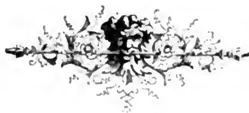


Untersbergmännchen und die Holzknechte.

er alte Seebühler erzählt: Vor vielen, vielen Jahren trafen zufällig in der Früh um vier Uhr auf dem Untersberge sieben Holzknechte mit drei Reichenhallern zusammen, die sammt und sonders nach Salzburg wollten. Eine Weile waren sie schon gegangen, als ihnen plötzlich auf dem schmalen Weg ein langer Zug schwarzer Männchen, Paar an Paar, wohl an die Vierhundert entgegenkam. Alle waren gleich gekleidet, zwei Trommelschläger und zwei Pfeifer schritten voran.

Ohne sich irgend um etwas zu kümmern, weder rechts noch links schauend, marschirten die Männleins an den Erstaunten vorüber und verschwanden um die nächste Felsenecke, ohne daß es möglich war, von ihnen die geringste Spur zu entdecken.

Bald darauf aber brach ein großer Krieg aus.

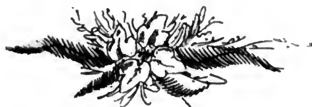


Die Untersberg-Männlein im Pass Lueg.



Im Jahre 1807 wurde der Pförtner des Engpasses Lueg Nachts durch einen gewaltigen Lärm aus seiner Ruhe aufgerüttelt.

Als er zum Fenster hinaussah, erblickte er zu seinem nicht geringen Schreck eine zahllose Schaar von Untersberg-Männleins gegen den Paß anrücken. Gleich darauf begehrten sie auch schon stürmisch und unter Drohungen den Durchzug. Als der Pförtner dies seiner Pflicht gemäß verweigerte, sprengten sie die Pforte mit Gewalt und zogen lärmend durch. Des anderen Tages meldete der Pförtner dieses Ereigniß dem benachbarten Pfarrherrn und bat ihn um Rath, ob er diesen Vorfall auch höheren Orts anzeigen solle oder nicht. Der aber rieth ihm wohlweislich zu schweigen. Und es war gut so.





Untersberger am hangenden Stein.

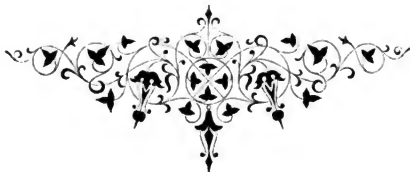
Unweit Salzburgs ist der Paß „am hangenden Stein". Zur Zeit der Franzosenkriege war's — Salzburg gehörte bald diesem, bald jenem Herrn — da wurde in einer Nacht der dortige Beamte aus dem Schlafe geweckt und erblickte am Fenster ein Zwerglein stehen, dergleichen er nie früher gesehen. Dies forderte ihn auf, die Gitter zu öffnen. Einen Blick zum Fenster hinaus werfend, traf sein Auge auf eine unabsehbare Menge ähnlicher Gestalten. Er wagte es nun nicht mehr, den Durchzug zu verweigern, und schloß das Gitter auf.

Voran zogen Jünglinge, wohl zehn in einer Front, ihnen folgten Männer, alle gleich gekleidet und wohl bewaffnet, endlich kamen Greise in ernster Amtstracht, das waren Richter oder Räthe, den Zug schloß wieder eine Schaar von Jünglingen. Wohl an zwei Stunden hatte der Marsch gedauert und nicht ein Wort war dabei gesprochen worden. Der letzte Untersberger befahl dem Beamten, das Gitter wieder zu schließen.

Am frühen Morgen zog der Beamte bei den Landleuten Erkundigungen ein und wirklich hatten Einige den Zug deutlich vernommen. Sofort machte er sich auf den Weg nach der Stadt und erstattete bei seiner vorgesetzten Behörde die Anzeige von dem räthselhaften Vorfalle. Er blieb auch standhaft bei

seiner Aussage, selbst dann, als ihm sogar körperliche Züchtigung angedroht wurde.

Leute, die mit der Sage vertraut waren, meinten, das bedeute Krieg; denn immer, wenn die „Untersbergmandeln“ sich in Waffen zeigen, oder wenn man aus den Höhlen des Berges Trommelschall und Waffengeklirr hört, wird das Land von feindlichen Truppen überschwemmt.





Die schwarzen und die weissen Untersberger.

In einem Dorfe nächst dem Untersberge sah einst eine Frau von der Altane ihres Hauses herab, als plötzlich drei kleine Männchen vor dem Thore standen, welche sie aufforderten, die Thüre zu öffnen. Sie verlangten Speise und gern gab ihnen die Frau, was sie noch hatte, — zwei übrig gebliebene Krapfen. Als sie gegessen, fragten sie nach der Zeche. Die Frau wollte nichts annehmen, indeß meinten die Männleins, sie dürfen sich nichts schenken lassen, und legten drei alte Münzen unter das Salzfaß. „Willst Du wissen“ — sagten sie — „wer wir sind?“

„Wohl möchte ich das wissen, wenn es mir nichts schadet!“ meinte die Frau.

„Wir sind vom Untersberg und ziehen nach Spanien; uns folgt ein großes Heer. Schließe den Fensterladen, wenn die Schwarzen kommen, kommen aber die Weißen, so magst Du immerhin sie wieder öffnen.“

Hierauf schieden die drei Männlein. Bald darauf rückte auch schon ein langer Zug von kleinen Kriegern, der eine volle Stunde währte, heran. Derselbe war in Schaaren abgetheilt, an der Spitze jeder Schaar ein Führer, vier Rössel (kleine Pferde mit Reitern) trabten immer nebeneinander, weiße und schwarze, je nach den weißen oder schwarzen Farben. Alle trugen Lanzen und Schwerter. Den Schluß machte ein großer, schwarzer Hund.



Die Gendarmen und die Untersberger.

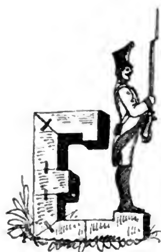


Zwei Gendarmen marschirten einst von Glanegg um die zehnte Abendstunde gegen Grödig.

Ungefähr eine Viertelstunde vor Grödig begegnete ihnen ein Zug grauer Männleins, mit großen Bärten, schweigsam und lautlos. Die Gendarmen an nichts weniger als an die Untersberger denkend und einen Schelmenstreich von Bauernjungen vermuthend, riefen dem Zuge ein „Halt" entgegen. Doch die Männlein kehrten sich wenig daran, sie zogen ihres Weges weiter; da griffen die Gendarmen zu ihren Waffen und schossen in die Menge hinein.

Trotzdem sie wähnten, den Einen oder Andern getroffen zu haben, stürzen sahen sie Keinen; wohl aber blieb jetzt der Zug stehen und der Anführer desselben hob dreimal drohend seine Rechte gegen die beiden Gendarmen. Darauf setzte er sich wieder in Bewegung und war im nächsten Augenblicke den Augen der entsetzten Gendarmen entschwunden. In die Stadt zurückgekehrt, machten sie sofort bei ihrem Commandanten die Meldung von diesem Vorfalle. Einundzwanzig Tage darauf, sie waren inzwischen von Salzburg jeder in einen anderen Ort versetzt worden, wurden Beide todt in ihren Betten aufgefunden.

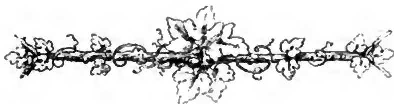




Die Schildwache und die Untersberger im Dome zu Salzburg.

Eine Schildwache an der Hauptwache zu Salzburg erblickte einst um die Mitternachtsstunde einen langen Zug kleiner, schwarzer Männchen, die über den Residenzplatz in die Domkirche zogen; im selben Augenblicke war diese auch hell erleuchtet und Orgelklang, Musik und Chorgesang schlugen deutlich an sein Ohr. Voll Verwunderung und erfaßt von Grauen, wagte der Wachposten nicht sein Schilderhaus zu verlassen. Eine volle Stunde währte der Gottesdienst; dann verfinsterte sich der Dom wieder, Alles wurde still und die Männleins zogen paarweise, wie sie gekommen, wieder ab, ohne Lärm und Geräusch.

Da überfiel den Wachposten unwillkürlich ein panischer Schreck und er rief die Wachmannschaft heraus; im selben Momente schlug es Ein Uhr. Die Wachablösung traf den Soldaten zu Tode erschrocken und halb ohnmächtig an. Nur mit Mühe vermochte er noch das Gesehene und Gehörte mitzutheilen und stürzte dann todt zu Boden.





Untersberger im Dome zu Salzburg.

in Fräulein in Salzburg, das zur Adventzeit das „Rorate“ (Frühmesse) nie zu versäumen pflegte, wurde eines Nachts munter. Wähnend, daß es schon fünf Uhr Früh, stand sie rasch auf, kleidete sich an und lief eilig zur Domkirche. Wohl verwunderte sie sich, keine Menschenseele auf der Straße zu sehen, ließ sich aber trotzdem nicht aufhalten, da sie überdies die Töne der Riesenorgel, die man selbst bei Tage zwei Plätze weit hört, deutlich vernahm. Sie tritt auf den Domplatz und sieht die Kirchenfenster alle hell erleuchtet. An der Kirche angelangt, findet sie jedoch sämmtliche Kirchenthüren fest verschlossen. Unentschlossen, was sie thun soll, geht sie eine Weile vor der Kirche auf und ab, da vernimmt sie deutlich den Schlußgesang des Hochamtes, zu gleicher Zeit schlägt's vom Thurm herab die erste Morgenstunde und verlöschen in der Kirche alle Lichter.

Es waren wieder die Untersberger gewesen, die durch einen unterirdischen Gang in den Dom gekommen waren.



Untersberger zu Niederalm.



Ein Salzburger Zimmermann begab sich einmal von seiner Hochzeit in Hallein nach Hause. Als er nach Niederalm kam, sah er die dortige Kirche hell erleuchtet und vernahm Orgelspiel und Musik. Weil die Kirchenthüre offen, trat er unerschrocken ein. Da sah er denn die ganze Kirche angefüllt mit kleinen Männchen, deren jedes einen gezückten Säbel in der Hand hielt. Gerade neben ihm stand ein Zimmermann, die schön geschliffene Axt auf der Schulter tragend. Der sagte zu dem Ankömmling: „Ist recht, daß Du kommst! Ich bin so der einzige Zimmermann von der ganzen Armee und müßte sonst auch beim Einzug allein gehen. Da hast Du eine Axt, wir wollen zusammen einmarschiren."

Dem Zimmermann war's recht. Als die Messe zu Ende war, ordnete sich der Zug, die Zimmerleute machten den Schluß. Auf das Commando: „Vorwärts, marsch!" ging es fast im Sturmschritte dem Untersberge zu. An einer hohen Felswand angelangt, öffnete sich ein hochgewölbtes Thor und sie traten ein.

Während sie durch eine große Halle fürbaß schritten, kamen zwei Männchen mit langen, eisgrauen Bärten auf den Zimmermann zu, nahmen ihn in ihre Mitte und führten ihn in eine geräumige Höhle, die ziemlich hell war, wiewohl nirgends ein Licht brannte. Hier gaben sie ihm Buch und Feder in die Hand und sprachen: „Auf diesen Pergamentblättern wird Alles, was im Laufe der Zeiten sich ereignen wird, aufgezeichnet. Schau das

Buch an! Die Hälfte ist bereits angefüllt! Es sind bald tausend Jahre, seit die erste Zeile eingezeichnet worden. Vieles von dem, was da schwarz auf weiß steht, ist schon in Erfüllung gegangen; aber Vieles steht noch bevor. Einschreiben kann aber nur Einer, der zu guter Stunde von außen zu uns hereinkommt. Also schreibe, so gut Du kannst: „„Darauf wird ein schrecklicher Krieg ausbrechen, so schnell und unvermuthet, daß der Bauer vom Acker mit der Pflugschaar und die Bäuerin vom Herd weg mit dem Küchelspitz in's Gefecht rennen. Das dauert jedoch nicht lange. Der Bauer kehrt bald zurück, um seine Zugstiere vorwärts zu treiben, und die Bäuerin, um alle ihre „Küchcln"* zum Mittagessen zu backen. Wer während dieses Krieges auf die Flucht geht, der braucht nicht mehr, als einen einzigen Brodlaib mitzunehmen. Dies begiebt sich im Jahre . . . .""
Da hörte der Zimmermann plötzlich Trompetenstöße in der Ferne und die beiden Männlein eilten hinweg.

Jener steckte das Buch in die Tasche und machte sich aus dem Staube. Als er einige Schritte vorwärts gethan, erblickte er durch einen Felsspalt den blauen Himmel. Bald stand er an der Oeffnung, vor sich die herrlich schöne Gegend im hellen Morgensonnenschein.

So rasch er nur konnte, enteilte er dem gespenstigen Berge. Auf dem Heimwege wollte er das Buch aus seiner Tasche nehmen, erstaunte aber nicht wenig, als er statt desselben eine Hand voll Spinngewebe herauszog.

* Kleine Kuchen.

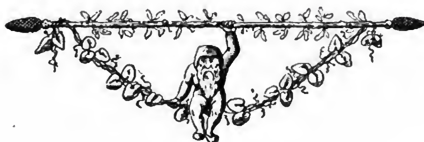


Der Kutscher von St. Zeno.



Ein Kutscher, der im Stifte zu St. Zeno ein kleines Stübchen hatte, wollte einmal, es hatte gerade die Mitternachtsstunde geschlagen, eben zur Ruhe gehen, als sich die Thüre seines Stübchens leise öffnete und ein langer Zug dunkler Männchen hereinkam, die, den Weg durch sein Gemach nehmend, zum Fenster hinaus gegen die Kirche hin verschwanden.

Es sind erst wenige Jahre her, daß dies geschehen.



Die Untersberger in St. Zeno.



Der Landarzt von Anger fuhr in einer sternenhellen Nacht von einem Krankenbesuche in Groß-Gmain nach Hause. Als er an der Kirche von St. Zeno vorüberfuhr, wollte das Pferd plötzlich nicht mehr von der Stelle. Rasch sprang er vom Wagen, um nachzusehen, ob nicht irgend ein Hinderniß im Wege liege. Da schlägt's eben Mitternacht, sein Blick fällt auf die Kirche und nicht ohne Entsetzen sieht er diese hell erleuchtet. Orgelton und hellstimmiger Chorgesang tönten aus derselben ihm entgegen und klangen gar wundersam durch die stille Nacht. Das Pferd an einen Baum bindend, näherte er sich neugierig der Kirchenpforte, fand sie aber verschlossen. Da er indeß um jeden Preis sehen wollte, was in der Kirche vorging, so kletterte er mühsam zu einem der Kirchenfenster empor und warf einen Blick in's Innere des Gotteshauses. Da sah er denn die ganze Kirche von vielen Hunderten von Lichtern taghell erleuchtet und den Hochaltar glänzend geschmückt mit den prächtigsten Blumen und Blüthen. Drei Geistliche standen vor demselben und celebrirten eben das Hochamt; die Betstühle aber waren dicht besetzt mit Menschen — Männern und Frauen — in den wunderlichsten Gewändern, wie man sie vor vielen hundert Jahren trug. Darunter waren wieder Hunderte von winzig kleinen Männchen, alle mit großen Bärten und in schwarze

Kutten gekleidet. Und Alle sangen sie zu den mächtigen Klängen der Orgel so schön, daß es den Arzt wunderbar ergriff. Dabei wurde ihm plötzlich so angst und bang, daß er sich mit beiden Händen am Gitter halten mußte, um nicht herabzufallen. Eiligst verließ er seinen Standort, eilte seinem Wägelchen zu und fuhr im Galopp auf und davon. Im selben Moment schlug die Thurmuhr Eins und momentan war die Kirche wieder in Dunkelheit versunken, wie zuvor.



Untersberger in der Kirche zu St. Peter und Paul bei Reichenhall.



Seebühler's Vater ging einst mit zweien seiner Kameraden vom Thumsee zur Nachtzeit nach Berchtesgaden auf die Jagd. Da sie außerhalb Reichenhall angelangt waren, kamen sie bei der damals noch bestandenen, nunmehr bereits demolirten Kirche von St. Peter und Paul in dem Augenblicke vorüber, als die Thurmuhr die Mitternachtsstunde verkündete. Alsbald erhellten sich die Kirchenfenster, Orgelklang und volle Musik traf ihr Ohr. Da sie zu einem der Kirchenfenster hinaufgeklettert waren, sahen sie die ganze Kirche voll schwarzer Leute, jeden mit einem Lichte und Alle in tiefe Andacht versunken; der Geistliche las das Hochamt.

Die drei Späher aber überkam große Angst und sie machten sich eilig auf und davon.

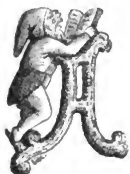


Untersberger zu St. Bartlmä (Bartholomä).

Von der Eiskapelle, oberhalb des eben genannten Ortes, am Eisbache entlang, stieg einst eine Dirne herab, ein verlaufenes Schaf zu suchen. Sie verspätete sich hierbei und stockfinstere Nacht war es, als sie an dem kleinen Kirchlein St. Johann und Paul vorüberkam. Auf einmal sieht sie aus dem Buschwerk am Bergabhange kleine Männchen mit braunen Kutten hervorkommen und über die Brücke hinüber den Weg nach der Kirche nehmen. Jetzt fängt das Glöcklein zu läuten an und heller Schein verbreitet sich im Gotteshause. Erschrocken fällt die Dirne in die Kniee und betet inbrünstiglich; doch plötzlich erschüttert ein gewaltiger Schlag den Boden, als wollte Alles zusammenstürzen. Dann herrschte Stille und Finsterniß wie zuvor. Die Dirne floh, so schnell die Beine sie tragen konnten, heimwärts zu und dachte still bei sich: „Das waren die Untersberger, Gott schütze mich vor Unheil!"



Untersberger in der St. Salvator-Kirche bei Prien am Chiemsee.



Als der Brunnenwärter Seebühler zu Reichenhall einmal nach St. Salvator kam, erzählte ihm die dortige Meßners-Gattin, daß sie und mehrere Nachbarsleute Nachts die Kirche hell erleuchtet und voll schwarzer Männchen gesehen haben. Auch hätten sie Orgelspiel und andere Musik vernommen. Die Kirchenthüre sei verschlossen gewesen und alle Versuche, sie mit dem Schlüssel zu öffnen, wären erfolglos geblieben. Das seien die Untersberger gewesen.



Untersberger beim Steinbruch.



Ein Bauer ging über Glanegg den Untersberg entlang am großen Marmorbruche vorüber. Als er Nachts zu dem Bauernhause gekommen war, das oberhalb des Hofbruches liegt, und in die Straße einbog, sah er eine große Schaar kleiner Leute stehen. Er fragte einen davon, was sie denn da machten, und erhielt zur Antwort: „Du wirst es schon erfahren, wenn Du in die Ewigkeit kommst!“ Darauf verschwanden Alle und der Bauer konnte nur mit großer Mühe den oberen Steinbruch erreichen, wo er übernachtete.



Untersberger und der Steinbrecher.



Josef Klapf war als Steinbrecher am Untersberge beschäftigt. Nach einem mühevoll verbrachten Tage ging er einst in einer mondhellen Sommernacht von Glanegg nach Hause. Als er zum Berge bei der Kugelmühle kam, gingen eine Menge kleiner Leute die Straße hinauf. Er kam an Einigen derselben ganz nahe vorbei und sah auch mehrere Bekannte unter ihnen, die, wie er wußte, schon lange gestorben waren. Einen dieser Letzteren trieb ihn die Neugierde zu fragen, wohin sie denn gingen. Der aber gab ihm eine so derbe Ohrfeige, daß er besinnungslos zu Boden stürzte. Als er aus seiner Betäubung erwachte, waren die Leute verschwunden. Der Steinbrecher ging von Angst und Schreck erfüllt nach Hause und starb bald darauf eines raschen Todes.*

* Es ist ein charakteristischer Zug der Untersberg-Sage, daß Derjenige bald stirbt, der einen Geisterzug gesehen.

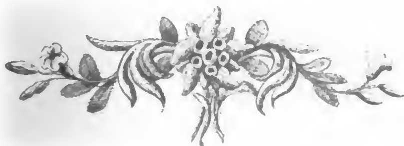
Eine andere Sage erzählt, daß auch die Mutter des jetzigen Besitzers des Veitlhäuschens beim Steinbruch einige Male eine Menge kleiner Leute gesehen, die auf der Straße längs des Untersberges gegen Marzoll und Groß-Gmain hinaufgegangen seien.



Untersberger bei Glanegg.



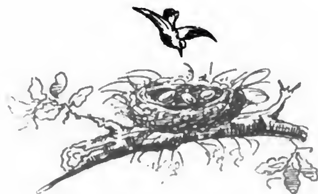
Der frühere Hofbauer, Georg Gerl, ging einst spät Abends von Hallein nach Hause. Er war eben an der ehemaligen Raubritterburg Glanegg vorübergekommen, als er eine Menge Leute ihm entgegenkommen sah. Anfangs der Meinung, es sei vielleicht ein Leichenzug, sah er, nähergekommen, daß es lauter kleine Männchen und Weibchen waren, die zu Zweien und Dreien nebeneinander gingen. Erst glaubte er, sie beten zu hören. Da aber der Zug kein Ende nehmen wollte, und sie, ohne ihn anzusehen, mit feierlichen Mienen vorüberzogen, überfiel ihn plötzliche Angst und er beschleunigte seine Schritte. Der geisterhafte Zug endete erst bei der Brücke nächst der Kugelmühle. Als Gerl erschöpft in letzterer angekommen war, um dort zu übernachten, schlug es eilf Uhr. Seine Angst wich indeß erst, als der Morgen angebrochen.





Die Untersberger in der Gern.

Im Herbste des Jahres 1860 sahen nächtlicher Weile mehrere Bauern, die eben vom Gasthause heimwärts gingen, in der Gern einen langen, langen Zug von Untersbergern durch den Ort kommen und hörten sie deutlich beten. Unter ihnen waren eine Menge längst Verstorbener und zum Erstaunen der Bauern auch der Schuster von Tanzbühel, der vor wenigen Jahren den Untersberg bestiegen und seither verschollen war.



Dienende Untersberger.

n der Umgebung von Berchtesgaden erscheinen heute noch zum Oefteren kräftige „Buam", (Buben) von Keinem gekannt, ganz eigenthümlich gekleidet, und verdingen sich für die Sommerhut des Viehes. Bei Anbruch des Winters verschwinden sie, um mit dem Frühlinge wieder zu kommen. Kein Mensch frägt sie nach dem Namen, Niemand weiß, woher sie kommen, wohin sie gehen.

Im Volke geht die Sage, es seien Untersberger, und wohl Denen, welchen sie sich verdingen, denn mit ihnen kehrt Segen ein in's Haus.





Schatz=Sagen.

Zwei Hirtenknaben.



Um jungen Vögeln nachzustellen, durchstreiften einst zwei Hirtenknaben die Waldungen des Untersberges. Da kamen sie von ungefähr an eine offene Thüre. Neugierig traten sie durch dieselbe ein und sahen sich in einer großen, weiten Halle. Nicht Stuhl noch Tisch, nicht Kasten noch Bett war in ihr zu finden, wohl aber zwei große Truhen, von denen die eine vollgefüllt mit eitlem Gold sich ihren Blicken zeigte. War das eine Freude! Rasch griffen sie hinein und füllten sich ihre Brodsäckchen mit dem edlen Metalle. Und je mehr sie nahmen, desto größer wurde ihre Begierde; da verdüsterte sich auf einmal die Halle, die Wände schienen zu wanken, ein beengendes und beängstigendes Gefühl beschlich der beiden Knaben Herzen, so daß sie eilends hinaus in's Freie flohen. Und dies wahrlich zur rechten Zeit; denn kaum hatten sie den Fuß in's Freie gesetzt, so fiel die Thüre donnernd in's Schloß, und so rasch war

das geschehen, daß dem einen der beiden Hirtenknaben der Schuhabsatz weggerissen* wurde. Sich bekreuzend, flohen sie von dannen und dankten Gott, als sie glücklich daheim angelangt waren.

* Das Zuschlagen der Thüre, wobei der Schatzfinder nicht selten an der Ferse getroffen wird und ein Stück derselben oder des Schuhabsatzes einbüßt, ist ein in deutschen Sagen sehr häufig vorkommender Zug. Vgl. Bechstein S. 247.





Das Goldbrünnlein.*

Leonhard Burger, ein wohlehrsamer Müller aus Salzburg, stieg einst auf den Untersberg nur so zum Zeitvertreib. Er mochte vielleicht zwei Dritttheile des Weges bis zum Gipfel zurückgelegt haben, da traf er auf einem kleinen Felsplateau eine wilde Frau und ein Bergmännlein an. Das Letztere hieb eifrig mit einem Hammer in das Gestein, aus dem zum großen Erstaunen des Müllers in eine untergestellte Kanne gediegenes Gold floß. Noch stand Burger ganz verwundert, da rief ihn die Wildfrau barsch an, daß er erschreckt zurückwich. Wäre er geblieben und kein solcher Hasenfuß gewesen, er hätte genug des Goldes bekommen. So aber warf ihm das Männlein nur ein gutes Stück eines glänzenden Steines zu, das übrigens groß genug war, ihn Zeit seines Lebens vor Noth zu schützen.

* Drei Viertelstunden von den Zehnkasern (eine Alpe am Untersberg) entfernt, in der Gegend des Berchtesgadener Hochthrones, ist ein Wasserbehältniß „Goldbrünnlein“ genannt, um welches Steine geschichtet sind; ein eiserner Schöpfer, der an einer Kette hängt, dient zum Trinken. In dieses Brünnlein werfen die Trinkenden nun öfters den Schöpfer, worauf es in demselben wie Gold schimmert und goldglänzende Perlen an die Wasserfläche heraufsteigen. Daher der Name „Goldbrünnlein“.



Des Hirten Stab.



in Hirtenknabe, dessen Leben allzeit ein gottgefälliges war und der treu seines Amtes waltete, trieb einst seine Ziegen den Untersberg herab. Die Sonne brannte heiß hernieder, daß Mensch und Thier fast verschmachteten. An einer Quelle angelangt, machte der Knabe Halt, tränkte seine Heerde und ließ sie dann im üppigen Grase weiden. Er selbst legte sich im Schatten eines Baumes nächst der Quelle nieder und pflegte kurzer Ruhe. Als er erwachte, griff er nach seinem Stabe, den er in die Quelle gelegt hatte. Aber o Wunder! Anstatt des alten mit Eisen beschlagenen Stabes zog er einen ganz neuen Hirtenstab aus purem Golde hervor. Voll Freude sprang er vom Boden auf und eilte damit spornstreichs hinab in's heimatliche Dorf, allen Leuten das Wunder weisend.

Da entstand denn nicht geringes Aufsehen über den kostbaren Stab, und alles Volk, alt wie jung, suchte nach Stöcken und altem Eisen und zog schwer beladen nach jener Quelle. Sie stritten sich fast, wer von ihnen zuerst seine Bürde in das Brünnlein werfen solle. Schließlich war es so voll, daß das Wasser überlief. Die Leute aber lagerten sich im Grase und harrten geduldig, bis das Eisen zu Gold werden würde. So warteten sie eine Stunde, eine zweite und noch länger, aber

ihre Hoffnung blieb eine eitle. So oft sie ihr Gerümpel herauszogen, war es dasselbe alte Eisen, das sie hineingelegt, vom Golde keine Spur. Einer um den Anderen verlor sich endlich und zog beschämt nach Hause. Der Hirtenknabe aber wurde der reichste und glücklichste Mann des ganzen Dorfes.



Der Goldsand.



in Holzmeister, der bis spät in den Abend am Untersberg gearbeitet hatte, trat bei einbrechender Nacht den Rückweg an. Bald war es aber so stockfinster geworden, daß er beschloß, die Nacht lieber auf dem Berge zuzubringen, als sein Leben auf dem gefährlichen Weg auf's Spiel zu setzen. So suchte er sich denn, so gut es ging, ein gegen Wind und Wetter geschütztes Plätzchen und legte sich daselbst zum Schlafe nieder. Am anderen Morgen stand er gekräftigt auf und machte sich auf den Heimweg. Da kam er zu einer Steinklippe, aus welcher ein glänzender Goldsand herabrieselte. Weil er aber kein Geschirr bei sich hatte, in welchem er den Goldsand auffangen konnte, so eilte er heim, um ein Krüglein zu holen. Mit diesem stieg er auf's Neue den Berg hinan und fand auch richtig wieder jene Stelle. Er füllte nun sein Krüglein mit dem kostbaren Sande an und trug ihn nach Hause. Unweit jener Goldquelle aber sah er eine Thüre sich öffnen, durch welche er in den Berg schauen konnte. Darinnen erblickte er eine besondere Welt, mit demselben Tageslicht, wie wir es haben. Die Thüre blieb aber kaum eine Minute geöffnet, dann fiel sie donnernd zu und in den Berg hinein hallte es, wie wenn ein Hammerschlag auf ein großes leeres Weinfaß fällt.

Der Holzmeister wiederholte den Gang oft und brachte

jedesmal ein Krüglein, mit Gold gefüllt, nach Hause. Er starb als reicher Mann; doch haftete nach seinem Tode an dem Reichthum kein Segen und seine Erben wurden bald wieder bettelarm.

* *
*

Im Jahre 1753 ging Paul Mayr, ein ganz mittelloser Knecht, der beim Hofwirthe in St. Zeno in Diensten stand, auf den Untersberg. Er mochte ungefähr die halbe Höhe des Berges erstiegen haben, da traf er unweit des Brunnenthales eine Steinklippe, unter der ein Häuflein glänzenden Sandes lag. Er hatte schon so Manches von Goldfunden auf dem sagenreichen Berge vernommen, daß ihm sofort der Gedanke kam, das Sandhäufchen könne nichts Anderes sein als pures Gold. Rasch füllte er alle seine Taschen damit an und machte sich voll Freude auf den Heimweg. Aber im selben Augenblicke stand ein riesig großer Mann vor ihm, der ihn barsch anfuhr: „Was trägst Du da?" Der erschrockene Knecht wußte nicht ein Wort hervorzubringen, sein unheimlicher Gegner aber wartete nicht lange. Er packte ihn mit festem Griff und leerte ihm alle Taschen aus, die drohende Warnung aussprechend: „Jetzt gehe nimmer den alten Weg zurück, sondern einen anderen, und sofern Du Dich hier wieder sehen lässest, wirst Du nicht mehr lebend davon kommen!"

Der Knecht befolgte diesen Rath und ging heim. Allein der Trieb nach Gold war in ihm erwacht. Trotz der Warnung beschloß er doch, den Sand noch einmal zu suchen. Mit einem ihm befreundeten Gesellen machte er sich auf den Weg, er erreichte glücklich die halbe Höhe des Berges wieder, aber so sehr auch Beide ihre Augen anstrengten, sie fanden weder den Ort noch sonst ein Stäubchen des kostbaren Sandes mehr.



Glänzende Steine.



Die Sennerinnen trieben und treiben noch oft von den Zehnkasern das Vieh auch gegen den Berchtesgadener Hochthron. Dabei kam es nun oftmals vor, daß das Vieh nicht von der Stelle wollte und die Sennerinnen gezwungen waren, mit Steinwürfen dasselbe vorwärts zu treiben. Da prallte denn mancher Stein zurück, gab beim Auffallen einen hellen Silberklang von sich, und wenn er durch die Luft fliegend von den Sonnenstrahlen getroffen wurde, so glänzte er auch gleich reinem Silber. Hob dann die eine oder andere Sennerin, auf das alte Sprichwort denkend: „Der Bauer wirft der Kuh einen Stein nach, der mehr werth ist als das beste Stück Vieh“, einen solchen auf, so fanden sie aber immer, daß es ein ganz werthloser und ihr Hoffen ein trügerisches war.





Die Goldzacken.

Vor nicht allzu langer Zeit kam Sebastian Fletscher, Scheuerbauer zu Fager, auf den Untersberg und bemerkte unverhofft an einem Felsen lange Goldzacken herabhängen. Rasch langte er darnach und wollte ihrer einige abbrechen. Aber so sehr er sich auch anstrengte, es wollte ihm nicht gelingen. So ging er denn nach Hause, um sich ein Beil zu holen; vorher aber häufte er noch eine große Masse Steine unter dem Felsen zusammen, um die Stelle, wenn er wiederkam, sofort zu finden. Allein er hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht; nach mühseligem Marsche mit dem Beile wiederkehrend, fand er wohl den Steinhaufen, von den Goldzacken aber entdeckte sein Auge keine Spur mehr. Ein böser Kobold hatte mit ihm offenbar sein Spiel getrieben.



Die Goldkohlen.



Im Jahre 1753 bestieg eine Salzburger Kräutersammlerin den Wunderberg. Als sie geraume Zeit auf demselben zugebracht hatte, kam sie plötzlich zu einer Steinwand, vor welcher eine Menge Brocken, schwarz und grau, gleich den Steinkohlen lagen. Sie nahm davon etliche zu sich und trug sie mit sich nach Hause. Daselbst angekommen, kramte sie ihren Fund auf dem Tische aus und sah nun erst, daß in den Steinen viel klares Gold enthalten war. Wohl lief sie nun sofort wieder auf den Berg, allein ungeachtet ihres emsigen Suchens konnte sie den Ort nicht wieder finden.

* * *

In der Nähe eines Hügels am Untersberge sahen einmal zwei Holzknechte ein Häuflein Kohlen in der Sonne liegen. Durch den hellen Glanz angelockt, steckte der eine vier, der andere circa sechs Stück derselben ein. Im Weitergehen aber dachte sich der Erstere: „Wozu nützen mir diese Kohlen?“ — und warf sie in einen kleinen Weiher, der zwischen einer Klamm liegt. Kaum jedoch hatten die verachteten Steine das Wasser berührt, als sich dasselbe auch schon golden färbte. Nun reute es den Vorschnellen bitterlich, allein das Geschehene ließ sich nicht mehr ungeschehen machen; der andere Knecht aber verwahrte seinen Fund um so vorsichtiger. Als er nach Hause

kam, waren seine Kohlen in pures Gold verwandelt und er plötzlich ein reicher Mann geworden. Wohl lief sein Kamerad gleich wieder auf den Berg zurück, um sich neue Kohlen zu suchen; als er aber an den bekannten Ort zurückgekehrt war, schaute er statt der gehofften Schätze giftige Nattern und Schlangen, vor denen er nur mit knapper Mühe sein Leben retten konnte. So fand der Voreilige eine empfindliche Strafe.



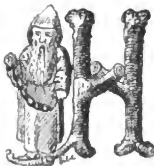
Glänzende Sägespäne.



er geistliche Herr P . . ., ein geborener Salzburger, war ein großer Jagdfreund und bestieg oft den Untersberg, um seiner Jagdlust zu fröhnen. So auch einmal im Sommer des Jahres 1830. Auf dem Wege von den Vierkasern nach dem sogenannten „Steinhäufel", dem höchsten Punkte daselbst, liegt eine grüne Wiese mitten zwischen Latschen (Krummholz). Als er in deren Nähe kam, entdeckte er ein kleines Häufchen, von der Größe eines Hutes, sauber zusammengekehrt. Die Sonne schien gerade darauf und näherkommend sah er, daß es Sägespäne waren, die glänzten wie lauteres Gold. Verwundert darüber, in solcher Einöde, mitten unter Krummholz solche Sägespäne zu finden, beschloß er, auf dem Rückweg einen Theil derselben mitzunehmen Als er aber zurückkehrte, fand er sie trotz vielen Suchens nicht mehr vor, er hatte die günstige Gelegenheit verpaßt.



Holzmeister Gruber.



Hanns Gruber, Bürger und Gastwirth in Salzburg, hatte als Holzmeister viel auf dem Untersberg zu thun. So war er auch einst mit seinen Knechten auf denselben gegangen und überwachte da deren Arbeit. Als er am Rande eines Brünnleins eben sein Brod gegessen hatte, öffnete sich in dem Felsen neben ihm plötzlich eine Thüre, die er früher nicht gesehen, ein Mönchlein trat hervor und rief dem Holzmeister zu: „Hanns, geh' herein!" — Unser Hanns aber hatte die Courage nicht und blieb fein heraußen. Da sagte das Männchen ein zweites Mal: „Hanns, geh' herein!" — Doch jener ging wieder nicht. Da sprach das Männlein zum dritten Male: „Sieh', wenn Du hereingehst, so gebe ich Dir diese goldene Kette, die ich hier am Arme trage!" — Hanns sah die Kette am Arme wohl, doch ließ er sich durch deren Glanz nicht verleiten, sondern sprach: „Gieb mir nur ein Glied von dieser Kette, so bin ich's zufrieden; aber hinein gehe ich nicht, denn ich fürchte mich!"

Da riß der kleine Mönch drei Glieder von derselben ab und warf sie dem Holzmeister in den Hut, zu ihm sprechend: „Laß diese Niemanden unter drei Tagen sehen und sei froh, daß Du sie gerade in Deinem Hute aufgefangen hast. Denn wäre ein Glied nebenhin gefallen, so würdest Du mir nimmer

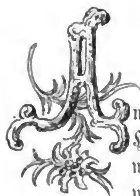
entkommen sein Dein Leben lang! Bete fleißig!" — Damit ging er in den Berg zurück und die Thüre fiel unter donnerähnlichem Krachen wieder zu.

Nachdem der Holzmeister zu seinen Knechten zurückgekehrt war, erzählte er ihnen von seiner Begegnung und daß er durch die Thüre eine neue Welt zu sehen geglaubt habe. Von den goldenen Kettengliedern schwieg er aber wohlweislich, bis die drei Tage vorüber waren. Am vierten Tag trug er sie zu einem Goldschmied und ließ sie prüfen. Und siehe da, sie waren feines Gold und wogen drei dreiviertel Pfund.

Später ging der Holzmeister wohl noch öfter auf den Untersberg, suchte auch fleißig nach der eisernen Thüre und nach dem freigebigen Männchen, fand jedoch keines von Beiden mehr.



Der goldene Kegel.



Am Fuße des Untersberges weidete einmal ein Hirte seine Ziegen und dachte über seine nichts weniger als glückliche Lage nach. Vater und Mutter waren ihm schon längst gestorben, so stand er ganz allein auf der Welt und fristete sein armes Leben nur kärglich.

Da, unvermuthet, tritt ein kleines graues Männchen vor ihn hin und frägt ihn mit gar feiner Stimme: „Wenn Du ein paar Stunden Herren zu Diensten sein willst, so soll es Dein Schade nicht sein; willst Du?"

„Warum nicht!" entgegnete keck der Hirte.

„Nun so folge mir!" — und ihn bei der Hand nehmend, führte ihn das Zwerglein durch eine Thüre tief in das Innere des Berges, bis sie zu einem Kreuzgange gelangten.

Zwölf ernst aussehende Ritter mit langen Bärten und reichen Gewändern vergnügten sich daselbst am Kegelspiel. Der Zwerg bedeutete nun dem Hirten, daß hier sein Dienst beginne, und hieß ihn die Kegel aufsetzen. Nicht ohne Bangen übernahm er dies Amt und vollführte es zur Zufriedenheit der Spieler.

Als die Ritter endlich das Spiel, das ziemlich lange gewährt, beendet hatten und den Hirten entlassen wollten, erbat sich dieser von den edlen Herren zum Zeichen, daß er wirklich im Berge gewesen, einen Kegel.

„Gut, es sei!" — riefen einstimmig die Ritter, und der Erste aus ihnen nahm den König aus der Mitte des Kegelspiels und gab ihn dem Hirten. Kaum jedoch hatte dieser ihn in die Hand genommen, so verspürte er mehr und mehr, daß der Kegel in seiner Hand schwerer und schwerer wurde; nur schwer vermochte er sich mit der unerwarteten Last aufrecht zu halten und sank endlich ermüdet zusammen, bald in sanften Schlummer verfallend.

Als er erwachte, befand er sich wieder auf derselben Stelle,

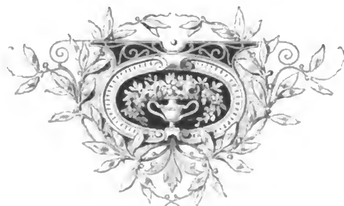


wo ihn der Zwerg getroffen, in seinem Schooß aber lag ein Klumpen Gold, der in Form und Gestalt einem Kegel glich. Mühsam schleppte er sich mit seinem Schatz nach Hause, in sein heimatliches Dorf, war indeß nicht wenig erstaunt, Vieles ganz und gar verändert zu sehen. Ihn selbst kannte kein Mensch mehr, indeß er seine Freunde und Bekannten wohl wieder erkannte. Zu seinem Schrecken bemerkte er erst jetzt, daß ihm ein großer Bart gewachsen sei. Er eilte sofort zum Pfarrer

und theilte ihm seine Erlebnisse mit; aus dessen Mund erfuhr er denn auch, daß er seit fünf Jahren als verschollen gelte und kein Mensch erfahren habe können, was aus ihm geworden und wohin er gekommen. Der Hirte wollte den Worten des Pfarrers kaum glauben, wurde aber schließlich dennoch von der Wahrheit derselben überzeugt.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich im Dorfe die Kunde von seiner Rückkehr und Alle kamen herbei, ihn anzustaunen und aus seinem Munde die wunderbaren Erlebnisse zu vernehmen.

Er aber machte seinen Schatz zu Gelde und führte fortan ein braves und Gott wohlgefälliges Leben, that viel Gutes und starb hoch bejahrt, von Allen aufrichtig betrauert.

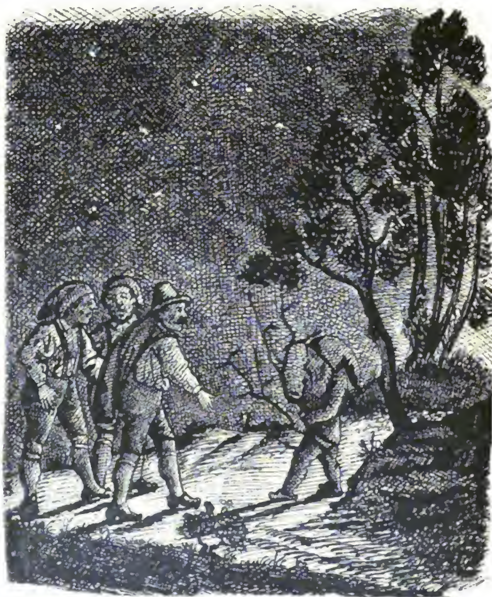


Der Birkenzweig.



Vor sehr langer Zeit machten mehrere Bauern einen Spaziergang am Fuße des Untersberges. Sie sprachen viel von den Wundern, die auf ihm geschehen, von den Schätzen der Berge und Anderes mehr. So war es fast dunkel geworden; da bemerkten sie plötzlich auf einer kleinen Anhöhe eine lustige Gesellschaft, die sich mit Kegelspiel die Zeit vertrieb. Selbst passionirte Kegelspieler, wollten sie gleichfalls daran theilnehmen und stiegen deshalb den Hügel hinan, um sich der Gesellschaft anzuschließen. Als sie aber oben angelangt waren, sahen und hörten sie nichts mehr von den Kegelspielern. Da dachten sie denn sofort, daß die Geister des Untersberges mit ihnen ihr Spiel trieben, und der Beherzteste aus ihnen nahm die Gelegenheit wahr und wollte sein Glück versuchen. Er rief laut und vernehmlich die Geister an und bat sie, ihm und seinen Genossen ein Geschenk zu machen. Noch waren seine Worte nicht verhallt, als auch schon ein kleines graues Männchen mit schneeweißem Bart und Haar vor den erschrockenen Bauern stand und jedem von ihnen einen schönen Birkenzweig schenkte. Sie nahmen ihn an, aber nur der gerufen, bedankte sich schön. Das Männchen verschwand, die Bauern stiegen wieder den Hügel hinab. Als sie auf der Straße angekommen, warfen Alle, mit Ausnahme des Einen, das unansehnliche Geschenk mit Verachtung von sich

und gingen nach Hause. Der Bauer aber, der sich für den Zweig bedankt hatte, bewahrte ihn wohl und legte ihn, zu Hause angekommen, hinter den Ofen. Da fanden ihn seine Kinder, griffen voll Freude darnach und theilten den Zweig, so daß jedes ein Stück erhielt.



So brach die Nacht an; der Bauer mit den Seinen ging zur Ruhe, das Geistergeschenk aber lag indeß in viele Stücke zerrissen am Boden.

Der Morgen kam, die hellen Sonnenstrahlen fielen durch's Fenster in die kleine Stube, da erhob sich der Bauer von

von seinem Lager, um frisch gestärkt an seine Arbeit zu gehen. Schon wollte er die Stube verlassen, da fiel sein Auge auf einen glänzenden Gegenstand am Boden; er hob ihn auf, und siehe da, es war ein Stück vom Birkenzweig, nunmehr aber in reines Gold verwandelt; schnell suchte er nach den anderen Theilen und alle waren zu Gold geworden. Nun gab's des Jubels kein Ende und der Bauer erzählte aller Welt sein unerwartetes Glück.

Als seine Mitgenossen davon vernahmen, da liefen sie, so schnell sie nur konnten, dem Untersberge zu und wähnten, sie müßten die von ihnen weggeworfenen Birkenzweige wieder finden; allein sie irrten sich gewaltig. Sie hatten ihr Glück muthwillig von sich geworfen und fanden es nicht wieder.





Die vier Musikanten.

Anno 1661 wanderten vier junge Musikanten fürbaß von Tirol nach Oberösterreich. Ihr Weg führte sie auch am Untersberge vorüber, von dessen Sagen und Wundern sie schon so Vieles gehört hatten. Als sie Abends zur Brücke in Niederalm gelangt waren, fuhr's dem Einen durch den Kopf und er sagte zu seinen Kameraden: „Wie wär's, wenn wir heute um Mitternacht dem Rothbart ein Ständchen brächten; vielleicht können wir dabei unsere Säcke mit den Schätzen des Wunderberges füllen?"

„Sprich doch nicht so gottlos, Paul!" rief erschrocken der Jüngste.

Die beiden Anderen aber erwiderten lachend: „Wir sind dabei, ganz recht! Laßt es uns einmal in der Unterwelt versuchen, weil es uns da heroben so miserabel geht. Aber auch Robert muß von der Partie sein, damit das Quartett vollständig ist."

Robert, dem Jüngsten, half kein Sträuben; er wurde von seinen Genossen mit Gewalt den Untersberg hinangeführt.

Gerade als es zu Niederalm zwölf Uhr schlug, begann das Concert.

Sie hatten kaum wenige Minuten gespielt, so erschien die Kaisertochter und lud die vier Musikanten ein, ihr zu folgen.

Diese thaten, wie ihnen geheißen, und folgten ihrer Führerin in den Berg. So gelangten sie in die Kaiserhalle. Daselbst saß der alte Kaiser in seiner gewohnten Weise, umgeben von einem ganzen Hofstaate kleiner, niedlicher, nur etwas altfränkisch gekleideter Herren. Die Prinzessin winkte den erstaunten Musikanten und diese begannen ihr Spiel.

Der Kaiser nickte Beifall, als sie geendet hatten, und mit ihm alle die edlen Herren. Auf ein gegebenes Zeichen eilten kleine, lustige Pagen herbei, beladen mit goldenen Schüsseln und Bechern, und reichten den Musikanten Speise und Trank in Hülle und Fülle.

Während des Schmauses, der ihnen gar sehr mundete, warfen sie wohl auch ihre Blicke im Saale umher und gewahrten große Schätze von Gold und Silber. Als sie ihre Mahlzeit beendet hatten, hieß es wieder: „Spielt, Musikanten!"

Wieder erklangen die Instrumente und abermals nickte der Kaiser und sein gesammter Hofstaat Beifall.

Nach einer geraumen Zeit wurden die vier Musici endlich huldvollst entlassen und konnten kaum erwarten, bis sie ihren Lohn, der, wie sie hofften, doch sehr groß ausfallen müsse, erhielten. Allein wie sehr wurden sie enttäuscht! Als am Ausgange aus dem Berge ihr kleiner Führer von ihnen schied, überreichte er jedem von ihnen einen grünen Zweig und verschwand blitzschnell vor ihren Augen.

Das verdroß sie, mit Ausnahme Robert's, baß. Der hielt, noch entzückt über das Gesehene, den Zweig wohl in Ehren, die übrigen Drei aber warfen mürrisch die unscheinbare Gabe von sich und schimpften weidlich über den Geiz des Kaisers und seiner Tochter.

So zogen sie verdrossen ihrer Heimat zu. Zu Hause angekommen, übergab Robert seiner jungen Frau den Zweig und erzählte ihr, was er und seine Genossen Wunderbares erlebt.

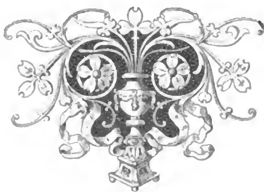
Noch während er erzählte, wurde der Zweig in der Hand der jungen Frau schwerer und schwerer, und als er geendet

hatte, vermochte sie denselben kaum mehr in der Hand zu halten, so sehr hatte er an Gewicht zugenommen.

Erstaunt untersuchten nun Beide den Zweig näher, und siehe da; das Geäste hatte sich in pures Silber, die Blätter in Gold verwandelt. Das war ein Jubel ohne Ende.

Als aber Robert's Kameraden davon erfuhren, ärgerten sie sich weidlich, wagten sich aber doch nicht mehr nach dem Untersberg zurück, wohl fühlend, daß sie ohnehin für ihren Vorwitz nur gelinde gestraft seien.

Robert führte fortan ein zufriedenes und glückliches Leben, nach dem er sich schon so oft gesehnt hatte. Er ging nicht mehr auf Reisen, und als seine Söhne heranwuchsen, schärfte er ihnen das Wahrwort wohl ein: „Wer das Kleine nicht ehrt, ist des Großen nicht werth".





Das Flachsbündel.

Ein junges Bauernmädchen stieg einst an einem hellen, freundlichen Wintertage den Untersberg hinan. Da erblickte es auf einmal unweit des Steinbruches eine wunderschöne, weißgekleidete Frau, welche eben damit beschäftigt war, auf dem frisch gefallenen Schnee Flachsbündel* auszubreiten.

Das Mädchen blieb erstaunt stehen und sah dem wunderbaren Treiben der Frau zu, bis diese ihren Kopf hob und die stille Zuschauerin bemerkte. Wohl erschrak das Mädchen gar sehr, als aber die geheimnißvolle Frau es zu sich rief, faßte es Muth und trat näher. Da sprach jene: „Nimm, mein Kind! und löse Dir die Bündel hier zu Deiner Hochzeitssteuer!"

Gehorsam that das Mädchen, wie ihm geheißen, und sammelte die Flachsbündel in seine Schürze. Als es fertig war und sich bei der Frau bedanken wollte, war diese verschwunden. Nun eilte jenes, so schnell es konnte, nach Hause zur Mutter und erzählte das Geschehene. Als es aber die Schürze leerte, fielen aus derselben statt der Flachsbündel eitel Perlen, Smaragden und Edelsteine.

Das war der Lohn für ihre Bescheidenheit gewesen.

* Flachsbündel sind ein Attribut der Göttin Berchta. Vergl. Grimm Myth. p. 250, 914.



Das Wunderbrod.



azarus Gitschner, von welchem in diesem Buche schon einmal die Sprache war, erhielt bekanntlich, als er aus dem Untersberge kam und von seinem kleinen Führer Abschied nahm, von diesem zwei Laiblein Brod als Wegzehrung. Lazarus aß jedoch auf dem Heimwege nichts davon, sondern bewahrte sie auf. Als er zu Hause angekommen war, wollte sein treues Weib aus Freude über die glückliche Rückkunft ihres Gatten ein gutes Mahl zurecht richten und die Nachbarn hierzu laden. Lazarus indeß meinte, die Nachbarn könne sie schon laden, für das Mahl aber werde er sorgen. Ungläubig schüttelte seine Frau den Kopf, denn sie meinte, ihr Mann treibe Scherz. Dem war aber nicht so.

Als nun die Nachbarn beisammen waren, nahm Gitschner eines von den beiden Laiblein und theilte es in so viele Theile als Gäste anwesend waren. Dann gab er jedem von ihnen ein Stück und kredenzte einen guten alten Aepfelmost dazu. Alle aßen und waren voll des Lobes über den guten Geschmack des Brodes, und so wohl und angenehm war es Allen im Magen, als hätten sie an der vornehmsten Tafel gespeist. Als die Gäste fort waren, bewahrte Lazarus das zweite Laiblein Brod im Schranke auf und sagte seinem Weibe, sie möge sparsam mit demselben umgehen, damit sie lange Zeit davon hätten.

Gitschner lebte wie zuvor treu seinen Pflichten gegen Gott und den Nächsten; namentlich den Armen war er ein treuer

Helfer in der Noth. Nahezu das ganze zweite Laiblein Brod hatte er schon an solche vertheilt, da klopfte eines Tages eine Bettlerin an die Thüre und flehte um Brod, da sie der Hunger so sehr quäle und überdies Krankheit sie unfähig gemacht habe, sich durch Arbeit ihren Unterhalt zu verdienen.

Da sprach Lazarus zu seinem Weibe: „Nicht wahr, Frau, Du giebst das letzte Stück der Bettlerin, sie ist krank und bedarf eines Kraftbrodes. Gott möge es segnen, daß sie und ihre Kinder daran genug haben und daß sie gesund werde."

Gertrud gab mit Freuden das letzte Stücklein hin, wiewohl sie dasselbe für sich hatte aufbewahren wollen.

Die kranke Bettlerin zog innig dankend weiter; sie aß von dem Brode und wurde gesund.

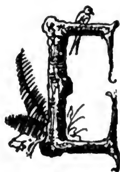
Tags darauf öffnete Lazarus den Schrank und war überaus erfreut, denn ein ganzes Laiblein Brod lag auf derselben Stelle, wo das frühere gelegen hatte. Er rief sein Weib herbei und dieses war nicht wenig erstaunt ob des Wunders, das hier geschehen. Beide kosteten ein Bröcklein: es war richtig dasselbe Brod, voll Würze und Schmackhaftigkeit. Da dankten sie Gott für seine Gnade und gelobten, von dem Brod guten Gebrauch zu machen. Und das thaten sie auch; Hungernde und Arme, Kranke und Bresthafte wurden davon gespeist und geheilt.

Dafür erneuerte sich der Segen immer wieder und erbte sich auch fort auf die Kinder der Gitschner'schen Eheleute.

Als aber Johann, der Sohn des Lazarus, zum zweiten Male geheiratet und ein böses Weib in's Haus gebracht hatte, das hartherzig gegen die Armen war und diese herzlos und ohne Gabe vom Hause wies, da war eines Tages der Segen im Schranke verschwunden und das Wunderbrod hörte auf zu sein.



Schätze im Untersberge.



Ein Söldner machte sich einst auf den Weg zum Untersberge, um daselbst heilkräftige Wurzeln zu suchen. Er mochte im Aufstiege etwa die Hälfte des Berges erklommen haben und war eben damit beschäftigt, mit seinem Spaten in das steinige Erdreich einzudringen, als plötzlich ein Stück des Bodens unter seinen Streichen nachgab und in die Tiefe stürzte. Durch die entstandene Oeffnung einen Blick in das Innere des Berges werfend, schaute er zu seinem größten Erstaunen eine neue Welt, die geheimen Wunder des Berges, seinem Auge geoffenbart. Wie durch eine zweite Sonne schien der unterirdische Raum taghell erleuchtet, Quellen und Bächlein rieselten mit Geräusch über Fels und Steine und an den Felswänden blitzten in seiner nächsten Nähe Smaragden, Rubinen und Diamanten, kleine Männlein klopften weiter unten Gold und Silber, mit einem Worte, eine solche Masse von Schätzen war hier aufgehäuft, daß dem Söldner ordentlich bange wurde vor Begierde nach denselben. Er konnte dieselbe auch bald nicht mehr zähmen, streckte flugs die Hand hinab nach den glitzernden Steinen, und zog — Wurzeln heraus statt der Schätze. Im selben Augenblicke war auch Alles wie mit einem Schlage verschwunden; die Untersberger hatten den Söldner nur genarrt.



Bergentrückungs-Sagen.

Der Weinfuhrmann.

Im Jahre 1794 fuhr ein Weinfuhrmann mit einer Wagenladung Wein aus Tirol nach der kleinen Stadt Hallein nächst der Hauptstadt Salzburg, um dortselbst seinen Wein zu verhandeln. Als er zur Almbrücke bei Niederalm, einem Dorfe am Fuße des Untersberges, gekommen war, trat ihm plötzlich ein kleines Männchen aus dem Wunderberge entgegen und fragte ihn, was er da führe? Auf die Antwort, daß es Wein sei, sagte das Männlein: „Fahre mit mir, ich will Dir gute Münze dafür geben, und zwar noch mehr, als Du in Hallein bekommen würdest!"

Der Fuhrmann aber weigerte sich dessen und meinte, er müsse seinen Wein dem Herrn zuführen, der ihn bestellt habe.

Da fuhr das Bergmännlein, den Pferden in die Zügel fallend, wild auf: „Fuhrmann, weil Du nicht mitfahren willst, so sollst Du auch nicht wissen, wo Du bist; ich will Dich so irreführen, daß Du Dich nicht mehr auskennen sollst!"

Auf das überfiel den Aermsten große Angst, er wußte sich

nicht zu rathen und zu helfen; keines weiteren Widerstandes fähig, gab er endlich, sich eines Besseren besinnend, einer zweifelhaften Sache nach, um wenigstens nicht Alles zu verlieren.

Alsdann setzte sich das Männlein auf den Kutschbock und



der Fuhrmann zu ihm; nun ging's dem Berge zu und so glatt und eben schien der Weg, als führen sie über eine neugebaute Straße. Da sie dem Berge schon ganz nahe waren, überkam den Fuhrmann große Mattigkeit und er schlief ein.

Als er wieder erwachte, fuhr der Wagen gerade auf ein prächtiges Schloß zu. Die Mauern waren aus rothem und weißem Marmor erbaut, die Fenster aus purem Krystall, in Mitte der Façade aber erhob sich ein hoher, herrlicher Thurm, dessen Dach mit Kupfer gedeckt war. Um das Schloß herum lief ein etliche zwanzig Klafter tiefer Graben, außerhalb desselben stand eine Ringmauer, 30 Klafter hoch und 10 Klafter tief, das Schloß selbst aber auf einem steilen, künstlich behauenen Felsen. Wollte man in dasselbe gelangen, so mußte man vorerst sieben Aufzugsbrücken, mehrere Thore und Schußgatter passiren.

Ueber diese Brücken und durch die vielen Thore und Gatter mußte der Fuhrmann nun auch fahren. Als er dicht vor dem Schlosse angelangt war, eilten Diener an alle Fenster und schauten neugierig nach dem Ankömmling, als hätten sie eine große Freude an ihm. Es waren dies lauter Bergmännlein, die zum Theile bekleidet, zum Theile der Kleidung entblößt waren. Alsbald kamen auch Einige vor das Schloß heraus und unter ihnen machte sich besonders der Kellermeister, ein kleines dickes Männlein mit langem bis über den Bauch herabreichenden Barte und ebenso langem Haupthaare, den mächtigen Schlüsselbund und eine große Tasche an der Seite, breit.

Mit Kennerblicken musterte er die Ladung Weines und sprach dann: „Willkommen, mein lieber Fuhrmann! Sei nicht traurig, ich werde Dir zu essen und zu trinken geben, was Dir gefallen wird!“ Allein trotz dieser freundlichen Worte wußte der Fuhrmann vor Angst nicht ein Wort hervorzubringen und zitterte wie Espenlaub an allen Gliedern.

Als sie in Mitte des großen Schloßhofes angekommen waren, eilten rasch kleine Männlein herbei, spannten die Pferde aus und führten sie in den Stall; Andere nahmen den furchtsamen Fuhrmann und brachten ihn in eine freundliche Stube im Erdgeschosse des Schlosses. Daselbst setzten sie ihm Speise und Trank vor in Hülle, daß er sich wohl satt essen konnte, und Alles wurde in feinen, blank geputzten Zinngeschirren auf den

Tisch gebracht. Nach der Mahlzeit forderten sie ihn auf, ihnen zu folgen, sie wollten ihn durch das ganze Schloß führen und ihm all' das Herrliche, was darinnen, zeigen.

Der Fuhrmann wäre nun zwar lieber sitzen geblieben, allein er wagte keinen Widerspruch, und so ging er denn mit ihnen. Zuerst führten sie ihn über eine Stiege, welche fünfunddreißig Messingstufen zählte, hinauf in einen prachtvollen Saal, in dem die Wände mit kostbaren Tapeten bedeckt waren; zwanzig Fuß hohe und sieben Fuß breite, doch unverglaste Fenster gewährten dem Raume Licht; von hier aus traten sie in einen zweiten Saal, der an Herrlichkeit und Schönheit den ersten weit übertraf. Der Boden wies blanken Marmor, die Wände aber erglänzten von purem Golde und durch die krystallenen Bogenfenster fielen die hellen Sonnenstrahlen in den Saal, daß Alles wie im Feuer erglühte. Die Saaldecke war gleichfalls reich mit Gold verziert; das Sehenswürdigste aber waren vier in edlem Metall gegossene Riesen, gar fein ciselirt und ausgearbeitet, wohl an die achtzehn Fuß hoch. Die trugen große goldene Ketten an ihren Armen, gleich Gefangenen. Oben in der Mitte des Tafelbodens hielt ein kleines, zierlich geformtes Bergmännchen mit goldener Krone die Enden der vier Ketten. Der Fuhrmann beschaute sich geraume Zeit die vier Riesen. Da fragte ihn eines der ihn begleitenden Bergmännlein: „Fuhrmann, verstehst Du nicht, was diese Riesen sammt dem Bergmännlein mit der goldenen Krone für die künftigen Zeiten bedeuten wollen?“ Und da dieser antwortete, er verstehe es nicht, so schwieg das Männlein still. (Viele meinen aber, die vier Riesen sammt dem Bergmännlein bedeuten, daß entweder mit der Zeit in allen vier Welttheilen Krieg sich erhebet, oder die vier größten Monarchen in unserem Erdtheil von dem Kleinsten abhängig werden.)

In diesem Saale fanden sich auch lauter schöne und kostbare, reich mit Gold verzierte Küraffe, Harnische, Pickelhauben, Schwerter und ganz und gar unbekannte Geschosse mancher Art.

Desgleichen standen viele Tische umher, bei welchen der Fuhrmann aber nicht unterscheiden konnte, ob solche aus Stein oder einer anderen Materie wären, doch sah er, daß sie allenthalben mit Gold und Edelsteinen reich besetzt waren.

So traten sie in einen dritten, nicht minder prächtigen Saal, in welchem überaus schöne Bettgestelle standen. Von da aus führten die Bergmännlein den Fuhrmann in ein finsteres Gewölbe und befahlen ihm durch ein daselbst befindliches Loch zu schauen. Er that, wie ihm geheißen, und erblickte in einem wenig erhellten Raum über fünfzig kleine Mägdeleins, von denen einige bekleidet, die anderen entblößt waren. Was dies bedeuten sollte, konnte er sich nicht enträthseln und wurde auch darüber nicht aufgeklärt. Sie schritten alsbald weiter über eine Stiege hinab durch einen großen wohlgebauten Keller, der über und über mit mächtigen Weinfässern angefüllt war, und gelangten in ein hohes, geräumiges Gewölbe, darinnen eine große Tafel stand.

An diese setzte sich ein Bergmännlein, zog einen großen Beutel mit Gold heraus, zählte dem Fuhrmann für den zugeführten Wein 180 Dutzend Ducaten vor und sprach: „Hebe Dein Geld auf und kaufe Dir um dieses einen anderen Wein. Du wirst mit demselben Deine Lebenszeit Handel treiben können und es wird Dir Alles glücklich gelingen!"

Darauf spannten die Bergmännlein des Fuhrmanns Pferde an seinen Wagen, nahmen einen Stein, der roth und blau zu sein schien, und machten damit das eine Pferd, das blind war, wieder sehend. Dann schenkten sie ihm auch diesen Stein und trugen ihm auf, damit den anderen blinden Pferden armer Bauersleute zu helfen.

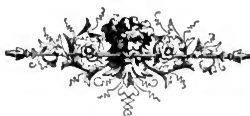
Die Bergmännlein kehrten hierauf in's Schloß zurück, aus welchem alsbald drei Andere herauskamen, welche schwarze Kleider, am Kopfe aber grünsammtene Kaskets mit rothen Federn trugen. Diese sprachen zum Fuhrmann: „Du hast wohlgethan, daß Du den Wein, den Du geführt, hier zu verkaufen gegeben hast.

Ermahne auch Deinen Bruder, daß er verkaufe, womit ihn Gott im Ueberflusse gesegnet hat."

Sie begleiteten ihn dann eine ziemliche Strecke Weges und sagten ihm zuletzt: „Da man anfangen wird, weiße und rothe Hütlein zu tragen, wird die Noth aller Orten ihren Anfang nehmen und der Segen Gottes sich wenden nach dem Leben der Menschen!"

Voll Staunen und Verwunderung über das, was er gesehen und gehört, fuhr der Fuhrmann weiter und sah sich plötzlich wieder an dem Orte, an welchem er zuerst mit dem Bergmännlein zusammengetroffen war. Glücklich erreichte er seine Heimat und führte fortan ein sorgenfreies und Gott wohlgefälliges Leben. Die 180 Dutzend Ducaten wurden zwar nie mehr, aber auch nie weniger, dafür theilte er reichlich von seinem Ueberflusse den Armen mit.

Von dem, was er im Wunderberge erlebt, sprach er nach dem ihm gewordenen Befehle der Bergmännlein, so lange er lebte, mit keiner Menschenseele. Erst in seiner Sterbestunde offenbarte er Alles, wie es im Vorhergehenden erzählt ist.



Das Brautpaar.

I.



inst zog ein reiches Brautpaar mit kleinem Gefolge aus seinem Heimatsdorfe in das nächstliegende Nachbardorf, um dort, bei den Eltern der Braut, das Hochzeitsfest zu feiern. Lustig und frohen Muthes, wie es eben die festliche Stimmung mit sich brachte, verfolgte die kleine Gesellschaft unter Begleitung einiger Musikanten die Straße am Untersberge entlang. Da fing einer der Hochzeitsgäste zu erzählen an, daß in dieser Gegend einst ein Kaiser mit einem bedeutenden Heere spurlos verschwunden sei, und daß von jener Zeit her hier Geister erscheinen und die Vorüberwandernden beschenken.

Ohne sich zu bedenken und einem momentanen Einfalle seines Uebermuthes Folge gebend, begann der Bräutigam, die Geister zu rufen und zu bitten, sie mögen ihn und seine Braut mit etwas beschenken.

Noch hatte er seine Bitte nicht zur Gänze ausgesprochen, so öffnete sich auch schon der Berg und ein kleines Männchen, in grauer Gewandung, mit silberweißem Bart und Haar, trat hervor, der Gesellschaft ein Zeichen gebend, ihm zu folgen. Brautpaar und Gäste gehorchten seinem Winke und gelangten durch eine Reihe prachtvoller Säle, in deren einem eine Tafel gedeckt war, die Speise und Trank im Ueberflusse trug.

Da setzten sich dann die Brautleute und Gäste nieder und

sprachen den Speisen und Getränken gar wacker zu, zu wacker fast, denn schließlich stieg Allen der Wein zu Kopfe und sie schliefen ein. So schlummerten sie, wie sie meinten, nicht allzu lange.

Als sie erwacht waren, geleitete sie dasselbe Männchen, das sie in den Berg geführt, wieder aus demselben. Da sie aber an die Erdoberfläche kamen, fanden sie Alles ganz und gar verändert. Sie sahen Häuser und Ortschaften, die sie nie früher in ihrem Leben gesehen; sie sprachen Diesen und Jenen an, doch keiner verstand ihre Sprache und sie wieder nicht jene der Leute, es war ihnen gerade so, als wären sie in einem ganz fremden Lande.

So wanderten sie mehrere Tage, erfüllt von der höchsten Betrübniß, und kamen endlich in ein Dorf, das den Namen ihres Heimatsdorfes trug. Aber auch hier fanden sie sich nicht mehr zurecht. Sie suchten ihre Wohnhäuser, fanden sie indeß nicht mehr, denn an ihrer Stelle waren neue Wohnstätten erstanden. So suchten sie denn in ihrer Herzensangst den Pfarrer des Ortes auf und erzählten ihm Alles, was geschehen war. Der schlug in den Kirchenbüchern nach, und da fand er verzeichnet, daß vor hundert Jahren ein junges Brautpaar sammt den Hochzeitsgästen spurlos verschwunden war.

Hundert Jahre also hatte die Hochzeitsgesellschaft im Untersberg geschlafen. Der Pfarrer ermahnte nun Alle, sich mit Gott, den sie in ihrem Uebermuthe schwer beleidigt, wieder auszusöhnen. Das thaten sie denn auch und entschliefen alsbald für immer.

II.

Ein armes Brautpaar wollte vor vielen, vielen Jahren zu Grödig, wie bekannt am Untersberg gelegen, Hochzeit machen. Im Topfe war ein Huhn gesotten, in der Pfanne ein Braten hergerichtet, auch etwas Kuchen war gebacken worden, allein es fehlte an Tellern und Schüsseln für die Gäste. An Liebe waren die jungen Leute wohl reich, doch arm an irdischen Glücksgütern.

Was also anfangen, wie speisen, wenn die Gefäße fehlen? Da sprach der Vater der Braut: „Ich will Euch einen Rath geben, geht auf den Untersberg und sagt es der Prinzessin, die hilft Euch sicher!“

Braut und Bräutigam ließen sich das nicht zweimal sagen und machten sich sofort auf den Weg, den Berg zu besteigen. Richtig gelangten sie auch zu einem Thore, vor welchem hold lächelnd die Prinzessin saß. Da faßten sich Beide ein Herz, grüßten in aller Unterthänigkeit und trugen ihre Bitte gar bescheiden vor.

„Kommt herein, liebe Leute!“ entgegnete auf dieselbe die Prinzessin und führte das Brautpaar durch erleuchtete Gänge tief hinab in eine glänzende Halle. Da stand ein Tisch voll der köstlichsten Speisen, an diesen durften sie sich gütlich thun. Und sie thaten es auch nach Herzenslust. Als sie endlich mit ihrer Mahlzeit zu Ende waren, nahm die Prinzessin alles Geschirr, was auf dem Tische stand, legte es in einen Korb und ließ diesen den Bräutigam auf seinen Rücken nehmen. Dann begleitete sie das Paar wieder hinaus und verabschiedete sich gar freundlich von demselben. Da aber der Bräutigam innigst dankte für so viele Huld und Gnade und versprach, er werde morgen Alles wieder pünktlich zurückstellen, lächelte die Prinzessin gar geheimnißvoll.

Die Brautleute aber eilten, so rasch sie ihre Füße trugen, in's Dorf hinab, um noch rechtzeitig genug zur Hochzeit zu gelangen. Als sie aber da ankommen, erscheint ihnen dieses ganz und gar verändert. Sie glauben anfangs zu träumen; allein es ist keine Täuschung, sie sind wach, ganz wach. Jetzt stehen sie an dem Platze, wo früher ihr einfaches Häuschen gestanden, an seine Stelle ist ein großer stattlicher Bauernhof getreten, sie blicken rath- und thatlos umher und beginnen endlich bitterlich zu weinen. Leute kommen herbei, die staunen und lachen über den altfränkischen Anzug der Beiden und steigern die Verzweiflung der Aermsten nur noch mehr.

Da eilen sie zum Pfarrer, der mußte doch da sein und sie kennen; allein auch hier tritt ihnen ein ganz anderer Priester entgegen, als der, der sie hätte trauen sollen. Verwundert ob ihrer Reden und sich dunkel einer Sage erinnernd, schlägt er das dicke alte Kirchenbuch auf, und siehe da, in diesem findet er aufgeschrieben, daß vor 200 Jahren an demselben Tage ein Brautpaar mit dem gleichen Namen hätte getraut werden sollen. Dieses sei jedoch kurz vor der Trauung auf den Untersberg gegangen und nicht wieder gekommen.

Da rief die Braut entsetzt: „O gnad' uns Gott! Wir Unglücklichen sind verzaubert. Hochwürdiger Herr segnet uns!" Und bittend hoben Beide ihre Hände.

Der Diener des Herrn willfahrte ihrer Bitte; doch kaum war die heilige Handlung vollzogen, stürzte auch das Paar Hand in Hand leblos vor dem Altar zusammen.

Drei Tage blieben die beiden Leichname feierlichst in der Kirche zur Besichtigung ausgestellt und massenweise strömte das Volk von weit und breit herbei, sie zu sehen. Nach dieser Frist fanden die Unglücklichen endlich eine dauernde Ruhestätte auf dem kleinen Kirchhofe zu Grödig.



Der Fürstensohn im Untersberg.



Ein Fürstensohn kam einst nach Salzburg hergezogen. Ihn hatte die Mär von Kaiser Karl und seinem Töchterlein im Untersberge angelockt.

Was anderen Sterblichen vor ihm gelungen, das wollte auch er erreichen. So ging er denn eines Abends hin an den Fuß des Wunderberges. Die Nacht brach an und mit ihr erhob sich wüstes Schlachtgetümmel. Zaudernd haftet sein Fuß, nicht Furcht, nur Staunen ist's, was ihn erfült. Endlich schreitet er weiter, da tritt ihm ein Herold entgegen mit grauem Barte und winkt ihm, zu folgen. Dann geht er voran und führt den Jüngling in die Tiefe des Untersberges, immer tiefer und tiefer, bis es sargeseng wird. Hier greift der greise Führer mit wuchtigem Griffe in die Felsen und vor ihren Blicken öffnet sich ein weiter Thronsaal mit herrlichen Säulen, erstrahlend im hellsten Glanze. Zehntausend wackere Ritter und hunderttausend tapfere Landsknechte sind ringsum gelagert, Alle zum Kampfe gerüstet. An einem runden Tische aber von Marmelstein in Mitte des Saales saß der Kaiser im Reichsornate, mit schneeig weißem Barte, der, von kostbaren Perlen durchflochten, um den Tisch in langen Silberwogen wallte; auf sieben Stühlen um ihn her saßen des Reiches Kurfürsten. Regungslos, gleich Steingebilden, schien alles Leben in ihnen erstorben.

Da tritt lebenswarm, von Liebreiz umflossen, des Kaisers Töchterlein unter sie und schreitet dem Tische zu. Sie mißt des kaiserlichen Vaters Bart; doch ach, zu kurz noch ist er, erst zweimal reicht er um den Tisch, und ehe nicht das dritte Mal



er ihn umschlungen, bleibt der Bann ungebrochen.

In rasch auflodernder Liebe entbrannt, stürzt der Fürstensohn auf die Maid zu, um sie in seine Arme zu schließen. In diesem Augenblicke kündet ferner Glockenschlag die Mitternachts-

stunde. Und Alles war erloschen und verschwunden. Der Herold aber sprach zum Fürstensohn:

Und Alle, die da unten hausend
Mit ihm und ihr du hast geschaut,
Sind ein versteinertes Jahrtausend,
Das täglich auf in's Leben thaut,
Um täglich wieder zu erstarren.
Und so muß Kaiser, Kind und Heer
So lange der Erlösung harren,
Bis um die Tafelrunde her
Des Kaiserbartes Silberwogen
Die Tochter dreimal hat gezogen.

Und wenn der Bart so groß geworden,
Ach, ist das große Volk so klein!
Und selber wird es sich ermorden,
Und Treu und Glauben nicht mehr sein.
Dann kommt ein Fürst aus deinem Stamme
Zum Berg und seinem Schauerraum
Und hängt des Volkes Oriflamme,
Sein Schild an jenen morschen Baum.
Und wird er wieder Blüthen tragen,
Dann wird die Rettungsschlacht geschlagen.

Da bricht aus unterird'schem Saale
Das Heer hervor auf's Walser Feld
Und kämpft und siegt. Zum zweiten Male
Erschafft das große Volk der Held.
Dem wird er Reich und Tochter geben,
Deß' Rüstung diese Perlen da,
Die Thränen dieser Nacht umweben:
Die Tochter heißt: — Teutonia!

— — — — — — — — — —

Der Prinz vernahm, was jener sprach, und eben wollt' er fragend sich an ihn wenden, als dieser seinem Blicke rasch entschwand. Vergebens forschte er nach seines geheimnißvollen Führers Spur, er fand sie nicht. So zog er denn seines Weges weiter, das Herz erfüllt von unbefriedigtem Hoffen. Kein Mensch erfuhr, was aus ihm geworden, und nie wieder ward er später in Salzburgs Mauern gesehen.



Die Geschichte von dem Jäger.



m Jahre 1738 befahl der Jäger Holzögger, der damals am Untersberge seinen Forst hatte, seinem Bruder Michael, auf den Berg zu gehen und nachzusehen, ob die Holzknechte ihre Pflicht erfüllen und die vorgeschriebene Arbeit auch wirklich besorgen.

Michael that, wie ihm geheißen, kehrte aber nicht wieder. Schon waren achtundzwanzig Tage verflossen, ohne daß dem besorgten Bruder irgend welche Kunde von dem Verschollenen geworden wäre; allgemein glaubte man, daß Michael, wie so mancher Andere sich verstiegen und in irgend einer Schlucht, an denen ja der Wunderberg so reich ist, seinen Tod gefunden habe. Da beschloß der Jäger, in der Kirche zu Gmain nächst dem Untersberge, einen Gottesdienst abhalten und für das Seelenheil seines Bruders beten zu lassen.

Schon war die Kirche mit Andächtigen angefüllt und der Priester an den Altar getreten, als plötzlich der Todtgeglaubte zum Erstaunen Aller in das Gotteshaus trat. Er wollte Gott danken für seine glückliche Rückkunft. Alsbald erfuhr er, daß der eben stattfindende Gottesdienst ihm gelte, und um so heißer stieg sein Dankgebet gen Himmel.

Als die heilige Messe ihr Ende erreicht hatte und die Menge die Kirche verließ, da drängten sich Alle um den Zurück-

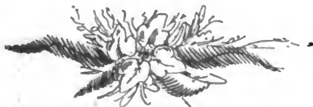
gekehrten und Jeder wollte von ihm erfahren, wo er so lange geblieben, was ihm widerfahren und wie es im Wunderberge aussehe. Allein weder seinem Bruder, noch einem Anderen theilte er auch nur ein Wort mit. Er blieb verschlossen und in sich gekehrt. Da sie aber des Fragens nicht müde wurden, so verwies er sie auf das, was Lazarus Gitschner auf seinem Sterbebette vom Untersberge erzählte.

Die Kunde von dem Verschwinden und dem unerwarteten Wiedererscheinen des Jägerburschen war indeß auch dem damals regierenden Erzbischof von Salzburg, Grafen Firmian, zu Ohren gekommen. Neugierig, ob er auch ihm Antwort verweigern werde, ließ er Michael vor sich rufen und fragte ihn, wo er während der achtundzwanzig Tage gewesen und was er erlebt hätte. Der Jägerbursche aber antwortete: „Es ist mir nimmer gestattet über das zu sprechen, was Ihr, hochwürdigster Herr, von mir verlangt; es wäre denn, daß Ihr Euch herablasset, meine Beichte entgegenzunehmen!“

Der Herr Erzbischof willfahrte diesem Wunsche ohne Bedenken. Allein gar inhaltsschwer mußte das gewesen sein, was Michael ihm da anvertraute; denn von der Stunde an wurde auch der hohe Kirchenfürst tiefsinnig und nachdenkend; ja man sah ihn oft bestürzt und traurig, ohne daß seine Umgebung einen Grund hierfür erfahren hätte.

Michael Holzögger verließ bald darauf seine Heimat und zog nach Wien. Daselbst verheiratete er sich und lebte glücklich bis an sein Lebensende.

Seine Geschichte aber ist von seinen Verwandten vor geistlicher und weltlicher Obrigkeit eidlich bekräftigt worden.



Ein Bauer von Grödig im Untersberg.



in Bauer von Grödig wollte einst einen Wagen voll Korn nach Salzburg führen. Unterwegs gesellte sich ein kleines Männchen zu ihm, das sich mit ihm in ein Gespräch einließ. Es erzählte dem Bauer allerlei Schnurren und Geschichten und wußte des Bauers Aufmerksamkeit so ganz und gar in Anspruch zu nehmen, daß dieser gar nicht gewahr wurde, auf einen Irrweg gekommen zu sein. Als er es bemerkte, war's zu spät. Er mußte die Zügel dem kleinen Begleiter überlassen und vorwärts ging's, schnurstracks in den Untersberg hinein. Da mußte er sein Korn ausschütten, wofür ihm die Säcke mit purem Golde gefüllt wurden. Auch er sah den Kaiser in Mitte seiner Helden an einem großen runden Tische, in einer weiten und gar prächtigen Halle sitzen. Doch nicht lange durfte er sich dieses Anblickes freuen. Das Männchen, das ihn in den Berg geführt, brachte ihn auch wieder hinaus, und ehe er sich's versah, war er am nämlichen Platze wieder angelangt, an welchem das Männchen früher zu ihm gekommen.



Dr. Martin Pegius und seine Ehefrau.



Nicht lange nach dem Bekanntwerden der Erlebnisse des Lazarus Eigner (Gitschner) im Untersberge, machte sich auch der später so unglückliche salzburgische Rath Dr. Martin Pegius daran, eine Beschreibung des Untersberges zu verfassen. Aus derselben hat uns Dr. Johann Baptist Fickler, churfürstlich bayrischer Rath, vor seiner Uebersiedlung nach Bayern durch volle achtundzwanzig Jahre in salzburgischen Diensten, in einer handschriftlichen „Salzburgischen Chronik“ Nachfolgendes überliefert:

Dr. Martin Pegius schildert unter Anderem auch die Wunder des Untersberges, erzählt gar Seltsames von Bergmännleins und Bergfrauen, von Frau Venus und Gold und Edelsteinen. Das Alles wäre sichtbar und von einem großen, Tageshelle ausströmenden Karfunkelstein beleuchtet. Er schreibt des Weiteren von schönen Frauen, deren Häupter mit goldenen Kronen geschmückt wären. Namentlich Eine zeichne sich vor allen Uebrigen aus, welche aus dem Geschlechte der heiligen drei Könige von Saba, nämlich aus Persien sei.

Diese Königin sei am Sonntag Reminiscere, den 19. Februar, gegen Salzburg zu des Dr. Pegius Ehefrau gekommen und habe von dieser begehrt, sie möge sich auf drei Jahre in den

Berg „hinein versprechen", dann wolle sie ihr so viel geben, daß sie ihr Lebtag reich und eine hochangesehene Frau sein würde. Frau Pegius habe jedoch nicht eingewilligt, sei aber gleichwohl in den Berg gekommen und dort vieler Wunderdinge ansichtig geworden.

Die Königin von Saba — so zweifelsohne der leidige Gottseibeiuns gewesen, wie Dr. Fickler meint — wäre später öfter in die Behausung der Pegius gekommen und hätte ihr viele Geheimnisse geoffenbart. So auch am dritten Osterfeiertag den 26. März 1581, an welchem Tage Frau Pegius von der Königin erfahren, daß den Bewohnern des Untersberges vor tausend Jahren prophezeit worden sei, daß ein Mann, Namens Martinus, der in der Astronomie und Juristerei wohl erfahren, auferstehen und sie durch seine Fürbitte erlösen werde. Zwischen dem 14. und 26. März 1581 habe ihnen Gott einen Engel gesandt, der ihnen verkündete, daß Dr. Martin Pegius derjenige sei, von welchem die Prophezeiung sprach.

Weiters erzählt Dr. Pegius, daß im Untersberge auch Annas und Kaiphas, der Sultan von Aegypten, Herodiades, des Herodes Tochter, die Königin von Sodoma und Gomorrha u. s. w. seien. Von diesen sei Herodiades gleichfalls bei seiner Ehefrau gewesen und habe ihr erzählt, wie es bei der Enthauptung des heiligen Johannes zugegangen sei. Auch des Kaisers Augustus Sohn befinde sich im Berge und habe am 8. April 1581 mit der Königin von Saba seine Ehefrau besucht und viel Wunderbares erzählt.



Eine alte Amme im Untersberg.



In Salzburg lebte einst eine alte Amme, die war gescheidter wie mancher hochgelahrte Doctor und verstand sich ganz besonders auf das Heilen gebrochener oder verrenkter Glieder.

Im Herbste war's. Sie hatte sich weidlich geplagt beim Ernteschnitt und suchte, kaum heimgekommen, todtmüde das Lager auf, um bei Zeiten wieder an die Arbeit gehen zu können. Da klopfte Jemand um Mitternacht an ihr Fenster. Unmuthig über diese Störung ihrer Ruhe steht sie auf, geht zum Fenster und fragt barsch: „Was giebt's?" Da sieht sie ein kleines Männlein draußen stehen, das sich wie ein Büblein von sieben Jahren ansehen läßt, und mit einem Stimmchen, so fein wie Zwirn, ihr erwidert: „Ach kommt geschwind! Es liegt Jemand in großer Pein, der sich beim Tanzen den Fuß verrenkt hat diesen Abend."

„Hätt' sollen schlafen gehen, wie andere ehrliche Leute!" — brummt mürrisch die Alte.

„Es soll Euch ja gut bezahlt werden!" entgegnete das Männlein.

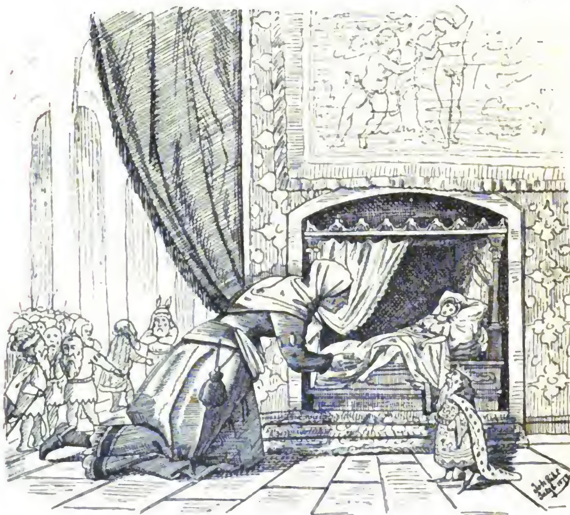
„Ah, das ist ein anderes Wort, das läßt sich hören!" — meint nun die Alte, kleidet sich rasch an und kommt rasch heraus, Thür und Thor hinter sich wohl verschließend.

„Wohin gehts denn?" — frägt sie jetzt.

„Am Untersberg vorüber!“ — lautet nun die Antwort.

„Also nach Berchtesgaden?“ — frägt die Alte, ärgerlich darüber, daß sie noch so weit gehen solle.

Aber das kleine Männlein thut, als hätte es diese Frage überhört, und läuft wie ein Feldhuhn vor ihr her. Die Amme macht sich hinterdrein, taumelt aber das eine um's andere Mal schlaftrunken hin und her. Zuletzt achtet sie des Weges nicht



mehr und merkt nur, daß es dem Untersberge zugeht. Auf einmal bedecken jäh den bis dahin mondhellen Himmel riesige Wolken, wie wenn ein großes Gewitter aufstiege, und rabenschwarze Nacht umgiebt sie. Nur mit Mühe erkennt sie das kleine Männlein vor sich, das so rasch dahinläuft, als hätte es das Auge einer Katze oder Nachteule. Endlich nimmt sie ihr

kleiner Führer bei der Hand und bald darauf ist's der Alten, als schritten sie durch einen langen dunklen Gang. Plötzlich öffnet sich vor ihnen eine Thüre und geblendet vom strahlenden Lichtglanze steht sie inmitten eines Gemaches, dessen Wände so wunderbar leuchteten, als ob Millionen kleiner Lichtlein daran hingen. Aber dem war nicht so, wie sie bald bemerkte, denn die Wände strahlten überall gleichmäßig das wunderbare Licht aus, und im Gemache wimmelte es von so kleinen Männchen, wie ihr Führer eines war, die gar kostbar gekleidet waren.

In einer Nische der einen Wand sah sie des Weiteren ein kleines Bettlein, nicht größer als eine Kinderwiege, stehen, und darinnen lag ein kleines Persönchen, das hatte Glieder wie eine Puppe, so fein und zierlich. Zum Oefteren verzieht es schmerzlich das Gesichtchen und man sieht, daß ihm das eine Füßchen wehe thut.

Ueberdem geht die Thüre auf und herein schreitet gravitätisch ein putziges Männchen mit goldener Krone auf dem Köpfchen und einem rothen Mäntelchen um die Schultern. Alle beugen sich ehrerbietig vor ihm und auch die alte Amme macht einen Knix. Das kleine Königlein erwidert huldvollst die vielen Grüße und beginnt nun also zu sprechen: „Unsere geliebte Königin hat sich das Allerhöchste Knöchelgelenke beim Abendtanze zu verstauchen geruht, als die Grillen einen so lustigen Tanz aufzirpten. Dem Uebel sollst du abhelfen, da du darinnen gar geschickt sein sollst!“

Die Amme wußte gar nicht, was sie von der pudelnärrischen Anrede denken sollte. Indeß streckt ihr die kleine Königin ihr Füßchen entgegen, und da sieht sie, daß Se. Majestät, der Zwergenkönig, richtig gesprochen habe. Ihr wird ganz unheimlich zu Muthe, doch der König tröstet sie. Da faßt sie denn das Beinchen der hohen Patientin, streckt es und reibt es, spricht auch allerlei Sprüchlein dazu, wie es eben Weiber machen, die sich auf die sogenannte „Sympathie“ verstehen wollen, und sagt endlich: „Nun ist's gut!“

Und so war es auch. Denn lächelnd sieht die Königin den winzigen König an und spricht mit einem gar feinen Stimmchen: „Es thut, bei meiner Treu', gar nicht mehr wehe!“ — Diesen Worten folgt ein Ausbruch allgemeiner Freude. Frohgestimmt, spricht das Königlein zu dem kleinen Männchen, das die Amme in den Berg gebracht: „Bringe sie wieder heim und belohne sie reichlich!“ Darauf bedankt sich die alte Frau gar höflich und folgte ihrem kleinen Führer. In dem dunklen Gang angelangt, heißt ihr dieser die Schürze aufhalten und füllt dieselbe mit Steinen, stopft ihr auch den Säckel unter der Schürze mit solchen an, bis sie fast die Last nicht mehr ertragen kann. „Halt ein!“ — ruft sie — „das Schürzenband reißt sonst.“ Da hört das Kerlchen auch auf, klopft einmal an die Thüre und ehe sich's die Alte versieht, steht sie urplötzlich an ihrer Hausthüre. War Alles, was sie erlebt Wirklichkeit, war's Traum, sie wußte es nicht. Der Mond schien wie früher, ihr Haus ist dasselbe geblieben, Alles ist so, wie's war, nur in ihrer Schürze hat sie eine schwere Last. Neugierig, was es wohl sei, guckt sie hinein und sieht — nichts als graue Steine. „Ei, so soll dich doch!“ ruft die Amme zornig aus und wirft unüberlegt den ganzen Inhalt ihrer Schürze auf die Straße, schließt unmuthig die Hausthüre auf und sucht brummend ihr Bett auf. Alsbald ist sie in tiefen Schlaf gesunken. Da sie am Morgen die Augen öffnet, erinnert sie sich der Erlebnisse der letzten Nacht, hält aber Alles für einen wüsten Traum. Eben will sie ihren Säckel umbinden, da fühlt sie dessen Schwere. Rasch leert sie den Inhalt auf den Tisch, und siehe da, vor ihr lag — pures Gold. Fast wäre sie in Ohnmacht gefallen. Sofort erinnert sie sich, daß sie den Inhalt ihrer Schürze, der ja zweifellos gleich kostbar war, vor ihrer Hausthüre ausgeschüttet habe. Sie eilt hinaus, allein da lag nichts als ein Häufchen kleiner, werthloser Steine. Was nützte es, daß sie sich jetzt fast die Haare ausraufen wollte, es war zu spät. Ihrem unüberlegten Handeln war die Strafe auf dem Fuße gefolgt.

Als sie später die ihr gebliebenen Goldklümpchen für schweres Geld an einen Goldschmied verkaufte, erzählte sie die Märe und erfuhr nun, daß sie bei den Zwergen im Untersberg gewesen sei. Von dem erhaltenen Gelde stellte sie ihr altes, baufälliges Haus neu her und lebte in großem Wohlstand bis an's Ende ihres Lebens.





Wilde Frauen.

Wilde Frauen im Untersberg.



Bauersleute aus dem Dorfe Grödig am Fuße des Untersberges zeigten um das Jahr 1753 oftmals an, daß wilde Frauen aus dem Untersberge hervorkamen und den Knaben und Mägdleins, welche zunächst dem Loche innerhalb Glanegg das Weidevieh hüteten, Brot zu essen gaben.

Zur Zeit des Aehrenschnitts kamen wilde Frauen mit Morgenanbruch nach Grödig und halfen fleißig bei der Arbeit mit bis zum Abend. Dann gingen sie wieder in den Untersberg zurück, ohne am Abendbrot theilzunehmen, das ihnen geboten wurde.



Der Bauernknabe und die wilden Frauen.

Einst ging ein Bauer auf's Feld hinaus, das am Fuße des Wunderberges lag, und nahm sein kleines Söhnchen mit. Sein Pferd stand bereits an den Pflug gespannt; der Bauer setzte das Kind auf den Rücken desselben und lief auf einen Augenblick weg, um einen Gegenstand, den er vergessen, schnell zu holen.

Während er weg war, kamen wilde Frauen aus dem Berge hervor, eilten auf den Knaben zu und wollten ihn vom Pferde herab und mit sich fort nehmen. Zum Glücke kam eben zu rechter Zeit sein Vater zurück; als er sah, was man mit seinem Kinde vorhabe, eilte er furchtlos herbei, nahm den Frauen, die er wohl erkannt hatte, den Knaben ab, und fuhr sie barsch an: „Was erfrecht ihr Euch, so oft aus dem Berg herauszugehen und mir jetzt sogar meinen Buben wegzunehmen? Was wollt Ihr mit ihm machen?"

„Er wird bei uns bessere Pflege und viele Freude haben" — entgegneten jene — „und es wird ihm bei uns besser gehen als zu Hause. Der Knabe wäre uns über Alles lieb und kein Leid sollte ihm widerfahren."

Allein der Vater ließ nicht von seinem Kinde und bitterlich weinend entfernten sich endlich die wilden Frauen.





Wilde Frauen rauben einen Knaben.

Einmal hütete in der Nähe der Kugelmühle nächst Fürstenbrunn ein Knabe Vieh, als unerwartet zwei wilde Frauen sich ihm nahten und ihn aufforderten, ihnen zu folgen. Sie versprachen ihm viel Schönes und Gutes und nahmen ihn endlich halb willig, halb mit Gewalt mit sich in den Untersberg. Wohl suchten seine Eltern tagelang nach ihm, allein vergeblich. Da nach Jahresfrist erblickten Holzknechte diesen Knaben eines Tages auf einem Baumstocke sitzend und in's Thal hinabschauend; er trug ein prächtiges, grünes Wamms und auf seinem Lockenkopf einen schönen Federhut, mit einem Worte, er glich auf's Haar einem Edelknaben.

Die Holzknechte wagten es nicht, ihn anzusprechen, obgleich sie ihn deutlich erkannten; sie liefen aber zu den Eltern desselben und theilten ihnen mit, wen sie gesehen. Wiewohl diese sich sofort aufmachten und von den Knechten geführt, die Stelle wieder aufsuchten, wo der Knabe früher gesessen, sie fanden ihn nicht mehr und kein Mensch hat ihn auch später wiedergesehen.



Die wilde Frau und der Bauer.

n das Dorf Anif, eine halbe Wegstunde vom Untersberge entfernt, kam vor vielen Jahren öfters eine wilde Frau. Auf einem Felde daselbst grub sie sich Löcher in die Erde und richtete sich eine Lagerstätte zurecht. Sie hatte ein ungemein langes und schönes Haar, das ihr fast bis zu den Fußsohlen hinabreichte. So sah sie ein Bauer, dessen Herz ihn alsbald zu ihr hinzog. Schon mehrmals hatte er sie kommen und gehen gesehen; da faßte er eines Abends Muth, ging zu ihr und legte sich endlich in seiner Einfalt ohne Scheu zu ihr in die Lagerstätte. Keines von Beiden sprach etwas, viel weniger, daß sie Ungebührliches mit einander getrieben hätten. So blieb er die ganze Nacht bei ihr. Die nächste kam er wieder. Da fragte ihn denn die wilde Frau, ob er denn keine Frau hätte? Der Bauer aber verläugnete seine Ehewirthin und antwortete dreist mit „Nein!" —

Indeß war es aber seinem Weibe doch etwas verdächtig vorgekommen, daß ihr Mann nun schon die zweite Nacht außer Hause zubringe, und sie machte sich daran, ihn zu suchen. Sie fand ihn jedoch in keinem der Gasthäuser und auch sonst hatte denselben Niemand gesehen. Da, schon auf dem Heimwege begriffen, kam sie an jenem Felde vorüber und sah zu ihrem

nicht geringen Erstaunen, ihren Mann schlafend bei der wilden Frau liegen.

„O behüte Gott" — sagte sie zur Letzteren, — „Deine schönen Haare! Was treibt Ihr denn da miteinander?" — Der Bauer fuhr erschreckt auf, sein Weib aber lief dem Hause zu.

Die wilde Frau verwies ihm nun seine treulose Verläugnung in gar ernsten Worten und sprach zum Schlusse: „Hätte



Deine Frau bösen Haß und Aerger gegen mich zu erkennen gegeben, so würdest Du jetzt unglücklich sein und nicht mehr von der Stelle kommen. Aber weil Deine Frau nicht böse war, so liebe sie fortan und hause mit ihr getreulich, hierher aber wage nimmermehr zu kommen; denn es steht geschrieben: „„Ein Jeder lebe getreu mit seinem angetrauten Weibe!"" — wenn-

gleich auch die Kraft dieses Gebotes einst in große Abnahme kommen wird und damit aller zeitlicher Wohlstand der Eheleute. Nimm diesen Schuh voll Geld von mir, geh' hin und sieh' Dich nicht mehr um."

Der Bauer schlich sich, froh, so glimpflich davongekommen zu sein, von dannen und wurde der beste Ehemann weit und breit.



Eine wilde Frau als Friedensstifterin.



Ein Grödiger Bauer hatte eine recht böse Sieben zum Weibe bekommen; wo sie nur immer konnte, verbitterte sie ihrem Manne das Leben und behandelte ihn so schlecht, daß er endlich einmal in seiner Verzweiflung aus dem Hause lief und in die Frauenhöhle am Untersberge eilte. Daselbst wollte er die Nacht zubringen. Schon ist er eingeschlummert, da wird er durch ein Geräusch in seiner Nähe geweckt. Er blickt auf und sieht vor sich eine Jungfrau stehen, die, o Wunder, halb weiß und halb schwarz ist. Sie spricht ihn freundlich an, frägt ihn, was er da mache, und ist so gut mit ihm, daß er ihr sein ganzes Leid freimüthig mittheilt. Sie setzt sich zu ihm und unter vertraulichem Geplauder verfliegt die Nacht.

Mit Morgenanbruch erhebt sich der Bauer und verabschiedet sich von der Jungfrau. Diese hält ihn noch ein wenig zurück und spricht: „Da Du Dich gegen mich so gut benommen hast, so gehe getrost nach Hause; Du wirst Dein Weib zum Besten geändert finden!"

Etwas getröstet durch diese Worte, macht sich der Bauer auf den Heimweg. Je näher er indeß seinem Hause kommt, desto beklommener wird's ihm um's Herz, und als er gar die Hausthüre aufmacht, glaubt er schon, sein Weib falle im nächsten

Moment über ihn her und lese ihm ordentlich den Text wegen seines nächtlichen Fernebleibens.

Allein das geschieht nicht; im Gegentheil, sein früher so böses Weib kommt ihm in aller Sanftmuth entgegen und fragt ihn besorgt, wo er so lange geblieben, ihr wäre so bange um ihn gewesen.

Der gute Bauer wollte anfangs seinen Augen und Ohren nicht trauen; allein er überzeugte sich bald, daß sich seines Weibes Sinn wirklich zum Guten gewendet hatte. Er lebte fortan auch in ungetrübtem Frieden mit ihr und ward der glücklichste Ehemann.

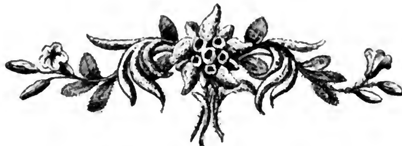


Die wilde Frau auf dem Goslei-Felsen.



Auf dem Goslei-Felsen nächst dem Dorfe Grödig befand sich vor alters ein wunderschöner Garten voll der herrlichsten Alpenrosen. Darinnen saß zur Sommerszeit gar oft eine holde Jungfrau, deren silberweißes Gewand weithin sichtbar war; langes, hellblondes Haar umwallte ihren Nacken und ihre Augen waren blau wie Flachsblüthe. Sie sang so schöne Lieder, daß das Herz der Zuhörer ganz eigen bewegt wurde; insbesonders Kinder zog ihr Gesang unwiderstehlich an. Darum warnten aber auch die Eltern dieselben, ja nicht darauf zu achten, sondern sobald sie den Sirenengesang hörten, ein Vaterunser zu beten und rasch weiter zu gehen.

Einige thaten es nicht und die kamen in die Gewalt der wilden Frau und müssen bis zum jüngsten Tag mit ihr im Untersberge schmachten.



Verschiedene Sagen über wilde Frauen.



. Reindl, ein Bauer, ging einmal spät Abends von Groß-Gmain nach Hause. In der Nähe des Schlosses Plain, als er eben den Feldweg, der zu seinem Hause führte, betrat, kamen plötzlich zwei weißgekleidete Frauen mit langen aufgelösten Haaren an ihn heran, nahmen ihn in ihre Mitte und drückten den armen Bauer derart, daß er weder im Stande war, sich zu rühren, noch einen Laut von sich zu geben, so sehr er sich auch anstrengte. Schon glaubte er, sein letztes Stündlein habe geschlagen, da ließen die Frauen ihn los und verschwanden. Er aber erreichte unangefochten sein Haus und dankte Gott für seine Rettung.

* * *

Ein altes Mütterlein, das nächst dem Steinbruche am Untersberge wohnte, erzählte im Jahre 1799 dem Verfasser der „Reisen durch Salzburg“ mit innigem Vergnügen, daß sie als kleines Mädchen die schönen Wildfrauen in weißen Gewändern und mit fliegenden Haaren auf den Firsten des Untersberges gesehen und ihre schönen Lieder gehört habe; kleine Männchen mit netzförmigen Häubchen seien gleichzeitig unter dem weidenden Vieh umhergewandelt.

* * *

Ein Herr und zwei Damen stiegen vor nicht gar langer Zeit auf die Schweigmühlalpe am Untersberg. Indeß der Herr zum Mückenbrunnen und in die Röthellack ging, suchten die beiden Damen die Sonnenwendstätte auf, um daselbst die herrliche Aussicht zu genießen.

Plötzlich fingen sie fürchterlich zu schreien an. Rasch lief die Sendin zu ihnen und erfuhr nun aus deren Munde, daß sie soeben in einer Höhle eine schöne Frau, angethan mit schwarzen Kleidern, gesehen hätten, die vor ihren Augen in Nichts zerflossen sei.

„Das war eine Wildfrau" — meinte die Sendin — „die thut nichts Böses und fügt Keinem ein Leid zu." —

Die Damen ließen sich aber nicht beruhigen, sondern verließen mit ihrem bald zurückgekehrten Begleiter eilig den Berg.

* *
*

Alte Leute sahen zum Oefteren die wilden Frauen durch ein eisernes Thor aus dem Berge hervortreten und auf den Höhen des Untersberges weiße und rothe Wäsche aufhängen.



Der Mooswirth und die Wildfrau.



Zum Wirthe an der Moosstraße, die durch das lange Moor zum Untersberge führt, kam einst spät Abends ein Mädchen, bat um Nachtherberge und bot sich gleichzeitig auch als Dienstmagd an. Die Wirthin meinte, sie sei zu schwach zur Arbeit; denn gar zu zart waren ihre Hände. Als das Mädchen aber dringend bat, gab sie endlich nach und nahm es in ihre Dienste. Und wahrlich nicht zu ihrem Schaden war's.

Treu, sittsam und fleißig, war das Mädchen vom frühen Morgen bis zum späten Abend auf den Beinen und sichtlich nahm der Wirthschaft Wohlstand zu. Das Vieh gedieh, Feld und Garten warfen reichen Ertrag ab, wie nie zuvor.

So ging es mehrere Jahre. Das Mädchen wurde gehalten wie die Tochter des Hauses und lebte still vergnügt für sich hin, Allen zur Freude, Keinem zum Leide. Ueber ihre Herkunft konnte indeß Niemand etwas erfahren, und so oft sie auch darum gefragt wurde, immer meinte sie: „Ich bin guter Menschen Kind, woher ich bin und wie mein Name, mag Euch gleich sein! Forscht nicht weiter darnach."

Da kam eines Tages ein Holzknecht in's Wirthshaus und fragte nach dem Mädchen. Das eilte schnell herbei und forschte nach seinem Begehr.

„'s ist nicht viel, was ich zu melden habe," — meinte der Holzknecht und fuhr fort: — „Wie ich heute auf dem Berge

Holz schlug, hörte ich auf einmal aus einer Steinkluft rufen: „„Du, Bauer, sag' der Magd beim Mooswirth, ihr Vetter sei gestorben."" Gehört und gesehen habe ich Niemanden, aber melden, dachte ich, muß ich Euch's doch!"

Der Knecht hatte kaum ausgesprochen, als das Mädchen



auch schon, ohne ein Wort des Abschieds zu sagen, das Haus verließ und raschen Schrittes dem Untersberge zueilte.

Sie kehrte nimmer zurück und blieb von dem Tage an verschollen. Das Glück wich aber nicht vom Mooswirthshause.



Die Wäsche.



uf den Vierkasern am Untersberge hören heute noch die Sennerinnen, aber stets nur an Samstagen und Lostagen, waschen, und zwar, wie es bei den Bauern gebräuchlich ist: es klingt gerade so, als wenn man mit einem Brettchen (Ploi) auf nasse Wäsche schlüge, die auf einer Bank liegt. Da meinen denn die im oberen Kaser, es werde im unteren gewaschen, und umgekehrt. In Wahrheit sind es die wilden Frauen, die Kaiser Karl's und seines Gefolges Wäsche besorgen müssen.



Riesen-Sagen.

Die Bergriesen.



In alten Zeiten kamen oftmals Riesen aus dem Untersberge hervor nach dem Dorfe Grödig. Daselbst lehnten sie sich an die Pfarrkirche und sprachen mit Männern und Frauen. Anfangs fürchtete man sich gar gewaltig vor ihnen, denn sie überragten an Größe fast die Kirche. Da sie aber öfter kamen, so schwand die



Furcht und Alt und Jung horchte den Lehren, die sie gaben. Sie ermahnten Alle, einen christlichen Lebenswandel zu führen, die Kinder in Zucht und Ordnung zu erziehen, damit diese einem bevorstehenden Unglücke entgingen. Eben so ruhig, wie sie gekommen, kehrten sie auch jedesmal wieder in den Berg zurück.





Der Riese Abfalter.

Abfalter war unter den Riesen der größten einer und hauste gleichfalls auf dem Untersberge. Noch kann man am Rücken des Berges einen großen Felsengraben sehen, der ihm zum Lager diente. Von Zeit zu Zeit warf er zum Zeitvertreib riesige Steine in's Thal, so daß nach und nach ganze Hügel entstanden, auf und an denen jetzt die Ortschaften Wals, Maxglan und Liefering stehen.

Am Fuße des Gaisberges begegnete er einst einer Riesenjungfrau, die vergeblich über die Salzach zu gelangen versuchte. Sie kam vom Abersee und hatte sich in ihrer Schürze Steine mitgenommen, um diese als Trittsteine über die Salzach zu benützen. Allein ihre Schürze bekam unvermerkt ein großes Loch und durch dasselbe entfielen ihr nach und nach alle Steine. So traf sie Abfalter klagend über ihr Mißgeschick an. Er besann sich nicht lange, hob die Jungfrau auf und setzte mit einem Schritte über die Salzach, sie drüben unversehrt wieder niederlassend.

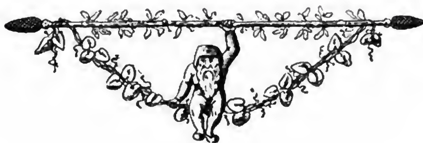


Riesensagen.



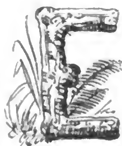
Die Riesen des Untersberges, so erzählen alte Leute, brachen oft flammenden Auges aus dem Berge hervor und stützten sich des Nachts auf die Dachfirste der Häuser, daß diese in ihren Grundfesten erschüttert und deren Bewohner von großer Angst erfaßt wurden. Da blickten sie dann unverwandt gegen Morgen, bis der anbrechende Tag auf den fernen Berggipfeln aufflammte.

Nach Anderen kommen die Riesen allnächtlich um eilf Uhr düster und furchtbar aus dem Untersberge, steigen empor zum Gipfel und schauen dann sehnsuchtsvoll gegen Osten. Um die Mitternachtsstunde kehren sie in den Berg zurück.



Die wilde Jagd.

Die wilde Jagd.



Ein flotter, leichtlebiger Junggeselle, dem der Feierabend nie zu früh kam und keine Nacht zu lange dauerte, als daß er nicht bis zum hellen Morgen im Wirthshause zechte, ging einmal nach Mitternacht nach Hause.

Lustig und kreuzfidel tanzte er den Weg dahin, so lange er noch den Ton der Geigen und Clarinetten vom Tanzplatze her, den er eben verlassen, hörte. Plötzlich aber verstummte die Musik und ein fürchterlicher Lärm erhob sich, der mit Windeseile näher rückte und ihm im Augenblicke alle Lustigkeit nahm.

„Holla, Bua!“ (Bursche) — dachte er — „das geht nicht natürlich her, das wilde Gjaid (Jagd) ist im Anzug!“ — damit warf er sich, so schnell er nur konnte, zu Boden, Füße und Hände kreuzend. Im nächsten Augenblick ging's auch schon ganz knapp über ihn weg mit unsinnigem, verworrenem Geheul. Hundegebell, Katzengeschrei, Rossegewieher, Raubvogelgekrächze, Natterngezisch mischten sich auf's grausigste durcheinander und

Alles war im Nu in der Ferne verschwunden .Als der Junggeselle wieder aufstand, hörte er aus den Bergen noch einen schwachen Widerhall.



Von der Stunde aber an blieb er nie mehr über Mitternacht vom Hause weg, sondern kam pünktlich eine Stunde früher heim.



Das wilde Heer.



Zuweilen tönt aus den Tiefen des Untersberges kriegerische Musik und Waffengeklirr, und zwar immer, wenn Kriegsgefahr dem Lande droht. Wilde Ritter und Knappen durchstürmen dann in glühenden Panzern zur Nachtzeit auf Flammenrossen, mit feuersprühenden Waffen bewehrt, die Gefilde Salzburgs, sich selbst zur Pein, den Menschen zum Schrecken.

Mit Tagesgrauen endet der wilde Umzug und die gespenstigen Schaaren kehren durch eine nur Wenigen sichtbare, eherne Pforte in den Untersberg zurück, welche bei Hallthurn hinter den Trümmern der Burg Plain zwischen den abgestürzten Oefen (Felsklüften) zu Tage geht.





Der gespenstige Wagen.

ine Bäuerin aus Liefering ging vor mehreren Jahren gegen Mitternacht heimwärts. Auf dem großen Felde nächst Siezenheim vernahm sie plötzlich hinter sich ein sturmwindähnliches Getöse. Sie wandte sich um und sah zu ihrem Entsetzen einen Wagen pfeilschnell daher fahren; auf demselben saßen große kohlschwarze Vögel, in Gestalt den Geiern ähnlich, die mit den Flügeln gewaltig schlugen und einen ärgeren Lärm machten als die Wagenräder. Im Augenblicke war Alles vorüber dem Untersberge zu. Die Bäuerin aber bekreuzte sich und eilte zitternd und bebend in ihre Behausung.



Das Moosweibchen.

Im Jahre 1635 hatte ein Bauer den Tag über am Untersberge Holz gefällt und wollte eben, da sein Tagewerk vollendet und der Abend hereingebrochen war, den Heimweg antreten, als athemlos ein kleines Moosweibchen zu ihm gelaufen kam und ihn dringend bat, er möge



doch auf die gefällten Stämme drei Kreuze einhauen, indem sie hinzusetzte: „Es wird gut für Euch und für uns sein. Wir

werden vom wilden Jäger des Nachts ohne Unterlaß gejagt und haben auch anders keine Ruhe vor ihm, als wenn wir uns auf behauene Baumstämme setzen können, welche mit drei Kreuzen gezeichnet sind; auf diesen muß er uns in Frieden lassen und kann uns nichts anhaben." Der Bauer dachte, das Kreuz ist immer ein gutes und heilbringendes Zeichen, und willfahrte der Bitte.

Das Moosweibchen aber dankte ihm von ganzem Herzen dafür und versprach dem Bauer alles Glück. Wirklich waltete von diesem Augenblicke an sichtlich des Himmels Segen über ihm und seinem Hause, sein Wohlstand wuchs von Jahr zu Jahr und seine Kinder gediehen zu braven, gottesfürchtigen Menschen, die ihm sein Alter verschönern halfen.



Ein Moosweibchen von der wilden Jagd zerrissen.



in Bauer, ein arger Zecher, der Nachts durch das Moos nach Hause ging, hörte plötzlich die wilde Jagd daherbrausen. Von Uebermuth erfaßt, wollte er auch mitjagen helfen und begann zu schreien und zu schnalzen, wie es die Treiber auf der Jagd machen. Da plötzlich schlägt eine wild gellende Stimme an sein Ohr. — Der wilde Jäger selbst ist's, der ruft: „Brav, Kamerad! Du sollst Deinen Theil haben!" —

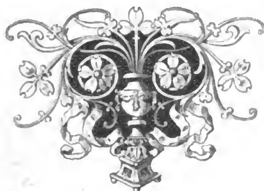
Erschrocken und ernüchtert vernimmt der Bauer die räthselhaften Worte und eilt nach Hause.

Am nächsten Morgen tritt er hinaus in den Hof, da — o Schrecken und Entsetzen! — sieht er an der Thüre seines Pferdestalls das Viertheil eines Mooswcibchens hängen. Das also war sein Theil!

Unverweilt eilt er zum Pfarrer und beichtet reumüthig, was er in seinem Muthwillen begangen. Der Priester verwies ihm sein Vergehen auf das ernsteste und ermahnte ihn dringend, seinen wüsten Lebenswandel zu ändern. Dann rieth er ihm noch, um seiner geistigen und leiblichen Wohlfahrt willen ja nichts von dem Fleische zu berühren.

Er befolgte des Pfarrers Rath im festen Vorsatze, ein besserer Mensch zu werden, und siehe da! — der Jagdantheil verschwand unbemerkt, wie er gekommen.

Der Bauer konnte aber doch seines Lebens nicht mehr recht froh werden und starb schon nach wenigen Jahren.



Der Höllenhund.



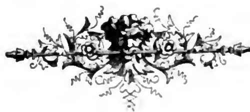
er Pfennigbauer und der Bäckermüller, zwei recht brave Leute aus Siezenheim, gingen einst in stockfinsterer Nacht von Salzburg nach Hause. Mit einem Male verbreitete sich ein magisches Licht und gleich darauf sahen sie durch die Lüfte eine pudelförmige feurige Gestalt mit langem, flammendem Schweife gegen den Untersberg hinfahren. Dortselbst verschwand die Erscheinung unter donnerähnlichem Krachen, als ob der ganze Berg in Trümmer gehen wollte. Das war der Höllenhund.



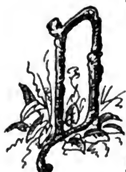
Das Flachsbündel.



ine alte Bäuerin aus Moos erzählte, daß sie als junges Mädchen, da sie in Glanegg diente, eines Nachts noch spät am Fenster stand und zu ihrer Verwunderung in der Ferne eine gar liebliche Musik vernahm, die immer näher zu kommen schien. In der Meinung, daß vielleicht eine vornehme Gesellschaft aus Salzburg nahe, habe sie das Fenster aufgemacht und sich hinausgeneigt. Im selben Momente aber schwieg die Musik plötzlich; dagegen habe ein gar furchtbares Rasseln begonnen und sei immer näher gekommen, so daß sie entsetzt das Fenster zuwarf und in ihr Bett flüchtete, wo sie in ihrer Herzensangst schnell ein „Vaterunser“ und ein „Ave“ betete. „Das war bestimmt das wilde Gjaid!“ — meinte die Moosbäuerin, so oft sie es erzählte.



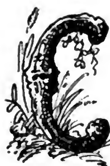
Fusstritte im Schnee am Kühstein.



er Sohn des jetzigen Kugelmüllers am Untersberg stieg einst von Glanegg aus mit mehreren Knechten aufwärts, um Lärchenbäume zu fällen. Es war um Mitte November und auf den Berghöhen lag schon ziemlich tiefer Schnee. Als sie zum sogenannten Kuhstein kamen, bemerkten sie im Schnee eine Menge von Fußtritten, die von den nackten Füßchen sechs- und siebenjähriger Kinder herzurühren schienen. Sie verfolgten die Fußtritte bis zu einer jäh aufsteigenden Wand, vor welcher sie aufhörten. Da war offenbar ein geheimer Eingang in den Berg, den nur die Untersberger kannten, und solche, denen sie wohl wollten. Des Kugelmüllers Sohn und seine Knechte suchten aber vergeblich nach einem solchen.



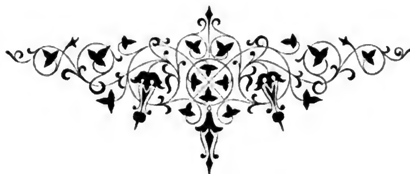
Unterirdische Musik.



Caspar Paulweber, ein blinder Einleger, der oftmals den Weg von Groß-Gmain nach Salzburg und wieder zurück allein gemacht hat und nun schon seit mehreren Jahren todt ist, ließ es sich nicht nehmen, eines Abends beim Veitl-Steinbruche aus dem Untersberg heraus eine herrliche Musik gehört zu haben, die ihm fort und fort im Ohre nachklang, so lieblich und einschmeichelnd war sie anzuhören.

* * *

Eine Sendin am Untersberg vernahm gleichfalls einmal eine solche Musik, die aus dem Innern des Berges kam. Die klang so lustig und so verführerisch, daß sie sich nicht enthalten konnte und nach ihr tanzen mußte.



Weltuntergangs-Sagen.

Die letzte Schlacht.

s wird eine Zeit anbrechen, in welcher es zwischen den Menschen ob des Glaubens zu großem Hader und Zwist kommen wird.

Auf dem Walser Felde nächst dem Untersberge wird eine Schlacht geschlagen werden, in der es schrecklich hergehen und kein Erbarmen sein wird auf beiden Seiten der Streitenden. Brüderliche Liebe wird Keiner mehr kennen, weshalb das Schwert entscheiden und Unglauben und Irrthum ausrotten wird.

* * *

Unter den Völkern wird einst große Uneinigkeit entstehen. Die Herren werden sich gegenseitig bekämpfen und ein Blutbad unter ihren Völkern anrichten, wie es nie gesehen ward und mehr gesehen werden wird. Der Bauer wird aus seiner Pflugschaar Waffen schmieden und gegen seine Brüder zu Felde ziehen, der Fuhrmann wird von seinem Wagen weg mit seiner Peitsche in den Kampf gehen, der Pflugheber mit seiner Reitel, die Weiber mit Hacken und Gabeln, die Handwerker mit ihrem Werkzeug, der friedliche Künstler mit dem Schwerte, der Holzknecht mit seiner Hacke in die Schlacht rennen und morden ohn' Erbarmen.

* * *

Wenn Unglaube und selbstsüchtige Gewalt den Höhepunkt erreicht, dann werden die Völker sich wie im Wirbelwinde an einander drängen, um auf der weiten Ebene von Wals eine Völkerschlacht zu schlagen. Kaiser Friedrich wird mit seinen Getreuen aus dem Untersberge hervorbrechen und der guten Sache zum Siege verhelfen.

* *
*

Zwei andere Prophezeiungen melden:

Ein furchtbarer Krieg wird so schnell und unvermuthet entbrennen, daß der Bauer vom Acker weg mit der Pflugschaar und die Bäuerin vom Herde weg mit dem Küchelspieß in die Schlacht stürzen werden. Die währt jedoch nur kurze Zeit; der Bauer wird zurückkehren und seine Zugstiere vorwärts treiben, die Bäuerin wird die noch unfertigen Kücheln aus dem brodelnden Schmalze zum Mittagmahle fertig backen. So sagt man in Alpach.

Eine Prophezeiung, die im Leukenthale, Lofer und Salzburg cursirt, deutet gleichfalls auf einen plötzlich kommenden und eben so schnell wieder vorübergehenden Kampf hin.

Wenn Jemand zwei Brodlaibe auf die Flucht mitpackt, — sagt man, — und einer davon fällt ihm zur Erde, so soll er sich ja nicht mehr Zeit nehmen, ihn aufzuheben, sondern mit einem einzigen davonlaufen; er wird an dem genug haben.





Kaiser Karl und der dreifüssige Schimmel.

Der Küblerbauer Georg bei Reichenhall erzählte für gewiß, daß Kaiser Karl, wenn er die große Schlacht auf dem Walser Felde wird gewonnen haben, auf einem dreifüßigen Schimmel mit der Siegesfahne davonreiten wird. Woher er das erfahren, weiß man nicht, aber geglaubt hat's ihm Jedermann.



Die Bamberger Wage.



Auf dem Grabe Heinrich's II. im Dome zu Bamberg steht die Statue der Gerechtigkeit in Stein gehauen. Sie hält eine Wage in der Hand, deren Zünglein nicht genau die Mitte hält. Es wird aber eine Zeit kommen, wo dies der Fall sein wird; dann bricht das Weltende an und Kaiser Karl rückt mit seinen Mannen zum letzten Kampfe aus dem Untersberge aus.



Der Antichrist.



er Antichrist wird erscheinen, wenn die Stunde des Weltunterganges geschlagen haben wird. Nach einer Sage wird er von einem alten Weibe geboren, eine andere erzählt seine Entstehung auf folgende sonderbare Weise:

Ein siebenjähriger Hahn wird ein Ei in einen Moorgrund legen; daraus bildet sich ein gräulicher Lindwurm oder Drache. Anfangs wird er die Klüfte des Untersberges zu seinem Aufenthalte erwählen; dann aber wird er plötzlich wüthend unter einer Haselstaude hervorstürzen, Dörfer und Städte verwüsten, Menschen und Thiere vergiften. Da, wenn das Elend das Höhenmaß erreicht hat, wird ein Mädchen anbetend vor dem Lindwurm in die Kniee sinken und den Furchtbaren um Schonung anflehen. Kaum dies geschehen, verwandelt sich das Ungeheuer in einen bildschönen Jüngling, dem keine Jungfrau widerstehen wird können, den alle Männer fürchten und sich ihm zugesellen werden. Mit diesem seinem Anhang, der von Minute zu Minute größer werden wird, zieht er von Land zu Land. Endlich wird er verlangen, daß die Menschheit Gott im Himmel und die Religion verläugne. Wer ihm willig gehorcht, wird sein begünstigter Genosse, wer sich aber weigert, die Zielscheibe seiner Wuth und Verfolgung sein.

Aber nicht von allzu langer Dauer wird seine Herrschaft sein, denn ein Tag bricht an, an dem der Himmel sich öffnen und Elias an der Spitze der himmlischen Heerschaaren wider ihn zum Kampfe ausziehen wird. Der Antichrist wird unterliegen und in das Meer gestürzt werden. Darauf wird das Weltgericht seinen Anfang nehmen.



Luzifer.



or dem Untergange der Welt wird Luzifer von seinen Ketten loskommen und Alles wüthend mit sich fortreißen. Um zu verhüten, daß dies nicht zu bald geschehe, ist es noch heute bei den Salzburger Schmieden üblich, am Sonnabend oder anderen Feierabenden nach Einstellung der Arbeit drei Schläge mit dem Hammer auf den Amboß zu thun. Dadurch werden die Kettenglieder des höllischen Ungeheuers wieder festgeschweißt.



Der Birnbaum auf dem Walser Felde.



In der Gegend gegen Mitternacht hatten sich, aus dem Meere der Völkerwanderung gerettet, an vielen Flüssen deutsche Stämme niedergelassen. Zu beiden Seiten der großen Donau entstanden ihre Ansiedelungen, und alle römischen Städte, welche in diesen Gegenden bestanden, fielen in ihre Gewalt. Doch schonten sie der römischen Einwohner und theilten ihnen von dem eroberten Lande als Lehen mit, daß sie es bebauen und von dem Erträgnisse sich ernähren konnten.

Nur gegen die Gebirge hin herrschten die Römer noch ungestört; ihr Rücken war ja durch die dräuenden Berge vor jedem Einfall gesichert, dann aber durch wegsame Pfade die Verbindung mit Italien und dem römischen Kaiser gewahrt.

Unter diesen Niederlassungen der Römer that sich damals besonders eine durch ihre Größe und Schönheit hervor. Sie bildete den Schlüssel zum Eingang in die Gebirge und dehnte sich am Fuße eines großen Berges (des Untersberges) auf fruchtbarer Ebene aus. Es war die Stadt Juvavia.

Ihre Einwohner lebten ein Leben voll eitel Lust und Freude; sie schwelgten Tag und Nacht bei wüsten Gelagen und praßten von dem Reichthume des Landes, der trotzdem nicht aufgezehrt werden konnte, denn aus den überreichen Adern des Gebirges floß ihnen Gold und Silber in unerschöpflicher Menge zu.

Hierher kam einst auch St. Severin, der unermüdliche Apostel

des Glaubens, der in Deutschlands Gauen das Licht der Erkenntniß entflammt und die Religion der Liebe gepredigt hatte.

Im Anblicke von Juvavia und des lasterhaften Treibens seiner Bewohner forderte er sie zur Bekehrung auf. Allein Juvaviens Bürger, vom römischen Uebermuthe besessen, verhöhnten den frommen Mann, verlachten seine Lehren und trieben ihn mit Gewalt von dannen.



Jenseits des Flusses angelangt, verweilte sein Fuß noch ein Kurzes, und zurückblickend auf die Stätte der Sünde rief er aus: „Wehe dir! Der Tag kommt, da du im Rausche deiner Lust versinken wirst. Und die Bäche des Gebirges werden ihren Sand über dich decken und deine Spur wird Niemand mehr finden!“

Dann enteilte er.

Die Juvavier lebten fort wie vor und ehe. Indeß erzürnte sie das Treiben der nahen Deutschen, die, ein fremdes Volk — wie sie glaubten — es wagten, der Römer Herrschaft zu vernichten, und sie flehten Rache vom Himmel herab auf die frechen Eindringlinge.

Und siehe, nicht lange darauf erschien in ihrer Mitte ein Priester Jupiter's, den sie verehrten.

Gehüllt in weiß schimmerndes Gewand, geschmückt mit Purpurbinden, schritt er feierlich einher und rief, am Markte angekommen, das Volk zusammen und sprach: „Schlürfet die Lust aus dem Lebensbecher, Euch grünen in ewigem Reichthum die Höhen und Tiefen der Berge; darum genießet, was die Götter Euch beschieden. Ich will das Unglück ferne halten von Euch und der Deutschen Auge mit Blindheit schlagen, auf daß es ihnen nimmer gelinge, diese Stätte der Lust und ungetrübten Freude zu finden."

Und das Volk jubelte ob dieser Worte und führte jauchzend den Priester, deß' Mund so frohe Botschaft verkündet, in den Tempel.

Und wieder sprach der Priester: „Bleibet getreu Eueren Göttern und bringet ihnen Opfer dar!"

„Opfert Jupiter, auf daß er Euere Feinde vernichte. Fünf Knaben und fünf Mädchen deutschen Stammes sollen es sein, deren Blut auf seinem Altare fließe; ich aber werde einen Kern in die Erde setzen und mit dem Opferblute befeuchten. Weit habe ich ihn hergebracht und mit Zaubersprüchen ihn geweiht. Seine Früchte werden noch in den spätesten Jahren Euere Enkel laben und erquicken."

Und die Juvavier gelobten so zu thun, wie er befohlen. Boten wurden ausgesandt, zehn Kinder aus dem Lande der Deutschen zu holen.

Nach kurzer Frist kehrten sie wieder zurück, in ihrer Mitte fünf blondgelockte Knaben und fünf holde Mädchen führend. Durch Geschenke war es ihnen leicht geworden, die unschuldigen

Kleinen an sich zu locken und die Ahnungslosen ihrem entsetzlichen Schicksale zuzuführen.

Der Tag des Opfers wurde festgesetzt. Mit Anbruch desselben zog das Volk hinaus in hellen Haufen zum Opferplatz und Juvavia blieb wie verödet.

Auf einer Ebene war ein Altar aus rothem Marmor errichtet worden und der Priester harrte bereits mit seinen Dienern der Opfer.

Lächelnd und nicht ahnend ihr grauenvolles Loos, nahten die Kinder, reich geschmückt, der Unglücksstätte.

Vor ihnen her und nach ihnen wälzte sich das Volk in tollem Jubel, Freudenlieder singend, in der sicheren Hoffnung des Wiedererblühens ihrer alten Herrschaft.

Zur selben Zeit hatten sich aus allen deutschen Gauen, des müßigen Lebens müde, Jünglinge aufgemacht, um nach Italien zu ziehen. Ihr Anführer war Odoaker, der Sohn Etychos, des Schyrenfürsten.

Auf ihrem Zuge waren sie auch in die Nähe Juvaviens gekommen. Sie lagerten sich in der Ebene und schlugen Zelte auf. Einige waren als Vorhut vorausgegangen, unter ihnen Odoaker selbst.

Da sahen sie die große Menge Volkes und von Neugierde getrieben, mischten sie sich in das Gedränge, um zu erkunden, was hier geschehe. Die Juvavier achteten in ihrer opfergierigen Trunkenheit nicht auf die Fremden, und Odoaker gelang es so, bis in die Nähe des Opferplatzes zu gelangen, indeß seine Freunde in einiger Entfernung seiner harrten.

Da erhob der Priester seine Stimme und sprach laut, daß Alle es hörten:

„Juvavier! Jupiter hat mich zu Euch gesendet, daß ich Euch Rettung und Dauer Eurer Herrschaft, Untergang aber den deutschen Horden bereite. Dieses Samenkorn hieß er mich Euch bringen, und so wie es in die Erde gesenkt und mit dem Blute der Opfer begossen, zu einem Baume aufsproßt, der aus seinen

Wurzeln immer neues Leben treibt und eine unvertilgbare Kraft in sich verborgen hält, so wird blühen in alle Zukunft das Geschlecht und der Stamm dessen, von dessen Hand der Samen in die Erde gelegt und mit Blut und Erde bedeckt wird."

„Meine Hand wird Euch dies Heil bereiten und Euer Geschlecht wird herrschen durch mich fort und fort. Aber zuerst werde das Opfer gebracht und mit Blut gedüngt der Boden,



dann senke ich den Kern ein und begieße ihn wieder mit Blut zum fröhlichen Gedeihen."

Nach diesen Worten ergriff er einen Knaben und durchbohrte ihn mit dem Opfermesser, gerade über der Grube, in welche der Kern kommen sollte. Die Kinder, als sie das Schicksal ihres Genossen sahen, erhoben nun ein fürchterliches Angstgeschrei, das Volk aber brüllte in wilder Freude.

Da konnte Odoaker nicht länger mehr an sich halten. Mit

einem Sprunge war er beim Priester, und ehe sich's dieser versah, hatte seine Keule ihn niedergeschmettert.

Kaum sah dies das Volk, als auch schon Hunderte auf ihn eindrangen. „Nieder mit ihm! Zerschmettere ihn, Jupiter!“ ertönten die Rufe.

Wieder Andere riefen: „Vollendet das Opfer, auf daß in Erfüllung gehe, was der Priester prophezeite!“ Und während die Einen sich auf Odoaker stürzten, stießen die Anderen die Kinder nieder.

Indessen erlahmte Odoaker's Arm nach und nach. Und wiewohl er bereits einen förmlichen Wall von Leichen um sich gebildet, wäre er schließlich dennoch unterlegen. Doch zu rechter Zeit erinnerte er sich des Hornes, das an seiner Hüfte hing. Und mit gewaltiger Kraft stieß er in dasselbe, daß seine Feinde erbebten.

Kaum hörten die Deutschen den wohlbekannten Klang, als sie auch schon herbeieilten. Ihr Kriegsgeschrei durchhallte die Lüfte und erfüllte die Römer mit Furcht und Beben. Unter der Hand der Deutschen fiel, was einem Römer glich. Heulend floh das Volk der Stadt zu; allein Odoaker's Schaaren folgten, sie sprengten die Thore, warfen Brände in die Häuser und alsbald stand Juvavia in hellen Flammen.

Keine Flucht war möglich, die Deutschen trieben Alle, die fliehen wollten, mit den Wurfspießen zurück in die Flammen, und elend gingen Die zu Grunde, die vor wenigen Stunden noch zu unüberwindlicher Herrschaft zu gelangen wähnten.

Alsbald erhob sich ein fürchterliches Ungewitter. Grelle Blitze durchschnitten den Aether und Donnerschläge erschütterten die Erde. Die Schleusen des Himmels öffneten sich und verwüsteten die ganze Gegend; an der Stelle, wo kurz vorher noch die Natur in ihrem schönsten Schmucke geprangt hatte, breitete sich bald eine öde Fläche aus, auf der alles Leben erstorben schien.

Odoaker lag indeß todtwund an jener Stelle, wo das grauenvolle Opfer vollbracht worden war, in der Nähe der hingeschlachteten Kinder.

Seine Freunde schlugen an dieser Stelle ein Zelt auf und pflegten seiner, bis er genesen. Dann ließ er die Leichen der Kinder um jene Grube herum bestatten, den Opferaltar aber niederreißen.

Auf seinem weiteren Zuge weihte er alle Römerstädte dem Untergange und ließ das nunmehr herrenlose Land den nachrückenden Deutschen, die sich in demselben niederließen und anbauten.

Als er in die Gegend kam, welche die Enns durchschneidet, stieß er auf deutsche Ansiedelungen. Von deren Bewohner erfuhr er, daß ein heiliger Mann, Namens Severin, in ihrer Mitte lebe, der ihnen allen ein milder Vater sei.

Odoaker machte sich sofort auf, ihn aufzusuchen. Mit Ehrfurcht betrat er seine Hütte. Dieser erstaunte ob der Hoheit und Würde, welche aus des Fremden Auftreten sprach, und begrüßte ihn mit freundlichen Worten.

Der Germanenfürst verweilte lange bei Severin; als er ihn endlich verließ, hatte der Same des Glaubens in ihm bereits Wurzel gefaßt.

Die Prophezeiung Severin's, Odoaker werde sein Werk vollenden und in Rom seinen schlechten Pelz mit kostbarem Purpur vertauschen, ging in Erfüllung. Er stürzte den römischen Kaiserthron und herrschte als deutscher König in Italien in Macht und Ansehen.

Indeß wußte die Eifersucht des östlichen Rom ein anderes Volk gegen die eigenen Stammesbrüder aufzureizen.

Theodorich, der König der Ostgothen, zog mit seinen Schaaren von der unteren Donau her nach Italien. Es kam zur Schlacht, in der Odoaker und die Seinen unterlagen. Dem römischen Neid und Hasse, welchem eine Versöhnung der beiden Fürsten nicht genehm war, gelang es weiter, den gänzlichen Untergang Odoaker's heraufzubeschwören. Er wurde nämlich bald darauf während eines Festmahles meuchlerisch ermordet.

Seine Gefährten wandten Italien den Rücken und traten über die Alpen den Rückweg in ihre Heimat an. Nach sieben

Tagen beschwerlichen Marsches erreichten sie das Wahlfeld, auf dem vor achtzehn Jahren jenes grause Schlachten stattgefunden.

Und siehe da! Mitten auf dem Felde erhob sich gerade an jener Stelle, wo das entsetzliche Opfer damals vollbracht worden war, ein Birnbaum, voll der köstlichsten Früchte. Da lagerten sich nun die Deutschen und pflückten die Birnen und ruhten die Nacht über. Um Mitternacht war es ihnen, als



weckte sie süßer Gesang, und als sie aufsahen, schimmerte der Baum in feenhaftem Lichte und zehn Engelein umschwebten ihn Hand in Hand, dem Herrn ein Loblied singend.

Wunderbar gestärkt setzten sie am Morgen ihren Marsch fort: Jeder nahm sich von den Früchten etwelche mit und beim Scheiden gelobte Jeder, den Kern der Frucht da in den Boden einzusenken, wo er sich niederlassen würde.

Und sie hielten, was sie gelobt. Die Kerne trieben überall und der Birnbäume gediehen im Norden, wie im Süden eine große Zahl.

So wurde der Birnbaum auf dem Walser Felde der Stammvater aller Birnbäume Europas.

* *
*

Im Schatten des Birnbaumes auf dem Walser Felde werden sich einst jene wenigen Schweizer sammeln, welche sich aus der großen Schlacht, die bei Hall geschlagen werden wird, gerettet haben werden. Ihr Häuflein wird so klein sein, daß sie unter einer Linde an der Volderer Brücke, nach Anderen sogar unter einem Hollunderstrauch Platz haben werden. Wenn sie auf dem Walser Felde angekommen sind, währt es nicht mehr lange, so wird man auf der Innbrücke den Schweizerstier brüllen hören.

* *
*

Auf dem Walser Felde bei Salzburg wird dermaleinst eine fürchterliche Schlacht geschlagen werden. Alles wird in den Kampf rennen und ein so schreckliches Blutbad entstehen, daß den Kämpfenden das Blut in die Schuhe rinnt. Da werden die Vornehmen von so großer Furcht erfaßt werden, daß sie wünschen, Alle auf einem Rosse davonreiten zu können. Die Guten werden von den Untersbergs-Bewohnern in Schutz genommen und gerettet, die Bösen aber ohne Ausnahme erschlagen werden.

Ehe dieses Alles geschieht, wird der Birnbaum, der, schon dreimal umgehauen, immer wieder nachwuchs, lange Zeit dürr stehen. Fängt er aber endlich zu grünen an, so ist die gräuliche Schlacht nicht mehr ferne, trägt er jedoch Früchte, so wird sie beginnen. Ein großer Fürst wird sein Wappenschild an den Baum hängen und Niemand wird wissen, was es zu bedeuten habe Es werden Zeichen geschehen an Sonne, Mond und Sternen, die Engel des Himmels werden in ihre Posaunen stoßen und der jüngste Tag anbrechen.

* *
*

Wenn über Deutschland die höchste Noth hereinbricht, dann wird auch die Verzückung des Kaisers ein Ende haben. Die Raben, welche bis dahin den Untersberg umkreisen, verlassen ihn, um weit weg zu fliehen und die Leiber der edelsten Deutschen, die im Kampfe der Zwietracht und gegen die Unterdrückung durch Verrath gefallen sind, mit ihren Schnäbeln zu zerhacken. Ein Edelknabe wird die frohe Mär in den Berg bringen, daß die Raben ihn nicht mehr umkreisen, und es wird große Freude darüber herrschen. Die Kaisertochter wird des Vaters Bart messen, der den Tisch dreimal umspannt, und dessen Ende das kaiserliche Antlitz wieder berührt. Hierauf küßt das sittige Fürstenkind ihren Vater dreimal auf die Stirne. Der Kaiser erwacht zu neuem Leben, sammelt sein Gefolge und zieht an der Spitze desselben aus dem Berge hin zum großen Walser Felde. Dort angekommen, hängt er sein Wappenschild an einen dürren Ast des Birnbaumes, der, oft verflucht und abgehauen, doch immer wieder nachwuchs. Darauf erschallt des Kaisers Heerruf durch ganz Deutschland, und Alle, die treu zur deutschen Sache halten, eilen herbei, sich unter seinem Schilde zu sammeln. Aber auch Deutschlands Feinde und viele seiner eigenen Söhne werden sich zusammenrotten, um des Kaisers Heermacht anzugreifen, und versuchen, ihn und die Seinen zu vernichten.

Es wird in Folge dessen eine schreckliche Schlacht entbrennen, die drei Tage währen und mit der Vernichtung der gesammten Feinde Deutschlands enden wird. Alle Männer, Weiber und Kinder werden dem Kampfplatze zurennen und morden helfen; die Erschlagenen werden Hügel bilden, das Erdreich wird nicht mehr im Stande sein, das vergossene Blut einzusaugen, und bis an die Knöchel werden die Streiter im Blute waten. Ueber das rauchende Walser Feld wird die Sonne ihre scheidenden Strahlen entsenden, wenn der große Kaiser an der Spitze seines Heeres gegen Salzburg zieht, dessen Burg, einst Zeuge seiner Verzückung, nunmehr Zeuge seines Sieges und seiner Herrlichkeit ist. Die Thore der Stadt werden zu eng sein, um die Schaaren alle

einzulassen, die Räume derselben zu klein, um Alle zu bergen. Am kommenden Morgen aber wird der Kaiser mit allen Bischöfen, Fürsten und Edlen der Wunderhalle und seinen tapferen Heerschaaren im Dome zu Salzburg einem feierlichen Dank- und Lobamt anwohnen. Er wird den ewigen Frieden verkünden und seinen Nachfolger aus den Edelsten von Deutschlands Söhnen wählen. Nachdem er ihn gesegnet und mit allen Insignien seiner Herrschaft und Würde bekleidet haben wird, zieht der Kaiser mit seiner Tochter aus von Salzburg, um noch die Wiege seiner Ahnen zu besuchen. Wenn er dann noch jeden Streit und Hader unter den deutschen Stämmen geschlichtet, wird er gesegnet von Allen eingehen in die Wohnungen des ewigen Friedens und der Ruhe.

Ueber die Gräber des Walser Feldes aber wird der Frühling sein Grün und seine bunten Blumen breiten; aber erst nach langen Jahren der Pflug wieder auf denselben seine Furchen ziehen und die Welle der üppigen Saaten darüber hinrauschen und erzählen von den Schrecknissen der grausigen Völkerschlacht. Der Birnbaum aber wird mit dem Ableben des Heldenkaisers langsam Zweig um Zweig absterben und nie wieder grünen, noch Früchte tragen. Die Wunderhalle des Untersberges, wird keines Menschen Fuß mehr betreten, noch je wieder etwas gesehen noch gehört werden von den Bewohnern des Wunderberges.

* * *

Nach einer der ältesten Sagen fällt der Auszug des Kaisers und die Schlacht am Walser Felde mit dem Weltenende zusammen. Es erscheint der Antichrist und alle bösen und gottverlassenen Menschen werden von den guten erschlagen.

* * *

Eine andere Prophezeiung aus dem Munde eines Mönches erzählt gleichfalls von dem Birnbaum auf dem Walser Felde, so stehet zum ewigen Gedächtnisse einer Schlacht: „Der (Birn-

baum) ist lange Zeit dürr gestanden und zum Oeftern gar umgehauen worden, doch durch die Kraft des Allmächtigen wurde die Wurzel behütet und hat allemal wieder angefangen zu grünen und aufzuwachsen. Und wann er aufgewachsen sein wird und Früchte bringet, so wird sich die Schlacht allda anheben und der Kurfürst aus Bayern wird seinen edlen Schild daran hängen. Diese Schlacht wird so erschrecklich sein, daß alles Volk zerstören wird, ja der Bauersmann mit der Reitel (der Stock am Pflug, die Erde abzustreifen), der Fuhrmann mit der Geißel (Peitsche) und die Handwerksleute mit allem ihrem Werkzeuge zuschlagen werden; so Alles geschehen wird zu Errettung des christlichen Glaubens, welcher so ganz abnehmen wird. Und auf dem Felde wird einem das Blut rinnen bis an die Schenkel, so gräulich wird das Morden sein. Was aber vom Volk überbleiben wird, das wird von den Riesen, so in dem Berg mit Kaiser Friedrich hausen, niedergeschlagen. Und so wenige werden von den Angesehenen überbleiben, daß der gesammte Adel auf einem Sattel davon reiten wird. Ja, so ergrimmt wird man gegeneinander sein und so gräßlich das Gemetzel, daß viele Städte, Märkte und Dörfer entvölkert stehen und den Füchsen und Wölfen zur Wohnung dienen werden."

* *
*

Mit der Untersberg-Sage ist eine weitere Reihe von Prophezeiungen enge verbunden, welche sich im Volke erhalten haben und von diesem auch fest geglaubt werden. Sie beziehen sich zum Theile auf die letzte Entscheidungsschlacht auf dem Walser Felde, zum Theile stellen sie große sociale Umwälzungen in Aussicht. Wir geben dieselben hier wieder, so wie sie im Volksmunde im Schwunge sind:

„Es steht eine Zeit bevor, wo die Bauern so arg gedrückt werden, daß nur zwei mitsammen einen Rock haben. Darauf aber wird ein einhelliger Wind kommen, so daß Bauern und Militär zusammenstehen: dies ist dann der Zeitpunkt, wo auf zehn Herren nur mehr ein Kopf kommt." Die Bauern pflegen

auf diese Prophezeiung nur mit den Worten hinzudeuten: „Zwei Bauern einen Rock, zehn Herren einen Kopf".

Eine andere Prophezeiung sagt:

„Von der großen Schlacht (auf dem Walser Felde) werden so wenig Mannsleute übrig bleiben, daß die Weibsleute um einen Stuhl raufen, worauf jemals ein Mann gesessen."

Und weiter:

„So lange rupft und zaust der große Vogel die kleinen Vögel, bis diese sich versammeln und den Großen ganz und gar auffressen."

Eine Voraussagung sagt auch:

„Die Franzosen werden nochmals nach Deutschland kommen, aber zu Köln am Rhein eine gänzliche Niederlage erleiden, worauf Frankreich in sieben Theile zerstückelt wird."

* * *

Endlich findet sich noch folgende Prophezeihung vor, welche sich auf das laufende Jahrhundert bezieht und also lautet:

„Es wird nach und nach alles Volk durch verschiedene herbeigekommene Uebel und Landesplagen so bedrängt werden, daß Einer dem Andern in nichts mehr wird helfen können; und da man 1800 wird schreiben, wird die deutsche Treue und Redlichkeit beinahe vollends begraben sein. Der Vater wird zum Sohn und der Sohn zum Vater kein Zutrauen mehr haben, und so wird ein Freund den andern betrügen, übervortheilen und um seine Sache zu bringen wissen. Es wird auch um selbe Zeit große Noth an Geld sein, und doch werden die Leute nicht genug ausstudiren können, wie sie sich vornehm, üppig und prächtig genug kleiden sollen. Da man anfangen wird, schwarze und grüne Hütlein mit aufwärts gebogenen Krempen zu tragen, wird die Magd ihre Frau an Putz weit übertreffen, und Jeder wird trachten, mehr scheinen zu wollen, als er ist. Der gemeine Mann wird sich mit seinem Nachbar vereinigen, selbst aus ihrem eigenen Kupfergeschirr Geld zu prägen.

Auch wird die Theuerung in allen nur erdenklichen Bedürftigkeiten einen schrecklichen Grad erreichen, und man wird nicht mehr wissen, wie man alles Nothwendige auf ehrliche Manier erwerben und herbeischaffen kann. Uneinigkeiten und Mißtrauen werden auch die großen Herren in der Welt beherrschen. Sie werden einander selbst mit List und Falschheit begegnen und daher wegen beständigen Kriegen und Zwistigkeiten immer mehr bedrücken und mißmuthig machen müssen.

Daraus kann man entnehmen, was für schreckliche Verwirrung entstehen und was für Drangsale über die Länder kommen werden."




Landes-Sagen.

Riesen-Sagen.

Der Riese Gänner.

n der Krimml hauste vor vielen Jahren ein Riese, so da Gänner hieß. Der forderte einmal den Dornauer Riesen im Zillerthale zum Zweikampfe auf Leben und Tod heraus. Dem Letzteren dünkte dies ein allzu leichtes Stücklein und er fragte daher seine Söhne, ob nicht sie mit dem Gänner raufen wollten; sie hätten da Gelegenheit, die Scharte, welche sie sich im Kampfe mit dem Albacher geholt, auszuwetzen. Diese erklärten sich sofort bereit, den Streit mit jenem aufzunehmen. Indeß sprach der Alte: „Nur Einer darf hin!“ — ließ einen ungeheueren Kessel mit Butter füllen, diese langsam am Feuer zergehen und sagte: „Wer davon das Meiste trinkt, der darf hinüber ziehen!“

Da war's der Hans, der sich als der tüchtigste Säufer und gleichzeitig auch als der tüchtigste Raufer dem Vater vorstellte.

So zog er denn zum Kampfplatz. Hier harrte seiner bereits der Salzburger und alsbald begann das Ringen. Hans als der geschmeidigere und flinkere wußte seinen Gegner, ehe sich's dieser versah, geschickt zu packen, hob ihn in die Höhe und schlenderte ihn mit solcher Macht von sich, daß Gänner der Länge nach am Boden lag und kein Glied mehr regte; er war todt.

Als Hans siegestrunken heim zum Vater kam und ihm getreulich des Kampfes Ende berichtet hatte, da schalt ihn dieser:

„Schau, dummer Bub! Weshalb machst Du ihn denn todt? Raufen hättest Du mit ihm sollen, aber nicht ihn sofort tödten."

„Ja, mein Vater!" — vertheidigte sich Hans treuherzig — „hätt' net g'moant, daß er nix daleid'n kunnt; i hatt'n eh net wegputzt. I han ihn nur a Bißl um d'Mitt' g'halt'n, da hat



er glei s'Maul aufg'riss'n, hat an Schnaufer und an Schnapper than und is woltan dastickt.*"

Hans kannte eben die Größe seiner eigenen Stärke nicht.

* Salzburger Dialekt. In's Hochdeutsche übertragen heißt der Satz: „Ja, mein Vater! Ich hätte nicht geglaubt, daß er so schwach wäre. Ich wollte ihn ohnedies nicht tödten und habe ihn nur ein wenig um die Mitte gepackt; er aber hat sogleich den Mund geöffnet, noch einen Athemzug gemacht und ist erstickt."

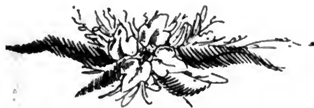




Wilde Männer in Gastein.

Einst hausten in Gastein wilde Männer, von denen einer behauptete, er habe den Sallesenwald am Stubenkogl neunmal absterben und wieder aufgrünen gesehen und denke es auch noch, wie der Bocksteinkogl im Kötschachthale einem Kranawetsvogel und das mächtige Schareck einem Semmelwecken gleich gewesen sei. Jene Männer besaßen eine riesige Stärke und ein Kinderspiel schien ihnen, eine Pflugschar über das ganze Thal hinweg zu schleudern; ja, als einst ein solcher Gigante seinen Stock an das Haus des Reiterbauern am Badberge lehnte, erbebte dasselbe in seinen Grundfesten. Ihre Wohnung war eine unzugängliche Höhle, im Volksmunde das „Heidenloch" genannt; vor derselben standen Aepfelbäume, deren Früchte die Riesen scherzweise auf die vorübergehenden Wanderer herabzuwerfen pflegten. Noch jetzt findet man Ueberreste ihres Hausrathes. Die Thalbewohner besaßen an ihnen treue Freunde, welche ihnen oftmals Butter und Milch vor die Hausthüren brachten.

Schließlich verschwanden sie wieder, wie sie gekommen. Kein Mensch weiß, wohin sie gegangen.



Der Riese Samson.

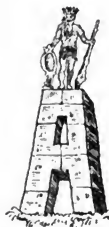


In Tamsweg und anderen Orten des Lungau feiert man alljährlich das Samson-Fest.

Am Frohnleichnamstage wird nämlich eine riesige Figur, angethan mit einem lichtgelben Unterrocke und einer lichtblauen, am Rande bebänderten Jacke, im ganzen Markte herumgetragen. Ueber die linke Schulter hängt ihr ein Krummsäbel, den Kopf bedeckt ein blanker Silberhelm, geziert mit bunten Schwungfedern; die eine Hand hält den Schaft einer Lanze, die andere den Kinnbacken eines Esels. Diese Figur stellt den Riesen Samson dar; in ihrem hohlen Leibe steckt ein Mann, der bedeutende Kraft besitzen muß, da das ganze Gewicht der riesigen Samson-Figur auf seinen Schultern ruht. Voran schreitet eine uniformirte Leibwache und türkische Musik, zu beiden Seiten gehen Edelfräuleins, zwei weibliche Zwerge mit ungeheueren Köpfen, wodurch die Riesengestalt des Samson nur noch mehr hervorgehoben wird. So bewegt sich der Zug von Haus zu Haus, bis er endlich stille hält. Die Musik spielt einen Marsch, welchem ein Steyrer folgt. Sobald Samson diese Weisen vernommen, hebt er seine plumpen Füße tanzt einen Steyrer, und seine Edelfräuleins, welche ihm kaum bis zu den Knieen reichen, walzen um ihren hohen Gebieter.

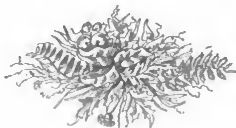
Im Volke geht die Sage, daß Samson einst in Wölting gewesen sei, dessen Bewohner von einem Erzbischofe wegen ihrer, gelegentlich der Besiegung der Margaretha Maultasche bei Turnschall an den Tag gelegten Tapferkeit das Samson-Privilegium erhalten haben.





Der wilde Mann auf dem Fischbrunnen zu Salzburg.

Auf dem Fischbrunnen, der vormals am Gries, nunmehr im sogenannten Kindergarten nächst der Hofstallkaserne in Salzburg aufgestellt ist, steht ein wilder Mann, von dem die Sage geht, daß er sich am Charfreitag um die Mittagszeit umdrehe. Viele wollten dieses Wunder mit eigenen Augen gesehen haben und fanden hierfür auch gläubige Ohren. Andere dagegen haben schon manchen Charfreitag um die Mittagsstunde vor dem Brunnen zugebracht, ohne daß sich der wilde Mann auch nur im Geringsten bewegt hätte.



Riesengräber.



Die Riesen begannen einst über die Fritz eine Brücke zu bauen, welche den Namen „Höllbrücke" trägt. Als sie damit (nach anderen Versionen mit den Brückenpfeilern) fertig waren, geriethen sie untereinander in Streit, erschlugen sich gegenseitig und wurden dicht neben der Brücke unter klafterhohen Steinhügeln begraben. Seit dieser Zeit werden diese die Riesengräber genannt.



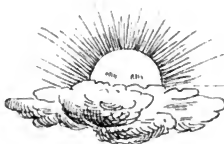


Wildfrauen.



Die drei Frauen von Karlstein.

Auf dem Karlstein bei Reichenhall hausten vor undenklichen Zeiten drei Frauen, die jedes große Ereigniß im Voraus ankündigten. So oft nämlich ein Trauerfall sich ereignen sollte, hörte man sie jammern und klagen, daß es einem das Herz zusammenschnürte; barg die Zukunft aber etwas recht Freudiges in ihrem Schoße, dann sangen sie so lustig und froh in die Welt hinein, daß man über ihren Sang Alles vergaß, was das Schicksal Uebles bescheerte. Auf der Weidwiese haben die drei Frauen den Bauersleuten oft den Flachs ausziehen geholfen und auch sonst mancherlei Gutes gethan, das ihnen ein dauerndes Andenken im Volke bewahrte.





Die „Salome" in der Unkener Wand.

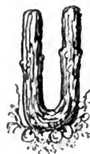
Ein Metzger, ein gar waghalsiger Geselle, der sich weder vor Tod noch Teufel fürchtete, ging einmal von Saalfelden im Pinzgau durch den Hohlweg um Mitternacht herab. Da rief ihm aus der Felswand eine Stimme zu: „Metzger, wenn Du bei der Unkener Wand vorbeigehst, so rufe dreimal in die Spalten: „Die Salome ist gestorben!"

„Das kann ich leicht erfüllen!" — erwiderte lachend der Bursche. Noch ehe der Tag graute war er an die lange Wand gekommen. Da rief er denn die obigen Worte, wie es ihm aufgetragen war, dreimal hinein.

Kaum war aber dies geschehen, so ertönte aus der Tiefe des Berges ein lautes und so vielstimmiges Wehklagen und Jammern zu ihm herauf, daß dem Metzger angst und bange wurde und er, so rasch ihn seine Füße trugen, dem unheimlichen Orte enteilte.



Wilde Leute im Stubachthale.



nweit des Widrechtshausers Wohnhaus, am westlichen Theile des Stubachthales, zeigen die Bauern hoch oben im Felsen eine dem menschlichen Fuße unzugängliche Höhlenöffnung. In dieser Höhle sollen vor vielen Jahren zwei Wilde, ein Mann und eine Frau, gehaust haben. Vom Thale aus sah man stets, wie sie ihre Wäsche zum Trocknen aus dem Felsenloche in die hohen Lüfte hinaushingen. Am Fuße dieses Felsens ist ferner ein Felsstück zu sehen, das drei runde Eindrücke, von einer Kugel herrührend, und einige schwache Wellenlinien aufweist. Ferner befindet sich dort noch ein anderer Stein, in welchem ganz deutlich der Fuß einer Frau eingedrückt ist.

Im Volke geht nun die Sage, die wilde Frau habe häufig auf dem flachen Steine gesponnen und daher sollen die Kugeleindrücke und die Wellenlinien rühren. Weiters erzählt man, daß sie mit dem Widrechtshauser in Verbindung gestanden und dieser sie an jedem Samstag zur Nachtzeit besucht haben soll. Dies fiel endlich der Bäuerin auf, sie schlich ihrem Manne einmal nach und fand ihn neben der wilden Frau in einem Stadel schlafend. Sie überlegte lange, ob sie dieselbe wecken oder sich mit einer Haarlocke begnügen sollte, und entschied sich für Letzteres, schnitt ihr eine Locke ab und entfernte sich eilig. Beim Erwachen bemerkte die wilde Frau sofort den Raub, entdeckte ihn dem Bauer und sprach zu ihm: „Wir dürfen nun nicht mehr

zusammenkommen; doch gebe ich Dir für Deine Treue folgende Wahrzeichen: Für's Erste einen Knäuel Zwirn. So lange Du abwindest und ihn sorgfältig bewahrst, wird der Faden kein Ende nehmen und Du wirst reich und mächtig werden; für's Zweite trete ich mit meinem Fuß in diesen Stein; je tiefer dieser Fußstapfen wird, desto mehr nimmt Dein Reichthum zu. Für's Dritte schließlich merke das: So lange ich vor dem Felsenloche im Vollmonde die Wäsche trockne, so lange werde ich der Schutzgeist Deines Hauses und Deines Reichthums sein.“ Sprach's und verschwand.

Das erste Zeichen ging bald verloren, denn die Bäuerin entwendete es. Das zweite, der Frauentritt, war auch bereits dem Verschwinden nahe, so daß der Bauer schon zu verarmen begann. Aber der Eindruck wurde wieder stärker; zur Sicherung desselben vor Unwetter und Neugierde wurde ein Dach darüber gemacht. Das dritte Zeichen besteht noch heute. Bei klarem Himmel in schönen Vollmondnächten, wenn selbst im ganzen Thal nicht die Spur von einem Nebel zu finden ist, bemerkt man oben am Felsen einen dünnen weißen Streifen, den Viele für Nebel halten. Dem ist aber nicht so; das ist die Wäsche der wilden Frau.

* * *

Eine wilde Frau und ein Bauer liebten sich; er war aber schon verheiratet. Als nun sein ehelich Weib ihm hinter diese grobe Untreue kam, schlich sie ihm einmal nach und überraschte ihn in den Armen der wilden Frau; Beide schliefen. Da nahm des Bauers Weib eine Scheere her, schnitt ihrer Nebenbuhlerin deren wunderbar schönes Flachshaar ab und entfloh mit ihrem Raube. Als die wilde Frau den Verlust ihres Haarschmuckes bemerkte, frug sie den Bauer, weshalb er ihr verheimlicht, daß er verheiratet sei, sie würde sich ihm dann nimmer in Liebe ergeben haben, wenn sie darum gewußt hätte. Mit ihrem weiteren Verkehre sei es von heute an vorbei, wenn sie auch nicht auf-

hören werde, ihn zu lieben. Sie wolle ihm jedoch ein Andenken hinterlassen. Oben auf dem Felsen werde er in einem Stein einen Fußtritt eingeprägt finden; so lange dieser sichtbar bleibe, werde ihm und seinen Nachkommen das Glück nie fehlen.

Und so war es auch, bis endlich der Stein zu verwittern begann; da nahm auch das Glück sichtlich ab. Als aber der Fußtritt oben sorgfältig mit einer Steinplatte bedeckt wurde, trat auch in der Verwitterung ein Stillstand ein und das Glück entschwand nicht ganz.



Die Wildfrau in der Rauris.



Vor Zeiten diente in der Nähe der Türkelwände (auch Tuechelwände) im Hinterthal der Rauris bei einem Bauer eine Wildfrau als Magd. Ihr Walten brachte Glück und Segen in die Wirthschaft, der sie mit großer Gewissenhaftigkeit vorstand.

Da kam eines Tages, sie war eben beim Kornschnitte beschäftigt, ein kleines unansehnliches Männchen daher, das ihr die Worte zurief: „Bubo! der Talitz ist gestorben!“ Kaum hatte sie diese Botschaft vernommen, so lief sie weinend von der Arbeit weg in's Haus und ließ sich den Abend über nicht mehr blicken. Am nächsten Tag war sie verschwunden und kehrte auch nicht mehr wieder. Doch schien unsichtbar ihre Hand in Haus und Hof zu schalten, denn Alles gedieh, wie vor und ehe, auf's beste.



Wildfrauen in Gastein.



Bei einem Bauer zu Brandstatt hatte sich eine Wildfrau als Sennerin verdungen. So lange sie das Vieh wartete und pflegte, gedieh dieses wie nie zuvor, trotzdem sie viel weniger Futter verbrauchte. So diente sie durch eine Reihe von Jahren dem Bauer zum großen Nutzen und zu dessen vollster Zufriedenheit.

Eines Tages kam ein Kraxenträger durch eine öde Gegend. Da schrie ihm plötzlich eine kreischende Stimme aus der entrischen Kirche zu: „Mensch mit Deiner Last! Sag' der Braunabis in der Brandstatt, der Vater Gabis ist todt!" — Der Kraxenträger richtete die ihm gewordene Botschaft getreulich aus; die wilde Sennerin aber verschwand daraufhin auf immer, ohne sich um den zurückgelassenen Lohn oder ihre Kleider je zu kümmern.



Eine Wildfrau als Viehdirne.



inem anderen Bauer hatte sich gleichfalls eine Wildfrau verdungen und war als Viehdirne in Verwendung genommen worden.

Als der Bauer nun einmal an der entrischen Kirche vorüber kam, rief ihm aus derselben eine Stimme zu, er möge seiner Viehdirne zu Hause sagen, der „Waldadl" sei gestorben. Der Bauer kannte die Geschichte von den Wildfrauen und wunderte sich über alle Maßen, daß auch seine Viehdirne, an der er doch nie etwas Außergewöhnliches wahrgenommen habe, unter die Wildfrauen gehören sollte. Trotzdem ließ in ihm die eben vernommene Stimme keinen Zweifel zurück, daß er bis jetzt wirklich eine solche unter seinem Dache beherbergt habe. Als der Bauer zu Hause angekommen war, platzte er nicht sofort mit seiner Botschaft heraus, sondern wartete bis nach dem Abendessen. Dann rief er die Viehdirne zu sich und theilte ihr die geheimnißvolle Kunde mit. Kaum hatte die wilde Frau dieselbe vernommen, so stieß sie auch schon einen entsetzlichen Jammerruf aus und wollte sofort das Haus verlassen. Doch hielt sie der Bauer zurück und bat sie dringend, ihm wenigstens zu sagen, wie sie es denn angefangen, daß unter ihrer Obhut

das Vieh bei viel weniger Futter, als ehedem, um so viel mehr Milch gegeben habe.

Da antwortete die Wildfrau: „Gieb Freitag und Sonntag kein Salz, so wird das Vieh alt. Thue keinen krähenden Hahn aus dem Hause, lasse nicht zu spät auskehren und nicht zu spät die Arbeit aufhören, so hast Du Glück und Segen!"

Der Bauer befolgte diesen Rath und fuhr gut dabei.



Die wilde Frau in der Fragant.



In der inneren Fragant, jenseits des Rauriser Goldberges, lebte ein Bauer, der Tag für Tag auf eine entlegene Wiese ging. Dies fiel der Bäuerin auf, sie schlich ihm unbemerkt nach und fand ihn zu ihrer nicht geringen Ueberraschung, den Kopf in den Schooß einer wilden Frau gelehnt. Zornig darüber, ging das Weib hin und schnitt dieser die schönen langen Zöpfe ab; aber kaum hatte sie das gethan, so verschwand die Wiese und mit ihr auch alles Glück.

Nach einer anderen Sage besteht die Wäsche der Wildfrauen aus himmelblauen Tüchern.



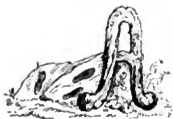
Wilde Frauen in Zederhaus.



Auf den, den Zederhauswinkel einschließenden Bergriesen lassen sich nicht selten wilde Frauen sehen, welche der Volksmund hier Bergfräuleins nennt. Die sind gar leutselig und freundlich mit den Bauern und nützen ihnen gar mannigfach. Es ward auch noch nie gehört, daß ein Bergfräulein irgend Jemandem Uebles zugefügt hätte. Darum hält sie das Volk auch in Ehren und liebt in ihnen seine besten Freunde und Helfer.



Der wilden Frau Fussstapfen.



uf der Bramberger Sonnenseite liegt das Steinlehen. In mäßiger Entfernung davon sind, in einen Kreis gestellt, drei bis vier Steine zu sehen, welche deutlich Fußstapfen aufweisen, in welche jeder Schuh hineinpaßt. Das kommt aber daher, weil die wilde Frau diese Fußstapfen eingetreten hat. Auf dem Gangsteige von Bramberg nach dem Turnberge finden sich auch in Steinen Fußstapfen, welche sammt und sonders gleichfalls von einer Wildfrau herrühren.

Das Volk trachtet so viel als möglich diese Eindrücke vor Zerstörung zu hüten, weil es in dem festen Glauben lebt, daß, so lange die Fußstapfen erhalten bleiben, auch der Segen nicht von der Gegend weicht.



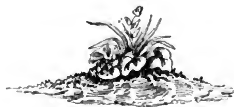


Das Dachstein-Weibl.

ehnlich den Bergfrauen, aber lange nicht so gütig wie diese, ist das Dachstein-Weibl. Es wird allgemein gefürchtet, weil es gar so böse drein schaut. In Filzmoos wurde das Weibl nie gesehen, aber Dachstein-Besteigern, z. B. dem berühmten Peter Gappmaier von Wallehen, soll es auf dem Gosauer Eisfeld begegnet sein. Der, dem es gerade unterkommt, thut am allerbesten, nur gleich wieder umzukehren, denn es ist dann sicher ein Gewitter im Anzuge oder droht ein anderes großes Unheil.

Das Dachstein-Weibl gilt allgemein als eine böse, boshafte Hexe und erscheint als kleines, über alle Maßen häßliches Bettelweib.

Es soll einst eine bildsaubere Sennerin gewesen sein, die aber in ihrem Uebermuthe nicht wußte, womit sie ihre Mitmenschen ärgern konnte. Aus Strafe dafür wurde sie zur gräulichen Hexe und muß als solche herumwandern, bis auch für sie die Stunde der Erlösung schlägt.



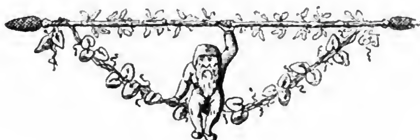
Die wilde Frau bei Hollersbach
(Oberpinzgau).



Auf dem Wege, der vom Sonnberge nördlich vom Jochberg zum Gute Grubnig führt, befindet sich ein Stein, welcher gleichfalls die Spuren eines Fußtrittes der wilden Frau zeigt.

Von diesem Steine geht die Sage, daß an dem Tage, an welchem dieser Fußtritt auf demselben verschwindet, der Plattensee in der Krimml ausbrechen und die ganze Gegend verheeren wird.

Es hütet sich daher Jedes, auf diesen Stein zu treten, weil dadurch das Verschwinden des Fußtrittes befördert würde.



Die wilde Frau in der Löwenau
(Radstadt).



Bei Radstadt im Salzburg'schen in der Löwenau wohnte ein Bauer Namens Mojer auf einem stattlichen Hofe; eine halbe Viertelstunde davon entfernt ragt aus dem Berge eine mächtige Felswand empor; in ihr hausten ehemals die wilden Frauen und saßen oft im Sonnenscheine vor derselben und sonnten ihre großen und kostbaren Schätze. Gegen Jedermann freundlich, kamen sie oftmals selbst in's Thal herab und verkehrten mit den Bewohnern desselben. Wenn sie heim gingen, öffnete sich der Felsen und sie zogen sich in das Innere des Berges zurück.

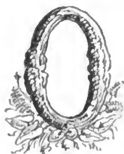
Auf einer dieser Thalwanderungen erblickte sie auch ein Kind, das die fremdartigen Erscheinungen unter Furcht und Bangen anstarrte; bald bekam es aber Muth, denn die wilden Frauen sprachen gar freundlich zu ihm und munterten es auf, näher zu treten. Das that denn das Kind auch bald und erhielt von den Frauen einige Goldstücke geschenkt. Hoch erfreut über diese Gabe, eilte es zum Mojerbauer, der in seinem bekannten Geize hastig darnach griff. Aber das freundliche Geschenk war nur dem unschuldsvollen Wesen bestimmt, und als er mit seinen vom vielen Geldzählen verknöcherten Fingern die Goldstücke berührte, verwandelten sich dieselben augenblicklich in welke Blumen.

Andere erzählen diese Sage auf folgende Weise: Ein Kind näherte sich den wilden Frauen, als diese eben ihr Gold sonnten, und erhielt von ihnen drei Blumen geschenkt. Zu Hause angekommen, zeigte es dieselben der Mutter; diese aber erblickte statt der Blumen drei Goldstücke, welche sie hocherfreut dem Kinde abnahm. Tags darauf sandte die Mutter dasselbe wieder zu den wilden Frauen hinauf; allein kaum erblickten diese jetzt das Kind, so verfinsterten sich ihre Mienen und Nebelgebilden gleich verschwanden sie durch den Fels. Von nun an wurden sie auch nimmer wieder gesehen; denn sie hassen die Geldgier und meiden jene Orte, wo diese herrscht.



Das Frauenloch bei Abtenau

(Flachgau).



Oberhalb der freundlich gelegenen Ortschaft Abtenau erblickt man an den Wänden des Tännengebirges die Oeffnung einer Höhle, die einst mit wilden Frauen bewohnt war und seitdem im Volksmunde den Namen „Frauenloch" führt.

Hier lagen vor langer, langer Zeit Schätze der kostbarsten Art in Menge aufgespeichert, ohne daß es Jemandem gelungen wäre, dieselben zu heben.

Nach Anderen ist es nicht bestimmbar, woher die Höhle den Namen „Frauenloch" führt.

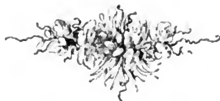


Das Frauenloch in Staufenberg.

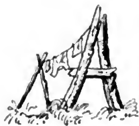


Im Staufenberge bei Reichenhall, das ehedem auch zu Salzburg gehörte, befindet sich eine Felsenhöhle, welche vom Volke gleichfalls das „Frauenloch" genannt wird. In frühesten Zeiten wurde dieselbe auch von drei Wildfrauen bewohnt. Wenn diese vor der Höhle ihre Wäsche aufhängten, so durfte man sicher auf schönes Wetter rechnen. Während zwei von ihnen blendend weiße Haut hatten, war die dritte halb schwarz, halb weiß. Ein großer schwarzer Hund mit glühenden Augen bewachte den Eingang der Höhle und wies Jedem, der sich unberufen nahte, knurrend die Zähne. In dieser Höhle ist ein großer Schatz verborgen, den zu heben bisher noch Niemandem gelungen ist. Früher vernahm man aus dem Frauenloch auch häufig das Krähen eines Hahnes, ohne denselben selbst je gesehen zu haben.

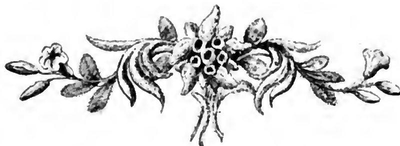
Wenn im nächsten Umkreise ein Kind geboren ward, kamen die drei Wildfrauen in das Haus und sangen; solchen Kindern war immer großes Glück beschieden. Ja, als einmal der Bäcker von Hausmanning mit einem Mädchen von seltener Schönheit Hochzeit machte, kamen die Wildfrauen zum Schmause und ergötzten sich weidlich an der allgemeinen Freude. Dem jungen Ehepaar aber beschieden sie dauerndes Glück.



Die Frauenlöcher bei Berchtesgaden.



Am Fuße des Hirschbühels bei Hintersee befinden sich mehrere Berghöhlen, welche den Namen „Frauenlöcher“ führen. Hier wohnten in alten Zeiten drei wilde Frauen und führten gemeinschaftliche Wirthschaft. Da sahen sie denn die Leute oft, wie sie im Hochsommer auf hohen Stangen weiße Kindstücher aufhingen, die sie im „schwarzen Bache“, der unter den Frauenlöchern vorüberfließt, gewaschen hatten. Sie lebten mit den Bewohnern im Thale im besten Einvernehmen und wirkten viel Gutes, strafwhy aber auch empfindlich, wenn's gerade nöthig war.



Wilde Leute

(Gastein).



n einem der Heidenlöcher, welche sich über der Gasteiner Klamm unweit der Brandstatt befinden, wohnten einst wilde Leute von riesiger Gestalt. Ein wildes Mädchen fing einmal Grasmücken und trug sie in ihrer Schürze in die Höhle zu ihrem alten, blinden Vater, dem sie dieselben zeigte. Der aber sagte: „Kleiner Wildling, das sind keine Grasmücken, das sind unsere Nachkommen, Menschen genannt!“ Es waren in der That auch Bauern, die eben ihre Feldarbeit verrichteten, als sie von dem Riesenmädchen etwas unsanft zusammengepackt wurden.

„Reicht mir einmal einen Finger“ — sagte der alte Einsiedler der unheimlichen Höhle zu einem der Bauern, der nicht wenig zitterte, — „damit ich fühlen kann, wie stark Euere Knochen sind.“

Das Wildfräulein aber winkte den Leuten heftig ab, es ja nicht zu thun, und gab ihrem Vater dafür einen sogenannten „Streicher“, ein Stück Stahl, das man zum Schärfen der Messer benützt, in die Hand. Der nahm ihn, zerbrach den Stahl zwischen den Fingern und meinte: „Ihr habt doch ziemlich starke Knochen!“

Das Wildfräulein faßte die Bauern dann wieder in ihre

Schürze zusammen, trug sie zurück auf das Feld und ließ sie frei. Da dankten diese Gott, daß sie mit heiler Haut davon gekommen, und liefen so eilig von dannen, daß sich das Wildfräulein schüttelte vor Lachen.



Die Heidenlöcher in Grossarl

(Pongau).



er Stegenwacht gegenüber sieht man fünf Felsenlöcher, die mehr oder weniger rund sind. Die beiden mittleren sind so groß, daß ein Mensch bequem aus- und eingehen kann. Im Volksmunde heißen sie die „Heidenlöcher", weil in denselben die alten Heiden gehaust haben sollen. Aehnliche Höhlen finden sich auch auf der Hütteggalpe, von welchen die Sage erzählt, daß in denselben wilde Leute gewohnt haben. Zur selben Zeit soll es auf dieser Gebirgshöhe weder Reif noch Schnee gegeben haben.

Eines Tages aber, im Spätherbste war's, als eine Wildfrau aus ihrer Felswohnung trat, um Kindswäsche aufzuhängen und zu trocknen, sah sie die ganze Umgegend mit Reif bedeckt. „O weh!" — rief sie — „nach Reif kommt Schnee!" und eilte zu Tode erschrocken in die Höhle zurück, packte all' ihre Habe zusammen und war mit ihrer ganzen Familie und allen Nachbarn nach wenigen Stunden schon verschwunden.

Darauf fing es zu schneien an. Der Schnee blieb liegen für alle Zeiten und machte alle diese Höhlen dem menschlichen Fuße unzugänglich.



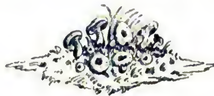
Bergfrauen und Bergfräulein

(Filzmoos).


m Dachstein sowohl, als im Röthenstein wohnen Bergfrauen und Bergfräuleins. Das sind verzauberte Prinzessinnen, die im Leben sich vergangen und nun im Inneren der Berge zwar ein leidenloses, aber auch ein freudenleeres Leben zu führen verurtheilt sind. Bei Tage wagen sie sich nicht an die Oberwelt, nur des Nachts, und das nur, wenn Vollmond am Himmel steht; dann kommen sie hervor, um an den Quellen und Brunnen ihre Wäsche zu waschen, so die vom Röthenstein am „Nestlerbrünnl" auf der Nestleralm, am „Lackenbrünnl" auf der Sulzalm und an der Quelle des Kaltenbaches zwischen der Sulzalm und der Reitalm. Ihre Wäsche ist überaus fein, gleich weißen Schleiern oder Nebeln; vor Anbruch des Tages hängen sie dieselbe dann an den Felsspitzen der Berge auf, um sie zu trocknen. Bergfrauen und Bergfräuleins sind gar friedlicher Natur und fügen keinem Menschen Böses zu; doch fürchtet sie das Vieh ungemein und wagt sich oft wochenlang nicht zu einem Brunnen, an welchem es jene gesehen. Aber auch die Menschen

thun gut, nicht aus einem Brunnen zu trinken, an welchem sie Bergfrauen waschen gesehen, was zwar äußerst selten vorkommt.

Am besten ist es, sie kehren gleich um; denn trinkt man aus einem solchen Brunnen, verirrt man sich sicher.



Stutzi Mutzi.



Zu Wals, einem stattlichen Dorfe auf dem Walser Felde, verdingte sich einst einem Bauer eine Magd, von der kein Mensch wußte, woher sie kam und wie sie sich nannte. Sie arbeitete indeß für Zwei und legte Keinem etwas in den Weg. Da hörten einmal zwei Knechte bei der Holzarbeit plötzlich ein Vöglein singen: „Stutzi Mutzi! Morgen müssen wir zur Kirche gehen, weil der Oberste gestorben ist!“ Kaum hatte das die Magd, welche in der Nähe zu thun hatte, gehört, als sie Alles liegen und stehen ließ und auf und davon lief auf Nimmerwiedersehen.





Das Bergmännlein auf der Gerlosplatte.


Auf der Gerlosplatte oder Gerloswand, zwischen dem über 4000 Fuß hohen Gerlosberg und dem um die Hälfte höheren Plattenberge, hauste vor Zeiten ein Bergmännlein, das gerne menschliche Gesellschaft aufsuchte und oft in's Gerlosthal, ja selbst in das Zillerthal herabstieg, um daselbst mit den Hirten und Bauern allerlei Kurzweil zu treiben. Da sang es dann mit ihnen „Schnadahüpfeln" um die Wette und wurde gar gern gehört, wenn sein Gesang auch unschön über alle Maßen war; die Worte waren es, die allzeit den Nagel auf den Kopf trafen.

Seine Kleidung war einfach, auf dem Kopf trug es ein kleines rundes Hütchen, in der Rechten einen starken Birkenstock. Das Männlein war aber nicht nur gesellig, es war auch ungemein gefällig Dem gegenüber, der es verstand, sich seiner Freundschaft zu versichern. Doch war es auch leicht erzürnt und Der hatte wahrlich nichts zu lachen, der es sich zum Feinde gemacht.

Einem Alpenhirten geschah es einmal, daß sich ein Paar der seiner Obhut anvertrauten Kühe an der „Madersbacherwand" verstiegen hatte. Er hatte Alles versucht, zu ihnen zu gelangen und sie wieder herab in Sicherheit zu bringen, es war vergebliche Mühe gewesen. Da erbarmte sich das Bergmännlein seiner und rettete beide Kühe.

Ein andermal, es war gerade um die Zeit der „Heimfahrt",



der Tag sehr stürmisch, suchten der Melker und der Kühbube unter großer Angst das verlaufene Vieh, da fehlten ihnen zum Schlusse zwei Stück, die nicht zu finden waren. Darob wurden Beide recht mißmuthig, insbesonders der Kühbub, dem der Melker alle Schuld zuschob und der deshalb gewärtigen mußte, seinen Dienst zu verlieren.

So saßen sie griesgrämig beisammen, keiner sprach ein

Wort. Da, die Abenddämmerung war schon hereingebrochen, bemerkte der Kühbube plötzlich ein paar dunkle Gestalten über die Matte her der Almhütte zueilen. Im selben Augenblicke jauchzt er auch schon laut auf vor Freude, denn er hatte die beiden lange und vergeblich gesuchten Kühe erkannt, welche eben jetzt wohlbehalten in den Stall trabten. Hinter ihnen drein aber trippelte ein kleines Männlein mit langen Haaren und grauen Aeuglein. Bei der Hütte angelangt, schüttelte es das Regenwasser von seinem Hütlein und trat ein. Kühbube und Melker sahen verwundert den sonderbaren Gast an, das Männlein aber sprach: „Ja, schaut mich nur an wie die Kuh das neue Stadelthor! Kannst mir's glauben, Hannes, das war kein Spaß, die Kühe von der steilen Madersbacherwand herab und hierher zu treiben; weil Du mir aber in vergangener Woche ein tüchtiges Griesmuß gekocht hast, so dachte ich, eine Liebe ist der anderen werth, und rettete Euere Kühe!" Sprach's und war verschwunden.

Nun erst erinnerte sich der Kühbube, daß er in der letzten Woche ein Muß gekocht, und, um seinem vermeintlichen Aberglauben zu genügen, eine Schüssel voll davon auf die Seite gestellt habe — für das Bergmännlein auf der Gerloswand. Es hatte also wirklich davon gegessen, aber nicht viel, denn der Kühbube kannte gar nicht, daß das Muß weniger geworden war.



Das Gerloser Bergmännlein robblet.*



Auf der „Hochkaseralm“ war ein Melker, der als Robbler weit und breit bekannt und gefürchtet war, denn er besaß eine riesige Stärke. Dabei war er aber auch ein rechter Prahlhans, hatte den Hut immer voll mit Trutzfedern** besteckt und brüstete sich Jedem gegenüber mit seiner Kraft.' Einmal verstieg er sich in seinem Uebermuth sogar zu der ruhmredigen Aeußerung: „I fürcht' mi vor'm Teufel net und auch net vor'm Norggl (Bergmännlein) auf der Gerlosplatten!“

In der darauffolgenden Nacht war es dem Melker, als höre er im Traume aus der Ferne einen Trutzjodler erklingen. Er erwachte und richtig schlug ein solcher an sein Ohr, hell und herausfordernd, wie er nur aus der Kehle eines echten Robblers kommen kann. Da erwachte in ihm sofort auch die

* Robblen ist gleichbedeutend mit Ringen, raufen.

** Trutzfedern, meist Spielhahnfedern. Enragirte Raufer stecken sich dieselben auf den Hut und betrachten es als eine Heldenthat, wenn sie einem Gegner dieselben vom Hute reißen können. Dem Kampf um diese Federn geht folgendes Gespräch voran:
„Was kosten Deine Federn?“
„Fünf Finger und a Faust, thu' Dir's aber (herab), wann da traust!“

Raufluſt, er ſprang von ſeiner Lagerſtatt herab, ſperrte die Thüre auf und horchte in die Nacht hinaus. Jetzt erklang der Trutzgeſang wieder, diesmal aber viel näher, und er vernahm die herausfordernden Worte:

„Du biſt ſo koan Kerl (nicht ſtark),
Du haſt ja koan Schneid (keinen Muth),
Kimm Du mir nur auſſi,
So wirf i Di weit!“

Auf das konnte, ja durfte er nicht ſchweigen, wollte er nicht ſeinen Ruf als Robbler auf's Spiel ſetzen, und alsbald ſchmetterte er ſeinen Gegenſang hinaus in die Stille der Nacht:

„Den möcht i ſehen,
Der mir's dathuat (der mich bezwingt),
Dem muaß ja gleich rinnen
Vom Schädl das Bluat!“

Im nächſten Augenblicke befanden ſich die beiden Robbler auch ſchon im heftigſten Kampfe; ſchweigend, ohne einen Laut von ſich zu geben, rangen ſie im ſtillen Dunkel der Nacht. Lange Zeit blieb es unentſchieden, auf weſſen Seite ſich der Sieg wenden würde, ja faſt ſchien es, als ſollte ihn der Melker davontragen; allein es ſchien nur ſo, denn ſein Gegner war ja das Bergmännlein von der Gerloswand, das ſich als gar mächtiger Robbler erwies. Indeß ſein Gegner, der großmaulige Prahlhans, allmälig ſeine Kräfte erſchlaffen fühlte, wurde das Bergmännlein heftiger in ſeinem Andrängen. So waren ſie bis an den Waldſaum gelangt; da fühlte ſich der Melker plötzlich wie von eiſernen Klammern umfaßt, im nächſten Momente ſchwebte er in der Luft und ward mit einer Gewalt zu Boden geſchleudert, daß ihm alle Rippen krachten. Dann blieb er liegen, denn er war unfähig, auch nur ein Glied zu bewegen. Mit einem höhniſchen Lächeln verſchwand ſein Gegner, ihn ſeinem Schickſale überlaſſend. Am andern Morgen fand ihn der Kühbube halbtodt, aus mehreren Wunden blutend und

schleppte ihn mit Mühe in die Hütte. Nur langsam erholte er sich von dem Schlag. Von der Zeit an wollte er vom Robblen nichts mehr wissen und hätte kein Robblerlied mehr gesungen, wenn man ihm selbst große Summen Geldes angeboten hätte hierfür. Das Bergmännlein hatte seinen Uebermuth gewaltig gedämpft.



Das Lehmküglein.



inst stieg eine Sennerin vom Berge herab, um Butter und Käse in's Thal zu bringen. Da begegnete ihr das Gerlosmännlein, sprach sie an und bat sie flehentlich, ihm nur etwas Weniges zu essen zu geben, da es gar quälenden Hunger habe.

Die Sennerin, welche nicht wußte, daß sie es mit einem Wichtlein zu thun habe, nahm, von aufrichtigem Mitleide erfüllt, ihren Tragkorb herab und gab dem kleinen Männlein zu essen, so lange es Lust und Hunger hatte. Als es endlich satt war, schied das Männlein, reichte aber früher noch der gutherzigen Dirne zum Danke ein unscheinbares Lehmpätzlein mit den Worten: „Das ist mein ganzes Um und Auf, mehr habe ich nicht!" Die Sennerin lachte herzlich, steckte aber das erhaltene Lehmküglein, weil es so schön glatt und rund war, ein und verfolgte ihren Weg weiter in's Thal hinab. Als sie wieder nach Hause gekommen war, hatte sie dieses kleine Abenteuer bereits vergessen. Einige Zeit darauf suchte sie nach etwas und kam dabei auch über die Tasche jenes Rockes, den sie bei dem Zusammentreffen mit dem Männlein getragen hatte. Sie leerte dieselbe aus, und siehe da, da lag zu ihrem freudigen Erstaunen unter einigen Kirchenhellern, einem Fingerhut, Brodkrumen, Salz- und Kümmelkörnern, einem kleinen Knäuel Zwirn und einem alten

grünen Benedictuspfennig ein großes, schweres Goldstück: das Lehmküglein, an das sie sich sofort erinnerte, hatte sich in pures, lauteres Gold verwandelt.

Als sie es darauf am nächsten Sonntag zu einem ehrlichen Goldschmied nach Innsbruck trug und daselbst zu Geld machte, erhielt sie dafür zwanzig blanke Kaisergulden oder sechzig Zwanziger und noch extra einen angehäkelten, dünnen, goldenen Gnadenpfennig mit dem Bilde ihrer heiligen Schutzpatronin. Da dankte die Dirne im Herzen dem kleinen Bergmännlein für seine Güte, denn sie fühlte sich mit einem Male so überglücklich und blieb es auch bis an ihres Lebens Ende.



Donanadel.



n der Hochfilzen hauste vor Zeiten der „Donanadel“, eine Art Alpengeist. Im Allgemeinen galt er für herzensgut. Er war klein von Gestalt, sah greisenhaft aus und trug stets schlechte, zerlumpte Kleider. Oft erschien er einzeln, oft aber wieder waren ihrer Mehrere beisammen. Hatte sich auf der Alpe irgendwie ein Donanadel gezeigt, so durfte man überzeugt sein, daß das Vieh vor allen Unfällen geschützt, daß der Milchertrag ein bedeutend größerer war als auf anderen Alpenwirthschaften, die sich nicht des Schutzes eines so guten und wohlthätigen Geistes erfreuten. Fiel während des Sommers Schnee, so trieb Donanadel gewiß das Vieh von den steilen und rutschigen höheren Abhängen, wo es Gefahr lief, abzustürzen, herab auf sichere Grasplätze. Daß aus diesen Gründen die Besitzer solcher Almen, auf welchen sich Donanadel aufhielten, von anderen sehr beneidet wurden, ist wohl leicht begreiflich. Diese Schutzgeister kehrten auch häufig in den Sennhütten ein, aßen mit den Hirten und Melkern, mit den Sennern und Sennerinnen, wenn man ihnen Speise bot. Oft aber verschwanden sie urplötzlich aus dem Kreise der sie bewirthenden Aelpler, ohne daß diese wußten, wohin sie gekommen wären. Zur Winterszeit wohnten die Donanadel in den Krippen der Ställe. Kam dann einmal die Futterdirne zu spät in den Stall, so durfte sie versichert sein, daß diese kleinen Geister schon das Vieh betreut und mit Futter reichlich versehen hatten. Mit letzterem gingen

sie immer verschwenderisch um, trotzdem trat nie ein Mangel an solchem ein.

Die Donauadel erlaubten sich auch, das Vieh von den Ketten loszulassen, was doch sonst so strenge verpönt ist; allein, wo sie es thaten, durfte man gewiß sein, daß kein Unfall sich ereigne, unter ihrer segenbringenden Hand gedieh ja Alles auf das Allerbeste.



So gut sie nun sein konnten, eben so bösartig wurden sie, wenn ihnen ein Melker übel mitspielte.

Auf einer Alpe, der sogenannten „Grünalpe“, lebte einst ein solcher Melker, der in seinem Unverstand die kleinen Männlein nicht ausstehen konnte. Als er eines Tages hinaus

auf die Weide ging, um nach den Kühen zu schauen, erblickte er zwischen den Hörnern der Glockenkuh, welche, wie immer, die schönste der ganzen Heerde war, einen Donanadel sitzen. Darüber gerieth er nun in solche Wuth, daß er, seines Zornes nicht mehr mächtig, mit seinem Bergstocke zu einem gewaltigen Schlag ausholend, das Männlein herabschlug. Dieses erhob sich aber unversehrt vom Boden, hob drohend den Zeigefinger und sagte in gar ernstem Tone:

„Grünalm bär ab,
An Wasser und an Gras,
An Wasser noch viel baß (mehr)!"

Von diesem Momente war der Segen von der Grünalpe gewichen. Die besten und reichsten Quellen versiegten, das Gras verdorrte an vielen Stellen, ohne wieder nachzuwachsen, und schon wenige Jahre darauf konnte nur mehr der fünfte Theil des Viehes aufgetrieben werden, so sehr hatte die Ergiebigkeit des Bodens abgenommen. Der Donanadel wurde seitdem auf der Grünalpe auch nicht wieder gesehen.

Auf den Abhängen im Salzachthale standen zu jener Zeit viele Futterställe, in welchen man, — von Menschen unbeirrt, — noch hin und wieder solche kleine Männchen sehen konnte. Der letzte Donanadel aber verschwand, als eine mitleidige Sennerin, die damit ein gutes Werk zu thun vermeinte, ihm einen guten Rock statt des armseligen Kittels schenken wollte, den er trug. „Auh weh!" — rief er da — „jetzt muß auch ich gehen!" Damit verschwand er und ward nie mehr wiedergesehen. Doch will man ihn drei Tage später in einem abgelegenen Winkel des Stalles noch bitterlich klagen und weinen gehört haben.



Das Bergmännlein.



Während der Jagdzeit stieg ein Bauer von Radstadt, dem Waidmanns Vergnügen über Alles ging, einst auf das Gamsgebirge; drei Tage hatte er herumgepürscht, aber erst einen Gamsbock erlegt. Er kam auch nicht mehr zum Schuß. „Ehe ich" — dachte er nun — „mit dem einen Gamsbock nach Hause gehe, esse ich ihn selbst." Gedacht, gethan! Auf einer großen Platte auf der höchsten Spitze des Steinberges hatte er ein günstiges Ruheplätzchen gefunden. Bald war der Bock ausgeweidet und ehe zehn Minuten vergingen, schmorrte er bereits über einem prasselnden Feuer. Der Bauer delectirte sich schon an dem frischen Bratengeruch, da erblickt er auf einmal ein kleines, graues Männchen vor sich, es schien wie aus der Erde gekommen.

„Husch, husch!" — meinte es und rieb sich dabei die Hände, daß man wohl sehen konnte, wie sehr es friere. Dann sprach es zum Bauer: „Gelt, Jager, i darf mi bei Deinem Feuer wärmen?"

„Ja, warum denn net," antwortete der — „wärm' Di, so lang d'nur magst!"

Auf das hin trat es rasch zum Feuer und hielt seine kleinen Händchen darüber; dann zog es zur nicht geringen Verwunderung unseres Bauers eine große Kröte aus der Tasche, steckte sie an

einen kleinen Holzspieß und begann nun das gräuliche Thier gleichfalls zu braten. Als es mit diesem seinem Kochgeschäfte zu Ende war, verzehrte es mit sichtbarem Wohlbehagen den unguſtiösen Braten, daß dem Bauer dabei aller Appetit verloren ging. Nachdem es gegessen, empfahl es sich mit freundlichem Gruß und war alsbald verschwunden.

Der Bauer aber hatte seit jener Stunde Glück in allen seinen Unternehmungen und vergaß des kleinen Männchens mit der Kröte nie in seinem ganzen Leben.



Wassergeister.

Die Nixe von Seekirchen.

Am grünen Ufer des Seekirchener Sees stand einst auf mosigem Gestein ein Jüngling und beobachtete, in tiefe Träumerei versunken, das Spiel der Wellen. Der Wind kräuselte seine Locken und leise bespülte die grüne Fluth seinen Fuß. Sein Gesicht bekundete tiefe Trauer, die auch in einem Liede Ausdruck fand, das jetzt seiner gequälten Brust entstieg; er sang von Liebe und Sehnsuchtsweh so ergreifend und wonnesam, daß selbst die Blumen seinem Sange zu lauschen schienen und die Wellen ruhten, als wollten sie ihn durch ihr Gemurmel nicht stören.

Da plötzlich theilte sich die Fluth und ihr entstieg in wunderbarer Schönheit ein Frauenbild, wie herrlicher noch keines Menschen Auge es erblickt. Auf dem schneeigen Nacken ruhte ein Haupt, lockenbekränzt, mit Perlen geschmückt, von bestrickendem Zauber umwoben. Zwei Augensterne leuchteten dem Jüngling entgegen in magischem Feuer, und von Korallenlippen tönte es an sein Ohr: „Du holder Knabe voll Jugendlust und Liebe,

o komm und ruhe an meiner hochklopfenden Brust! Im See ist mein Reich, mein krystallenes Schloß, dahin will ich Dich geleiten, o folge mir! An meinem Busen sollst Du ruhen und süße Wonnen fühlen, wie sie noch keinem Sterblichen zu Theil



wurden. Laß uns vereint ein Glück genießen, das Dir die Erde nimmer zu bieten vermag."

Da erfaßte den Knaben ein heißes Verlangen, sein Auge erglänzte in sündhaftem Feuer; seine Pulse schlugen höher, und

wie mit Zaubermacht zog's ihn zur Nixe hin. Er sank mit ihr hinab in die grünen Tiefen des Sees.

Klagend verhallte des Jünglings Gesang, mit dem er aus dem Leben schied. Und traurig neigten die Blümlein ihr Haupt. Die Wellen aber flüsterten geheimnißvoll einander zu, was sie in ihrem Schooß verbargen.

Von Zeit zu Zeit aber ertönen heiße Liebeslieder aus dem See und geben Zeugniß von den Wonnen, welche der Jüngling in den Armen der Nixe gefunden.



Geister im Krimmler Wasserfall.



om Dorfe Krimml, das am Fuße des Krimmler Tauern, jener Gebirgskette, welche sich gegen den Großglockner hinzieht, gelegen, führt über die hohe Platte ein Steig nach Zell im Zillerthal. Unter dem Landvolke ist nun die Sage im Schwunge, daß in dem großen Wasserfall, der sich bei Krimml in majestätischer Schönheit herabstürzt, Geister wohnen. Gar mancher Wanderer hat sie gesehen, wenn sie über den tosenden Fluthen ihr unheimliches Spiel trieben. Jeder, der über die hohe Platte wandert, wirft auch einen Stein in den Wasserfall, weil dadurch ihm die Geister günstig gestimmt werden und ihn vor allem Unheil, vor jedem Unfall auf dem gefährlichen Wege bewahren. Schon Viele haben dies versäumt und es nachher bitter bereut, denn sie mußten hart dafür büßen.



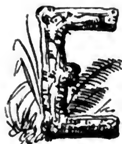
Wassergeister zu Laufen.



us früheren Zeiten wissen die Schiffleute zu Laufen gar Manches von den Geistern zu erzählen, welche vordem in der Salzach gehaust haben. So heißt es auch, daß an der Einmündung des Oichten in die Salzach und von der Johannes- bis zur Christofkapelle die Wassergeister auf der Salzach früher die Schiffe stromaufwärts gezogen haben. Dabei schrieen sie laut: „Reit ab!“ und schnalzten dazu mit den Peitschen, daß es weit in der Runde gehört wurde. Für Jenen aber, der die Rufe der Wassergeister vernommen, war dies ein, wie's im Volke heißt, unheilverkündendes Zeichen.



Der Jäger Berchtold.



Einstmals lebte ein flotter Bursche, Namens Berchtold. Aus Lust zum edlen Waidwerke nahm er bei einem alten Jäger Dienste. Der besaß aber ein gar holdes und tugendsames Töchterlein, in das sich Berchtold gar bald sterblich verliebte. Statt im Walde zu pürschen, guckte er oft lieber seinem treulieben Schätzchen in die blauen Augen und wähnte sich dabei glücklicher denn ein König.

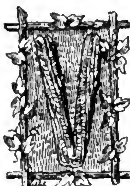
Da wollte es das Unglück, daß der alte Jäger starb und sein Töchterlein zu entfernten Verwandten mußte. Ihr Schatz besaß ja keinen Kreuzer, daß er sie hätte als sein ehelich Weib heimführen können. So gab's denn Verzweiflung auf beiden Seiten. Bald sollte die Stunde der Trennung schlagen. Vor Gram und Herzeleid floh Berchtold in die Wälder, um im Jagdvergnügen wenigstens ein kurzes Vergessen seiner trostlosen Lage zu finden, als die Hunde plötzlich auf Edelwild anschlugen. Er folgte rasch der Spur und entdeckte zu seiner nicht geringen Verwunderung einen großen, tiefblauen See, um den majestätische Bergriesen kühn ihr Haupt erhoben; es war dies der heutige Königssee.

Um sein Erstaunen womöglich noch zu erhöhen, glitt jetzt ein Schwan über die spiegelglatte Wasserfläche, der sich im nächsten Momente in eine selten schöne Jungfrau verwandelte, die ihn gar freundlich grüßte und in Worten aufrichtiger Theil-

nahme um den Grund seiner Traurigkeit befragt. Der war bald gesagt, und da Berchtold klagte, nicht reich genug zu sein, um sein Liebchen heimführen zu können, so geleitete ihn die Jungfrau in verborgene Tiefen, wo die reichen Goldlager des Gebirges sich seinen begehrlichen Blicken eröffneten, und forderte ihn auf, zu nehmen, so viel er zu tragen vermochte. Berchtold ließ sich das gesagt sein und füllte sich alle Taschen mit dem edlen Metalle. Bald stand er wieder an der Oberfläche. Als er sich nun bei seiner holden Retterin bedanken wollte, war diese verschwunden und nur der Silberschwan glitt langsam über den Seespiegel dahin. Er eilte freudetrunken heim in seines Liebchens Arme und theilte ihr in athemloser Hast mit, was geschehen. Wenige Tage darauf machte er Hochzeit und lebte eine lange Zeit in überglücklicher Ehe. Allein allmälig ging sein Gold zu Ende und Armuth klopfte an seine Thüre. Neuerdings wendete er sich an die hilfreiche Seejungfrau, die wieder erschien und ihm diesmal zwar nicht Gold gab, aber dafür die reichen Salzlager offenbarte, die ihm als Bergmann eine nimmer versiegende Quelle des Reichthums wurden. Von dieser Sage stammt auch der Name „Berchtesgaden“ (Berchtoldsgaden).







Die Drachenjungfrau.

Vor vielen, vielen Jahren lebte eine Jungfrau, ausgestattet mit allen Vorzügen weiblicher Schönheit, aber auch hochmüthig — sie war eines Grafen einzig Kind — und eigenwillig über alle Maßen; mit Allem und Jedem war sie unzufrieden, selbst die eigene Mutter konnte ihr nichts nach Gefallen machen und grämte sich schließlich zu Tode über ihr mißrathenes Kind. Mit dem Tode derselben brach aber auch über die Jungfrau die Strafe herein und sie mußte entsetzlich büßen, was sie in ihrem Hochmuth und Eigensinn gefehlt hatte.

Eine mächtige Bergfrau verwandelte sie nämlich in eine Drachenjungfrau, halb Wurm halb Weib, und bannte sie in eine Felsenhöhle der Gerloswand. Da schmachtet sie, sich selbst zur Pein, und darf nur alle hundert Jahre einmal aus derselben emporsteigen, um Desjenigen zu harren, der sie erlösen soll. Erlösung kann ihr aber nur werden, wenn ein junger Schütze ihr den Kuß der Liebe weiht. Einmal ist sie bereits aus ihrer Höhle hervorgekommen. Damals verkündete Glockengeläute im

Thale ihr Erscheinen; doch Alles, Jung und Alt, mied die Stätte, wo sie bangend weilte. Nur ein beherzter Jäger aus dem Pinzgau wagte es, sich ihr zu nahen. Laut vernahm er der Drachenjungfrau Klageruf: „Erbebe nicht, Du Lieber! Erscheine ich Dir jetzt auch entsetzlich und grauenhaft, so weicht schnell doch das Entsetzen, haben Deine Lippen den Kuß der Liebe mir gereicht. Bebest Du aber zurück, so weicht von mir Freude und Glück."



Muthig versprach der Jäger ihr, das Werk der Erlösung zu vollbringen, und eilte beherzt in ihre Nähe. Da er sie aber in ihrer Schreckensgestalt erblickte, verließ ihn sein Muth und bebend wich er zurück. Wohl versuchte er es ein zweites und ein drittes Mal, sich ihr zu nahen und breitete schon die Arme aus, sie zärtlich zu umfangen, als eisiger Hauch sein Gesicht

berührte und sein Blut erstarren machte. Taumelnd stürzte er zurück und lag im nächsten Augenblicke zerschmettert unten am Felsenrand.

Die Drachenjungfrau verschwand mit einem Wehschrei wieder in der Gerloswand, um auf's Neue hundert Jahre der Erlösung zu harren.



Der feurige Hund.

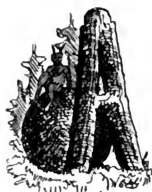


Als der reizend gelegene Markt Mittersill im Jahre 1837 ein Raub der Flammen wurde, sahen mehrere Bewohner desselben während des Brandes einen feurigen Hund vom Markte aus den Thurnberg hinanlaufen.

Nach der Sage soll ein gewisser Wuzelbinder in die Gestalt des Hundes gebannt gewesen sein, ein Mensch, der während seines Lebens viel gesündigt hatte.



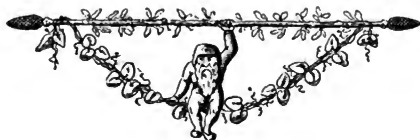
Die schwarze Kugel.



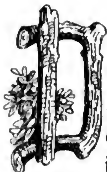
Auf der Krapflalm in Kaprun gab es einst eine böse Zeit; die Melker, in deren Obhut das Vieh daselbst gegeben war, hatten nichts zu lachen, denn jede Woche hieß es: „Heute ist schon wieder eine Kuh hin und noch dazu die schönste, wie immer!" Keine einzige aber stand im Gehege um, sondern alle wurden auf der Weide vom plötzlichen Tode dahingerafft. Das Kurioseste jedoch an der ganzen Geschichte war, daß jedes Stück Vieh, das todt aufgefunden wurde, einen schwarzen Eisenring um den Hals hatte. Da sagten die Melker zu einander: „Buben! Gott behüte und besegne uns! Das geht nicht mit richtigen Dingen zu!" — und schickten nach Hundsdorf um einen Franziskaner, damit dieser dem Teufelsspuk ein Ende mache. Der machte sich sofort mit dem Meßner auf den Weg nach der Alm, doch durfte während des ganzen Aufstieges kein Wort gesprochen werden.

Oben angekommen, machte der Pater auf einem freien Platz einen großen Kreis, trat in denselben und forderte den Meßner und die Melker auf, das Gleiche zu thun. Diese thaten, wie ihnen geheißen, und nun begann der Franziskaner die Beschwörungsformel aus einem Buche zu recitiren. Nachdem er

so eine Weile gelesen hatte, kam aus dem nahen Walde auf einmal eine große, schwarze Kugel zum Vorschein, rollte zu Thal und fiel drunten über das „Wändgeschröf“ hinab, ohne daß sie später aufgefunden werden konnte. Von diesem Tage an blieb das Vieh verschont. Auf der Kugel aber wollten die Melker den leibhaftigen Gottseibeiuns sitzen gesehen haben.



Das Wiesbachhorn.



Die Alpen auf dem Wiesbachhorne waren einst zweien Grafen zu eigen, welche zu Fischhorn in Bruck und im Schlosse zu Kaprun hausten. Jeder von ihnen besaß zum Mindesten zweihundert Kühe, welche in jedem Sommer auf das Wiesbachhorn getrieben wurden, da hier vortreffliches Futter und in großer Menge zu finden war. Bei so bedeutender Ueppigkeit des Graswuchses verlohnte es sich leicht, eine Almhütte zu bauen. Und sie bauten auch eine, so groß und schön, wie sie größer und schöner weit und breit nicht gefunden wurde. Sechs bis acht Hirten und ein Senner bewohnten dieselbe und betrieben die Alpenwirthschaft. Obwohl sie dabei nichts weniger als sparsam lebten, machten sie doch so viel Schmalz und Käse, daß die Grafen damit nicht ein und aus wußten. Käufer dafür fanden sich nicht, und es zu verschenken, ließ ihr Geiz nicht zu. So kam es, daß Vieles zu Grunde ging und weggeworfen werden mußte; Vieles verwendeten sie aber zu Dingen, daß es eine Sünde war, mit der Gottesgabe so zu verfahren. Noch ärger trieben es die Hirten und der Senner, welche nicht selten in der Milch sich badeten. So machten sie es lange Zeit, bis endlich Gottes Strafgericht sie ereilte.

Der Graf von Kaprun wurde mit einem Anderen in Fehde verwickelt und fand in einem Gefechte den Tod. Sein Sohn, ein gar stolzer und habsüchtiger Geselle, trat des Vaters Erbe

an. Hatte jener den Armen doch ab und zu noch Gutes gethan, so ließ dieser sie mit den Hunden aus dem Schlosse hetzen.

Zur selben Zeit lebte in Zell am See ein berüchtigter Zauberer, vom Volke allgemein der Zauberer Jackl (Jakob) genannt. Diesem waren des jungen Grafen Hartherzigkeit und Schlechtigkeit schon lange ein Dorn im Auge und er sann nach, wie er an ihm Rache nehmen könnte. So stieg der Zauberer einmal auf das Wiesbachhorn, um heilkräftige Kräuter zu suchen, und kam auch in die Nähe der genannten Almhütte. Da er hungrig und durstig war, trat er in dieselbe und bat den Senner um Milch. Der Senner, welcher den Zauberer nicht kannte, wollte den alten Mann zum Gegenstand seines Witzes machen und brachte demselben eine große Schüssel voll Milch. Jackl trank, so lange es ihm schmeckte, und ließ das Uebrige stehen. Da sagte der Senner:

„Warum trinkst Du nicht Alles?"

„Weil ich nicht mehr kann!" — erwiderte der Gefragte.

Auf das nahm der Senner die Schüssel und schüttete den Rest der Milch über Kopf und Kleid des Zauberers, der zornentbrannt den Schwur that, daß er Alles zu Grunde richten werde. Der Senner aber lachte dem Drohenden in's Gesicht und warf ihn schließlich gar zur Thüre hinaus. In seiner gerechten Entrüstung wollte der Zauberer anfangs das ganze Thal vernichten, besann sich jedoch auf dem Wege eines Besseren und beschloß, nur die Alpe, die Senner und die Hütte dem Untergange zu weihen, wußte er doch recht gut, daß er dadurch dem Grafen den empfindlichsten Schaden zufügte. Im Thale angekommen, begab er sich sofort zum Grafen Kaprun und sprach zu ihm also:

„Lasse alle Thiere binnen heute und drei Tagen vom Berge heimtreiben; denn nach dieser Zeit wird das ganze Wiesbachhorn und Alles, was dort lebt, vernichtet, aus den blühenden Triften ein Ferner werden, auf daß die Welt sehe, wie Gott den Uebermuth bestrafe."

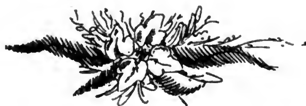
„Machst Du das Horn zum Gletscher" — erwiderte

lachend und spottend der Graf — „so mache es nur schön weiß, damit man es von Weitem schon sehen kann.“

Kaum waren die drei Tage vergangen, als ein furchtbares Ungewitter am fernen Horizonte aufstieg, sich rasch näherte und mit einer Vehemenz entlud, daß seit Menschen Gedenken kein zweites dagewesen war, das diesem hätte gleichen können. Schwarze undurchdringliche Wolken hüllten das Wiesbachhorn ein und verbargen es drei volle Tage den Blicken der Menschen. Als sie endlich wieder verschwanden, stand das Horn vereist, von der blühenden Alpenwirthschaft und den Sennern war keine Spur mehr zu entdecken. Kein Sommer sah seitdem den Ferner schwinden, im Gegentheile, er wurde immer mächtiger.

Lange, lange Zeit scheute sich jeder gute Christ, diesen Berg zu besteigen, bis es einmal der Erzbischof von Salzburg, Fürst Schwarzenberg, unternahm.

An heißen Sommertagen hört man noch heute hin und wieder aus einem Firnrisse am Horn ein schreckliches Geschrei, das gewiß von den Melkern und den Hirten herrührt, die bisher vergeblich der Erlösung harrten.



Der Zauberer Jackl.*



Von diesem erzählt man sich im Volke gar wunderliches Zeug: wie er einmal einen Glaserer betrogen und bald darauf wieder reichlich entschädigt hat; dann wieder, wie er, in einen Ochsen verwandelt, einen Wirth vexirte; daß er auch die Kunst verstand, in Thiergestalt zu erscheinen u. s. w. Viele wollen zum Oefteren gesehen haben, daß er aus einem Scheite Späne schnitt, welche sich sofort in Mäuse verwandelten, weshalb ihm auch der Name „Mäusemacher" beigelegt wurde. Auch verstand er eine Salbe zu bereiten, deren Gebrauch ihn auf 24 Stunden in einen Wolf verwandelte.

Als der Zauberer Jackl aber eines Tages auf dem Wege von Tamsweg einem ehrwürdigen P. Kapuziner begegnete und diesen frug, wie man denn die himmlische Glückseligkeit erlangen könnte, da redete ihm der fromme Pater so in's Gewissen, daß er, von wahrer innerer Reue erfaßt, sich selbst als Zauberer dem Pfleger von Moosham überlieferte, wo er später als solcher auch hingerichtet wurde.

* *
*

* Ueber diesen Zauberer Jackl enthält das Mooshamer Archiv unter Anderem folgende Stelle:

(Malefiz 279) Jahr 1681. „Auf dem herumvagirenten Jakoben Koller, Abdeckers-Sohn von Mauterndorf, oder den sogenannten Zauberer Jäggl solle gute Obsicht getragen werden, wer ihme lebendig lifert, solle 600 fl., wer ihme aber Toder lifert, 300 fl. haben, vu willen er so uille Jugend und andere Personen verführt hat.

Der „verruechte Zaubererjaggl auch Schinterjaggl" soll ganz besonders in Goldegg (1668—87) sein Unwesen getrieben haben. Wenn er selbst nicht anwesend war, so hatte er doch allezeit einen großen Anhang, der sich meist aus Bettel- und Hüterbuben, seltener aus Erwachsenen recrutirte. Der Zauberer war ein



ganz geheimnißvoller Mensch; Niemand wußte woher und wohin er kam, man wurde seiner auch nie habhaft, obwohl auf seinen Kopf große Preise ausgeschrieben waren. Uebrigens hatte er eine Genossenschaft gegründet, welche sich über das ganze Land

verbreitete. Die Aufnahme in dieselbe geschah bei den Hexentänzen durch den „Gangerl“ unter Beistand eines Stiefgöthen (Teufel, Casperl, Jaggl ꝛc.) in Form einer förmlichen Taufe, bei welcher dem Aufzunehmenden die alte Taufe „vom Hirn weggerieben, abgeripelt, abgekratzt“ und dann ein neuer Name, meist von Thieren beigelegt wurde: „Kräratz, Hirschenhorn, Kröte, Hasenfues ꝛc.“ Im Jahre 1678 sollen in Salzburg nicht weniger als „114 Zauberleut von 11—20 Jahren“, meist Anhänger des Jackl, hingerichtet worden sein.



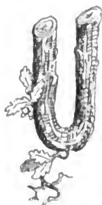
Alraunen.



Nicht weit entfernt von der Einödkapelle in der Nähe des blauen Gletscherwassers befindet sich eine Stelle, an der Alraunen, weiße behaarte Männchen, mit Vorliebe verkehren. Es sind dies seltsame Geschöpfe, die gerne die Behausungen der Menschen besuchen und dort als „vertraute Geister“ verehrt und behandelt werden. In besonders wichtigen Dingen erholen sich die Bauern Raths von den Alraunen und diese vertrauen ihnen gar Manches, was keines Menschen Seele wissen darf.



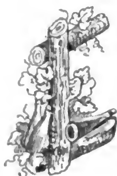
Alraun.



m das Jahr 1614 lebte zu Großarl die Bauersfrau Magdalena, des Christian Hochenbrugger's Eheweib. Dieselbe erfreute sich großen irdischen Glückes, denn Alles, was sie im Verein mit ihrem Manne unternahm, gelang, so daß über dem Hochenbrugger'schen Hause sichtlich Segen waltete. Das kam aber daher, daß ihr ein „vertrauter Geist" (Alraun) zur Seite stand mit Rath und That. Als sie dies einmal dem Vikar des Ortes in der heiligen Beichte offenbarte, sprach sie dieser los, da er darin kein sündhaft Beginnen erblicken konnte. Anders aber dachte die Generalvisitation, als sie darum erfuhr. Sie gab dem Vikar einen ernsten Verweis, weil er Magdalenen absolvirt hatte, und bedeutete ihm, vielmehr zu trachten, daß das Weib so bald als möglich von dem Geist befreit werde. Ob dies gelungen, wurde niemals offenbar.



Dr. Faust's Rache.



Es ist aus sichersten Quellen, alten Urkunden nämlich, der Beweis erbracht und festgestellt, daß Salzburg in den ältesten Zeiten eigene Weinberge hatte, welche sich im zwölften Jahrhunderte von der Riedenburg bis zum Nonnberge hinzogen und zum Theile Eigenthum des Domstiftes waren, zum Theile dem Stifte St. Peter gehörten. Nach und nach verschwanden aber die Weingärten gänzlich, nur der Name erhielt sich noch in dem in der Nähe des herrlichen Leopoldskron gelegenen Schlosse Weingarten.

Uebrigens mußten die Salzburger Weine von seltener Güte gewesen sein, denn Adam von Lebenwaldt versichert in einem Traktätelein vom Jahre 1682: Dr. Faust ist um 1427 auf seinem Mantel mit einigen seiner Vertrauten eigens nach Salzburg gefahren, um sich in dem hochfürstlichen Keller am köstlichen Weine zu laben. Der Kellermeister ertappte ihn auf frischer That. Allein Faust wußte sich zu helfen: er nahm den Kellermeister auf seinen Mantel, fuhr mit ihm durch die Luft und setzte ihn im Walde auf einem hohen Tannenbaume ab:

„Und nicht ferner gedeihte des Bacchus hohe Kraft!
Seitdem giebt das entweihte Gefild nur sau'ren Saft."





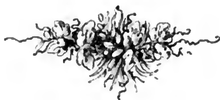
Dr. Faust's Luftfahrt.

Als einst die Fastnachtszeit herangekommen war, in der die Menschen bekanntlich stets zu allerlei Kurzweil und Scherzen aufgelegt sind, berief Dr. Faust etliche Studenten, seine vertrauten Brüder und Freunde, tractirte sie auf's Beste und poculirte mit ihnen bis spät in die Nacht hinein. Wiewohl nun das Getränke ausgezeichnet und nichts zu wünschen übrig ließ, gelüstete es Fausten dennoch, zur Kurzweil eine Fahrt zu machen. Da er gar wohl wußte, daß der Keller des Bischofs von Salzburg gar trefflich bestellt und voll der edelsten Weine sei, so wählte er diesen als Endziel der Fahrt. Er theilte diesen Entschluß seinen Freunden mit und lud sie ein, die Kellerfahrt mitzumachen, da ihrer die besten Weine harrten und er für alle Gefahr einstände.

Deß waren die Studenten, welche wußten, daß es Faust mit ihnen gut meinte, wohl zufrieden. Dr. Faust führte sie nun in seinen Garten hinab, nahm eine Leiter, setzte auf jede Sprosse derselben einen seiner Freunde und fuhr also mit ihnen durch die Luft davon. Nach Mitternacht langten sie im bischöflichen Keller zu Salzburg an. Hier schlugen sie Licht und begannen der Reihe nach, alle Weine zu kosten. So mochten sie ungefähr eine Stunde getrunken und manches Glas unter Scherzen und Singen auf das Wohl des Bischofs geleert haben, als sich plötzlich die Thür des Kellers öffnete und der Kellermeister, der in der Absicht kam, für sich und seine Gesellen noch einen Schlaftrunk zu holen, eintrat. Nicht wenig erstaunt über den Kreis munterer Zecher, den er so unerwartet hier unten traf, überkam ihn im nächsten Momente Furcht und Entsetzen; schien es ihm doch unerklärlich, wie die Gesellschaft hier hereingekommen sei. Aber er faßte sich sofort und begann gewaltig zu donnern und zu schelten: „Ihr Diebe, wartet, der verdiente Lohn soll Euch nicht ausbleiben!“ Schon hatte er sich gewandt, um Leute herbeizuholen, als Dr. Faust ihm entgegen trat. Der Lärm, den jener machte, verdroß ihn baß und erfüllte ihn mit um so größerem Aerger, als er sah, daß seine Spießgesellen anfingen, gar kleinmüthig zu werden. Er ermahnte sie daher zu eiligem Aufbruch, befahl ihnen, es möge sich jeder noch eine Flasche vom Besten mitnehmen und die Leiter ergreifen. Er selbst aber nahm den Kellermeister bei den Haaren und fuhr mit ihm und seinen Freunden flugs davon. Mit Windeseile ging es in die Höhe, — wie später der Kellermeister aussagte, — dann g'radaus fort über einen großen Wald hin. Da erspähte Dr. Faust eine mächtige Tanne und setzte auf diese den vor Angst und Schreck fast heulenden Kellermeister, der schon sein letztes Stündlein gekommen glaubte. Zum Glück für ihn kam es anders. Faust und seine Genossen fuhren weiter, er aber blieb zurück. Da saß er denn hoch oben, am Gipfel der Tanne, und wußte nicht, wo ein und aus. Weit und breit war kein Mensch zu sehen. Wieder-

holt versuchte er es, vom Baume herabzukommen; allein vergebens! Die Aeste bogen sich unter seiner Last, so daß er in wahrer Lebensgefahr schwebte. So verhielt er sich denn ruhig und harrte in Geduld, bis der Morgen anbrach. Halb erstarrt vor Kälte, begann er nun so lange und so laut zu rufen, bis ihn endlich zwei Bauern, die unter ihm vorübergingen, um in der Stadt Butter und Schmalz zu verkaufen, hörten. Nicht wenig erstaunt erblickten sie ihn in so hoher Stellung; da er ihnen aber reichen Lohn versprach, wenn sie ihn retten, so liefen sie, so eilig sie nur konnten, der Stadt zu und meldeten daselbst, was sie gesehen. Zuletzt kamen sie sogar an den Hof; anfänglich glaubte kein Mensch ihren Worten. Da man aber den Kellermeister nirgends fand, so hielt man schließlich ihre Meldung doch für richtig und alsbald zog eine große Menge Volkes hinaus zu der von den Bauern bezeichneten Stelle und war da nicht wenig verwundert, den Vermißten richtig auf dem Wipfel der höchsten Tanne sitzen zu sehen. Nach langer Müh' und Plage und nicht ohne neuerliche Gefahr für des armen Kellermeisters Leben wurde dieser endlich herabgebracht. Gott aus dem tiefsten Herzensgrunde dankend, erzählte er sodann die Erlebnisse der letzten Nacht; allein so sehr man ihn auch mit Fragen bestürmte, die Namen der Weindiebe konnte er nicht nennen, ebensowenig Denjenigen, der ihm zu dem keineswegs ersehnten Vergnügen einer unfreiwilligen Luftfahrt verholfen hatte. Erst später wurde es offenbar, daß dies Dr. Faust gewesen sei.

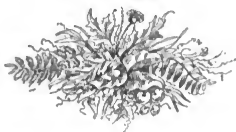
Der Kellermeister verzichtete von der Zeit aber auf den Schlaftrunk und war nach dem Ave-Läuten nicht um alles Gold der Erde mehr zu bewegen, in den Keller zu gehen.



Der Schlangenfänger.



Einst rühmte sich zu Salzburg ein Zauberer, daß es ihm ein Leichtes wäre, alle Schlangen, die sich eine Stunde im Umkreise befänden, in eine Grube zusammenzubringen und sie sodann zu tödten. Aufgefordert, seinen ruhmredigen Worten die That folgen zu lassen, begann er mit der Schlangenbeschwörung. Und wirklich kamen von allen Seiten Schlangen und Nattern zusammen, die er sammt und sonders in die Grube zwang. Zuletzt jedoch wälzte sich eine heran, die an Größe und Stärke alle übrigen übertraf. Da er auch dieser gegenüber seinen Zauber probiren wollte und die geheimnißvollen Formeln zu sprechen begann, sprang sie plötzlich auf, umringelte blitzschnell den Zauberer, indem sie sich wie ein Gürtel um seinen Bauch legte, schleifte ihn darnach in die Grube und tödtete ihn.



Der Schlangenfänger zu Salzburg.

(Eine Variante.)

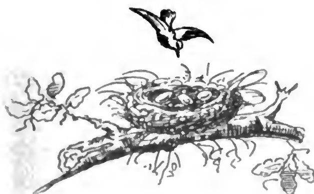


Nach Salzburg kam einst — es mögen zweihundert Jahre seitdem verflossen sein — ein weit und breit berühmter Zauberer, der der staunenden Menge laut erzählte, daß er im Stande sei, alle Schlangen auf eine Meile im Umkreise in eine Grube zusammenzubringen und zu tödten. Der wohllöbliche Magistrat der Stadt nahm den Wundermann rasch bei seinem Wort und bot ihm eine glänzende Belohnung, wenn er wirklich vollbringe, was sein Mund so ruhmredig behauptet habe. Jener war es zufrieden und begann alsbald an einem ihm passenden Orte unter großem Zulaufe des Volkes seine Beschwörungen.

Er zog eine kleine Pfeife hervor und pfiff damit einen seltsamen, gar eigenthümlichen und unnachahmlichen Ton. Und siehe da! Zu aller Erstaunen und Entsetzen kamen von allen Wegen und Stegen, aus allen Häusern und Hütten, aus Kellern und Spalten Schlangen herbei und ringelten sich in die Grube, in der es bald ein gar gräuliches Gewirre und Gewimmel gab. Immer fort blies der Zauberer auf seiner Pfeife und murmelte dazwischen seine Beschwörungsformeln. Da nahte sich auf einmal eine alte, über alle Maßen große Schlange, es war die Königin der anderen. Sie schoß einen so giftigen Blick nach dem Zauberer, daß dieser darob fürchterlich erschrak, entsetzt die Pfeife fallen

ließ und in seiner Beschwörung stockend innehielt. Damit begab er sich aber auch aller Macht, und diesen Umstand benützte rasch die Schlange. Mit Blitzesschnelle sprang sie auf ihn zu, ringelte sich im Nu um seinen Körper, schnürte ihm die Eingeweide zu und riß ihn, da sie ihn jeder Bewegung beraubt hatte, willenlos in die Grube. Die anderen Schlangen stürzten sich sofort über ihre Beute und marterten den unglücklichen Zauberer langsam zu Tode. Niemand aus der großen Menge der Zuschauer wagte es, dem Unglücklichen zu Hilfe zu eilen. Von begreiflichem Entsetzen erfaßt, entflohen Alle dem Orte des Schreckens. Bald darauf verloren sich auch die Schlangen wieder und kehrten dahin zurück, woher sie gekommen waren.

Die gräßlich zugerichtete Leiche des Zauberers aber wurde in der nämlichen Grube verscharrt, welche er den Schlangen zum Grabe bestimmt hatte.



Das Speiereck.



uf den Höhen des Speierecks ging es einst recht unheimlich zu. Daselbst trieb der Schörgentoni, dessen Seele hierher verbannt war, sein Unwesen. Da er noch lebte, hatte er als Gerichtsdiener die armen Leute arg bedrückt und auch sonst einen gar sündhaften Lebenswandel geführt, so daß seine arme Seele nach dem Tode keine Ruhe finden konnte. Auf dem Speiereck nun machte er Gewitter, schleuderte auf das weidende Vieh gar oft Steine oder Felstrümmer herab und empfing allnächtlich um die Geisterstunde Besuche von Hexen und Zauberern. Er setzte durch sein Treiben die ganze Gegend in Schrecken, und selbst das schlimmste Kind wurde folgsam und brav, wenn man ihm mit dem Schörgentoni drohte.



Die vier Wölfe.



So hießen vier Brüder, von denen die Sage erzählt, daß sie einst in Moosheim (Lungau) viel Unheil angerichtet haben sollen. Jeder derselben hatte seinen Spitznamen. Den Einen hieß man den „Börger", weil er am liebsten in den Bergen sein Unwesen trieb und höchst selten herab in's Thal kam; den Anderen den „grindraudigen Thoma", weil er mit einem bösartigen Aussatze behaftet war; den Dritten ob seiner schmucken und stattlichen Gestalt den „Schönmayr", den Vierten endlich, der sich durch besondere Beleibtheit auszeichnete, die „Stocknudel". Alle Vier waren überaus verwegene Wildschützen und brachten den größten Theil ihres Lebens im Wildbanne zu. Um sich vor Verfolgung zu sichern, streuten sie im Volke aus, daß sie Zauberer seien und über den Teufel selbst Macht hätten. Da sie es endlich gar zu arg trieben, wurde einmal von Moosheim aus eine allgemeine Jagd nach ihnen gemacht. Der Vicedom von Moosheim stellte sich an die Spitze der großen Jagdgesellschaft. Da man wußte, daß die vier Brüder eine Salbe besäßen, die sie, wenn sie sich damit bestrichen, in Wölfe verwandelte, und davon auch häufig Gebrauch machten, so wartete man einen Zeitpunkt ab, wo dies der Fall war. Als man davon Anzeige erhielt, setzte sich der Jagdzug in Bewegung. Der Berg wurde mit Treibern umstellt und in immer engere Kreise gegen die Höhe getrieben, woselbst der gestrenge Herr Vicedom mit den anderen Schützen, den Hahn

der Büchse gespannt, der vier Brüder harrten. Enger und enger zog sich die Kette der Treiber zusammen, näher und näher kamen die vier Wölfe dem Schußbereiche der Jäger, so daß sie sich schon verloren glaubten, da, im Momente äußerster Noth, schlossen sie rasch einen Pact mit dem Teufel, der sie flugs in vier Baumstrunke verwandelte. Kein Mensch ahnte in den vier Baumklötzen die gesuchten Brüder. Der Herr Vicedom, der die Treibjagd noch nicht so nahe wähnte, machte sich's oben — es war just Mittag — bequem, legte die Kugelbüchse beiseite, nahm eine Rolle Tabak und schnitt ihn auf jenem Baumstrunk, in welchem der „Börger" steckte. Der wollte vor Angst fast vergehen; denn, „wenn der Gnädige" — so gab er in seinem peinlichen Verhöre später an — „den Tabak mit einem Messer geschnitten hätte, auf dessen Klinge das Kreuzeszeichen eingegraben war, so konnte die teufliche Verblendung nicht bestehen". Aber es ging für diesmal gut ab, die Wölfe kamen glücklich davon und krochen später wieder in ihre Leiber.

Bald darauf wurden aber alle Vier an der Sandbrücke gefangen und als Zauberer ungefähr um die Mitte des vorigen Jahrhunderts auf dem Passeggen hingerichtet.



Das Zauberschwert.



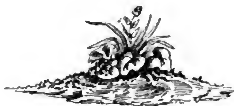
m alten Schlosse zu Golling wurde einstmals eine Gruft eröffnet, in welcher man die Gebeine eines Ritters auffand, welche wahren Riesenknochen glichen. Ihnen zur Seite lag ein Schwert von mächtiger Größe, welches bald als Zauberschwert erkannt und seiner Spitze beraubt wurde. Eine geheime Sage versicherte nämlich, daß Derjenige, in dessen Besitz das Schwert überginge, im Stande wäre, verborgene Schätze zu heben, befänden sie sich wo immer. Was aus der abgebrochenen Schwertspitze geworden, wurde nie bekannt.



Theophrastus-Sagen.



heophrastus Parazelsus hatte sich als Arzt einen berühmten Namen erworben. Sein Ruf drang weit über die Grenzen Salzburgs hinaus und aus weitester Ferne pilgerten Kranke und Bresthafte zu ihm, um Erlösung zu finden von ihren Leiden. Und da ihm fast jede seiner Curen glückte, so hieß es im Volke bald, Parazelsus wirke Wunder, geheime Zauberkräfte stehen ihm zu eigen, er könne das Leben beliebig verlängern, Gold machen u. s. w. Auf diese Art entstand eine Reihe von Sagen, welche wir im Folgenden wiedergeben.



Theophrast's Herkunft.



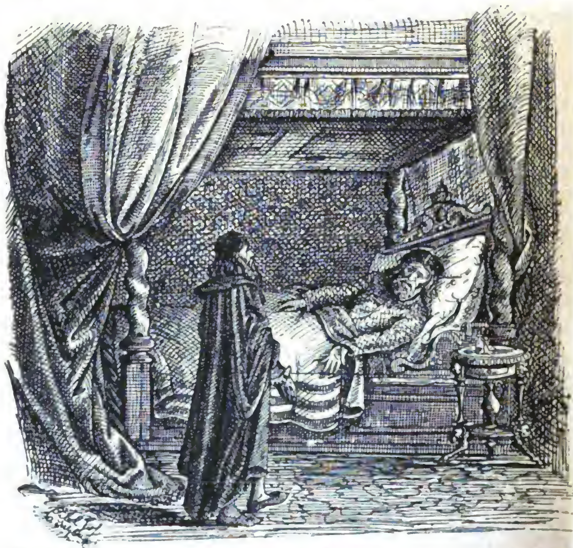
Theophrastus Parazelsus wird in der Sage als ein Kind sündhafter Liebe bezeichnet. Sein Vater soll ein vornehmer Edelmann, seine Mutter eine arme, aber ungemein liebenswürdige Schweizerin gewesen sein. In der Zeit, da sie ihn unter ihrem Herzen trug, hatte sie über die Gebühr viel zu leiden. Wenn sie mit Leuten im Gespräche beisammen stand, so fing das Kind in ihrem Leibe laut zu schreien an und gab keine Ruhe, bis sie nach Hause ging. Als endlich die Stunde der Geburt herangekommen war, mußte man das Leben der Mutter opfern, um das des Kindes zu retten.



Theophrastus und der Kaiser.



n schwerer Krankheit lag der Kaiser einst darnieder. Keiner von allen den Aerzten, die an sein Lager berufen worden waren, hatte ihm Hilfe gebracht. Da dachte man



schließlich noch an Theophrastus Parazelsus, den berühmten Wunderdoctor von Salzburg, und beschied ihn zum Monarchen.

Theophrastus folgte allsogleich dem Rufe. Da er nun in die Vorzimmer des Kaisers kam, wollten ihn die Hofdiener nicht zu dem hohen Kranken lassen; weil sein Rock allzu ärmlich war. Sie brachten daher einen neuen, kostbaren Talar und zogen ihm diesen an. Hierauf erst geleiteten sie ihn zum Kaiser. Theophrastus blieb vor dem Lager desselben stehen, ohne ein Wort zu sprechen; auch der Kaiser schwieg. Dies Schweigen währte geraume Zeit. Endlich hub der Fürst klagend an: „Was habt Ihr mir da für einen Arzt gebracht? Er spricht ja kein Wort und thut gar nichts, meine Leiden zu lindern.“ Theophrastus aber sagte hierauf: „Ich habe gemeint, dies müsse der neue Talar thun, da Deine Diener glaubten, meine Kunst müsse mit meinem alten Rock, den sie mir gegen diesen ausgetauscht, Schaden gelitten haben!“

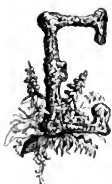


Theophrast's Wiederbelebungs-Versuch.

n Siebenbürgen erzählt man sich von Theophrastus Parazelsus, daß er sich zerstückeln und in Mist begraben ließ. Er wollte nämlich versuchen, ob er im Stande wäre, sich wieder zu beleben, wenn er einmal stürbe. Sein Diener aber, den die Neugierde allzu sehr plagte, öffnete die Grube zu früh. Theophrastus lag zwar schon lebendig und als schöner Jüngling in derselben; jedoch war die Hirnschale noch nicht zugewachsen. Es drang Luft hinein und er mußte deshalb wieder sterben.



Wie Doctor Theophrastus curirte.



Einst lag zu Innsbruck ein sehr vornehmer Herr dem Tode nahe; die Aerzte gaben keine Hoffnung mehr, nur Theophrastus konnte vielleicht noch helfen. Diesen wollte der Kranke jedoch um keinen Preis consultiren, da er glaubte, er vollführe seine Wundercuren nur mit Hilfe des Teufels. Als aber sein Zustand immer ärger wurde und er dem Tode schon näher war als dem Leben, da ließ er endlich doch den Theophrastus holen. Dieser kam, bereitete sofort einen Trank und flößte ihn den Kranken ein. Die Wirkung äußerte sich alsbald, aber in ganz anderer Weise, als man gehofft hatte. Es stellten sich nämlich die entsetzlichsten Schmerzen ein, so daß der Kranke und seine Umgebung glaubten, das letzte Stündlein habe schon geschlagen. Eilends wurde nach dem Doctor gesandt, doch der war nirgends zu finden. Jetzt meinte der Vornehme, Theophrastus habe sich an ihm rächen wollen, weil er sich ihm nicht gleich anvertraut, und ihn vergiftet. Wenn er nun schon sterben müßte, so sollte wenigstens sein Mörder nicht straflos ausgehen; deshalb befahl er, nach dem Doctor zu fahnden, den Giftmischer zu verhaften und wo man ihn fände, sofort zu tödten. Aber vergebens zogen Bewaffnete durch alle Straßen der Stadt, suchten Theophrastus in allen Häusern, in seiner eigenen Wohnung, ja selbst außerhalb der Stadt, — er war und blieb verschwunden.

So verstrichen zwölf bange Stunden. Da ließen auf einmal die Schmerzen bei dem vornehmen Kranken nach und verschwanden bald gänzlich, er war frisch und gesund. Zugleich öffnete sich die Thüre und der Doctor stand vor ihm im Krankenzimmer. Demüthig bat nun der Vornehme diesen um Verzeihung und bot ihm reichen Lohn. Theophrastus lehnte indeß diesen ab und flüsterte seinem geheilten Patienten leise nur die wenigen Worte in das Ohr: „Du bist ein Lump!" Sprach's und ging zur Thüre hinaus.



Theophrast's Goldtinktur.



heophrastus Parazelsus hatte auch einmal für kurze Zeit seinen Aufenthalt in Innsbruck genommen. An heiteren Sonntagen pflegte er da gerne gegen das Schloß Ambras zu seine Spaziergänge zu machen.

Als er einmal so sinnend und nachdenkend seines Weges dahin schlenderte, kam er an einem kleinen Bauernhofe vorüber. Unter der Thüre stand die Bäuerin und lud ihn freundlich ein, ein wenig bei ihr einzukehren: „Ich habe gerade zum Mittagsmahl Kuchen gebacken" — sprach sie — „und die sind mir so gut gerathen, daß Du ein Paar nicht verschmähen darfst." Der Doctor folgte der herzlichen Einladung und ließ sich das frische Backwerk weidlich schmecken; es war aber auch ganz vortrefflich und durchlockert wie ein Bienenfladen.

„Weil Du mit mir" — Theophrastus hierauf sprach, — „so gut gewesen, obwohl ich Dir ein landfremder Mensch bin, sollst auch Du von mir eine Gefälligkeit haben, an die Du länger denkst!" Dann zog er ein Büchslein aus der Tasche seines faltigen Mantels und bestrich mit einer in demselben befindlichen gelben Farbe die Hälfte der Feuerzange. Momentan war das Eisen in pures Gold verwandelt und schimmerte wie das Feuer auf dem Herde.

Die Sage läßt dieses seltene Stück in der Ambraser Sammlung aufbewahrt werden.



Theophrast's Lebenselixir.



heophrastus Parazelsus besaß das Lebenselixir. An drei Personen hatte er die Wunderkraft desselben erprobt und sämmtliche erreichten das hundertste Jahr. Einige Tropfen davon machten die halberloschenen Lebensgeister wieder jugendlich auflammen, und einem Menschen, in der Vollkraft seiner Jugend eingeflößt, vernichteten sie im Körper plötzlich alle krankhaften Materien.

Ueber die Wirkung des Elixirs sagt die Sage weiter: Eine wohlthuende Wärme durchdringt die Adern, der Blick wird scharf und hell, ein kühner, starker Geist scheint die ganze Körpermaschine plötzlich, wie mit einem Zauberschlage, verwandelt und vergeistigt zu haben. Das Elixir widersteht jedem, auch dem tödtlichsten Gifte, die größten körperlichen Anstrengungen und Schwelgereien können seine Götterkraft nicht schwächen. Parazelsus selbst entbehrte monatelang allen Schlafes und tagelang aller Nahrung, genoß dann wieder geistige Getränke im höchsten Ueberflusse. Trotzdem blieb sein Körper rüstig und stark, sein Geist im unendlichen Reiche der Wissenschaft gleich lebhaft wirkend und schaffend. Nur äußerer, tödtlicher Gewalt vermag die Tinktur nicht zu widerstehen und ein Dolchstoß übt auf den Körper seine natürliche Wirkung.

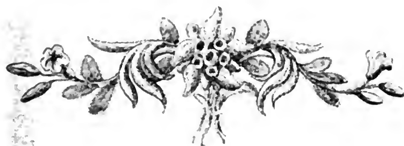
Erasmus Palmer, ein junger Arzt und Famulus Theo-

phrast's, erzählte nun einst seiner Braut, Agatha Schnellerin, von den wunderbaren Wirkungen des Lebenselixirs und erweckte dadurch eine solche Begierde nach demselben in des Mädchens Brust, daß es seine fernere Liebe zu ihm von dem Besitze des Elixirs abhängig machte.

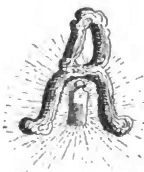
Am nächsten Tage, es war am 24. September 1541, wurde Theophrastus erdolcht in seinem Bette aufgefunden, sein Famulus war verschwunden. Auf ihn fiel sofort der Verdacht, den Mord verübt zu haben, und nach langem Suchen fand man ihn bei seiner Geliebten, welche soeben das Fläschchen mit der Lebenstinktur zur Hälfte geleert hatte.

Erasmus wurde ergriffen und nach kurzem Processe zum Tode verurtheilt. Am Morgen jenes Tages, an welchem er den schweren Gang zum Hochgerichte machen sollte, fand man ihn todt im Kerker. Reue, Gram und Gewissensbisse hatten ihm das Herz gebrochen.

Agatha war in das Kloster der Benedictinerinnen am Nönnberg getreten. Jahre vergingen für sie im bittersten Grame, aber die wunderbare Kraft des Elixirs spottete der Verheerungen, die dieser an einem Menschenleben übt. So wandelte die Beklagenswerthe fast ein volles Jahrhundert, einem weiblichen Ahasverus gleich, ruhelos in den Gängen des Stiftes Nonnberg umher, bis sie endlich ihre Schuld gesühnt hatte und der Allbarmherzige sie mit ihrem Geliebten vereinte.



Der Zaubertrank.



ls Theophrastus Parazelsus in seinem Hause am „Platzl“ zu Salzburg, — das noch heute zu sehen ist, — sterbenskrank darniederlag und fühlte, daß es mit ihm unwiderruflich zu Ende ging, rief er seinen Famulus zu sich, gab ihm ein Fläschlein und befahl ihm, den Inhalt desselben unverweilt in die Salzach zu schütten. Der aber, weil er vermeinte, das Fläschchen enthalte jenen Zaubertrank, mit welchem Theophrastus so viele Wundercuren vollbracht und sich so großen Reichthum erworben habe, dachte bei sich: „Ich behalte das Fläschchen für mich! Wäre ich doch ein großer Narr, mir so günstige Gelegenheit, reich und ein berühmter Mann zu werden, entgehen zu lassen.“ Er kehrte also nach einer kurzen Weile wieder zu seinem Herrn zurück und sprach: „Ich habe gethan, wie Ihr befohlen, o Herr!“

„Und was sahst Du“ — fragte Theophrastus — „als Du die Flüssigkeit dem Wasser übergeben?“

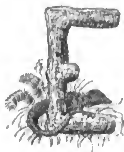
„Nichts!“ meinte der Famulus ganz erstaunt. Kaum jedoch hatte er dieses eine Wort ausgesprochen, als der alte Wunderdoctor zornentbrannt auffuhr: „Nichtswürdiger, also erfüllst Du meine Befehle? Du wolltest mich betrügen, nichtiger Erdenwurm, und vergissest dabei, daß ich Alles erfahre, was ich erkunden will. Rasch vollziehe, was ich Dir befohlen, oder bei Gott! Du sollst die Schwere meines Zornes fühlen.“

Der Famulus, der des Meisters Zorn wohl kannte, suchte so schnell als möglich die Thüre, eilte zur Salzach und that, wie ihm befohlen war.

Als sich nun der Zaubertrank mit dem Wasser der Salzach vermischte, ward dieses plötzlich in helles, lauteres Gold verwandelt. Seit jener Zeit führt die Salzach Goldkörner auf ihrem Grunde.



Doctor Theophrastus und der Haselwurm.



Einst brachte ein Bauer dem berühmten Doctor Theophrastus einen seltsamen Wurm und machte ihm diesen zum Geschenk. Derselbe hatte die Größe eines Wickelkindes und schillerte in allen Farben des Regenbogens. Theophrastus, der sogleich erkannte, daß es ein Haselwurm sei, empfand über dieses Geschenk größere Freude, als wenn ihm ein ganzes Königreich geboten worden wäre. Er befahl seinem Diener, den Wurm sofort auf's Beste zu bereiten, jedoch sich beileibe nicht zu unterfangen, davon zu kosten, wenn ihm sein Leben lieb wäre. Dann schwang er sich auf's Roß, sprengte zur Stadt hinaus und über die Felder, so wie er es allabendlich zu thun gewohnt war.

Der Diener machte sich indeß rasch an die Zubereitung des Wurmes, um seines Herrn Befehl pünktlichst zu erfüllen. Allein, je länger er seiner Arbeit oblag, desto größer wurde sein Verlangen, von dem Wurme zu kosten. Immer heftiger trat die Versuchung an ihn heran, bis er endlich nicht mehr zu widerstehen vermochte und unterlag. Er kostete also. Kaum hatte er aber den Bissen geschluckt, als urplötzlich eine wunderbare Umwandlung mit ihm vorging. Es wurde auf einmal helle in seinem Inneren, und Alles, was er zu wissen verlangte, trat klar vor seine Seele. So dachte er im Augenblicke: „Wo

mag wohl jetzt mein Herr weilen?" — und sofort sah er ihn, — wie das kam, war ihm unerklärlich, — draußen auf einem Felde neben einer Gruppe stattlicher Linden vom Pferde springen und einige schöne Blumen pflücken, die eben am Wege standen.

Als Theophrastus wieder heimkam, trat ihm sein Diener entgegen und meinte, die Blumen gewahrend, geschwätzig wie eine Elster: „O, gnädiger Herr! Diesen Strauß herrlicher Blumen habt ihr gewiß draußen auf dem Felde neben den stattlichen Linden gesammelt?"

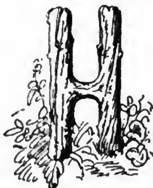
Da der Doctor diese Frage vernommen, wußte er sogleich, was geschehen sei. Purpurröthe des Zornes überflog sein Gesicht und mit donnerähnlicher Stimme fuhr er den Diener an: „Du hast vom Haselwurm gegessen?"

Den also Ertappten überkam entsetzliche Angst und fast versagten seine Füße ihm den Dienst. „Ich sehe wohl," — fuhr der Doctor fort, — „Du bist Dich Deiner Schuld bewußt!" — und seine Wuth erreichte ihren Höhepunkt. Das Schwert, seiner selbst nicht mehr mächtig, aus der Scheide reißend, streckte er mit einem wuchtigen Hiebe den Diener zu Boden. Darauf ging er in die Küche, woselbst der Haselwurm bereits angerichtet seiner harrte, verzehrte ihn und wurde so der allwissende Doctor, dessen Ruhm alsbald keine Grenzen mehr kannte.



Doctor Theophrastus und der Haselwurm.

(Eine Variante.)



Häufig nach heilkräftigen Kräutern suchend, die nur ihm allein bekannt waren, hatte Theophrastus auf einer seiner Wanderungen, die er deshalb oft in das Gebirge unternahm, zu seiner übergroßen Freude einen Haselwurm gefangen. Er brachte ihn nach Hause und hieß seinen Diener, ihm denselben zur Abendmahlzeit zubereiten. Der Diener that es, konnte sich aber des Gelüstes nicht erwehren, davon zu kosten. Kaum hatte er vom Haselwurm gegessen, als in seinem Kopfe plötzlich ein Lichtlein aufging, das ihn vieles, bisher für seinen beschränkten Verstand Verborgenes und Unverständliches schauen und begreifen ließ. Er verstand, was die Vögel mit einander zwitscherten, was die Hunde bellten, die Pferde wieherten und die Katzen miauten, und war darüber nicht wenig erfreut. Wohlweislich verschwieg er diese Wissenschaft seinem Herrn.

Eines Tages machte er jedoch mit diesem einen Gang in das Innthal, der für ihn verhängnißvoll werden sollte. Sie kamen nämlich an einem Baume vorüber, auf welchem zwei Elstern saßen. Die schnatterten gräulich gegen einander, sagten sich gegenseitig die größten Schimpfworte und Grobheiten, und dies Alles um einer Maus willen, die keine von ihnen erwischt hatte. Das kam dem Diener so komisch vor, daß er in lautes Lachen ausbrach.

„Weshalb lachst Du so sehr?“ fragte ihn verwundert Theophrastus.

„Ueber die Elstern!“ — antwortete der Diener, — „sie schimpfen aufeinander wie zwei Doctoren über einen Patienten.“

Da wußte der Doctor genug, zog sein Schwert und hieb seinem Diener den Kopf ab, ehe dieser sich zu wehren vermochte.



Vögel und Blumen reden.

(Eine Variante.)



Der Wunderdoctor Theophrastus ritt einmal mit seinem Diener, der bereits vom Haselwurme gekostet hatte, hinaus vor die Thore der Stadt. Die Elstern schwatzten auf den Bäumen, der Diener lachte über sie. Dem Herrn entging Letzteres wohl nicht, allein er ließ nicht merken, daß ihm das Lachen des Dieners aufgefallen wäre. So ritten sie weiter und kamen an einem Hofe vorüber; eine Bruthenne führte eben ihre Jungen aus, und da sie das Trappen der Pferde vernahm, gluckte sie laut und rief den Jungen zu, sie mögen rasch entfliehen. Da sich aber ihrer Flucht ein Gatter entgegenstellte, so schrie sie in ihrer Herzensangst: „Kinder, wer von Euch nicht darüber fliegen kann, der schliefe durch!“ — Das gefiel Theophrast's Diener ungemein und er lachte herzlich darüber, weit mehr noch als vordem über die Elstern. Auch jetzt that der Doctor nichts dergleichen, als hätte er des Dieners Lachen gehört.

Bald kamen beide Reiter an eine Wiese, auf der es gar lustig und lebendig herging. Als die Blümlein und Kräuter den Doctor erblickten, warfen sie sich gar stolz in die Brust und rühmten jedes seine guten Eigenschaften: der Fieberklee, daß er gut sei gegen das Fieber, der Baldrian seine Macht gegen Krämpfe, die Kamille, daß sie den Kopfschmerz, die Münze das Leib-

schneiden und der Löwenzahn die Brust heile; der Salvei galt als bestes Mittel für die Zähne, der Steinklee als wirksam für den Magen, ebenso das Tausendguldenkraut und der Calmus.

Mit einem Male sprang ein winzig kleines Blümlein von rother Farbe in die Höhe und schrie mit seinem fadendünnen Stimmchen, daß es in die Ohren gellte:

„I bin guat für d' Ruhr,
Für d' roth' und für d' weiß'!“

Das Blümlein, das noch nicht in einen vornehmen Zirkel gekommen war, sprach deshalb seiner alten Gewohnheit nach recht bäuerlich derb, und darüber eben mußte der Diener so überlaut lachen, daß er sich kaum zu halten wußte; denn noch nie war ihm dergleichen vorgekommen. Jetzt hatte aber auch Theophrast's Geduld ein Ende, er wußte, wie viel es geschlagen hatte, und der nächste Augenblick bereits sah den Diener nicht mehr unter den Lebenden.



Theophrast's Schimmel.



Zu Baden im Aargau fand um das Jahr 1514 eine Versammlung der Gesandten der dreizehn Cantone und der zugewandten Orte statt, welche im dortigen Herrengarten bewirthet wurden. Um die nämliche Zeit kam Steucheler, der Stadtpfeifer, in St. Gallen unter das Multerthor auf der Brücke, woselbst er auf den Bänken vornehme Bürger traf, unter ihnen auch den berühmten Theophrastus Parazelsus, der zur selben Zeit bei seinem Freunde, Doctor Bartholomä Schobinger, im Partnerhofe zu Gaste weilte. Der Pfeifer stand bei ihnen stille und meinte endlich: „Jetzt werden sich die Herren Gesandten zu Baden im Herrengarten lustig machen; denn ich habe vernommen, die angeordnete Gastung finde heute statt. Wäre ich jetzt dort, wollte ich mir mit meiner Zwerchpfeife ein gutes Stück Geld erwerben.“ Da sagte Theophrastus zu ihm: „Hast Du wirklich Lust, das Trinkgeld zu verdienen, so gehe nach Hause und zieh Dein bestes Gewand an, nimm Deine Pfeife zu Dir und komme wieder hierher; ich will Dir alsdann ein Pferd geben, auf dem Du in einer halben Stunde in Baden sein sollst.“

„Ich weiß wohl,“ — erwiderte der Pfeifer, — „daß Ihr mehr könnt als andere Leute; d'rum will ich heim und meine Pfeife holen.“

Mit diesen Worten eilte er in seine Behausung, wechselte die Kleider, nahm die Pfeife zu sich und kehrte wieder zu Theophrastus zurück. „Herr Doctor" — sagte er — „jetzt bin ich



geputzt! Wo ist nun der Gaul, auf dem ich binnen jetzt und einer halben Stunde in Baden sein soll?"

„Gehe hinaus zur Schießhütte" — entgegnete ihm der Wunderdoctor — „dort wirst Du einen Schimmel gesattelt angebunden finden. Hüte Dich aber, ein Wort zu reden, bis Du zu Baden absitzest!"

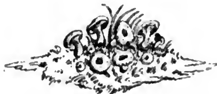
Der Steucheler ging hin, fand den Schimmel wirklich, schwang sich hinauf und sauste im nächsten Augenblicke schon durch die Lüfte, daß ihm Hören und Sehen verging. Nach einer halben Stunde ließ sich das Thier zu Baden an der Schloßhalde zu Boden und verschwand spurlos. Sobald der Pfeifer festen Boden unter seinen Füßen verspürte, ging er allsogleich in den Herrengarten und fing vor den Herren Eidgenossen auf seiner Pfeife meisterlich zu spielen an.

Da ihn der Ehrengesandte von St. Gallen jetzt erblickte, rief dieser: „Ja, Steucheler, bist Du auch da? Welcher Teufel hat Dich denn hierher getragen?"

„Ja, Herr," — entgegnete der Gefragte — „der lebendige Teufel und kein anderer!"

Und nun erzählte er, wie Alles gekommen, schloß aber mit den Worten: „Gott behüte mich und meine arme Seele! Auf dem Schimmel begehre ich mein Lebtag nicht mehr zu reiten!"

Der gelehrte Pfarrer, Bartholomäus Anhorn, ein 86jähriger Greis, erzählte dieses Abenteuer im Jahre 1638 dem Bürgermeister Georg Huber. Er hatte es in seiner Jugend von dem Steucheler selbst erfahren, der damals schon ziemlich alt gewesen war.



Theophrastus in Wien.



uf seinen vielen Kreuz- und Querzügen durch fast halb Europa kam Theophrastus einstmals auch nach Wien. Ermüdet vom Herumschlendern in den Straßen der alten Kaiserstadt, blieb er endlich vor einem Gasthofe in der Rothenthurmstraße stehen. Bei seiner besonderen Vorliebe für abgelegene Schenken gedachte er sich hier eine Herberge zu nehmen. Der Wirth jedoch, der, einen verächtlichen Blick auf den kleinen Reisebündel des Ankömmlings werfend, nicht sonderlich erfreut über den neuen Gast schien, wollte ihn kurz abweisen. Aber Theophrastus, dessen durchdringender Blick sich auch auf die Physiognomie eines Wirthes wohl verstand, sah diesem starr in's Gesicht und sprach: „Den Adern nach, die Deine Schläfe durchziehen, hast Du kaum mehr drei Tage zu leben. Doch mein Elixir vermag Dir noch zu helfen, vorausgesetzt, daß Du mir“ — der Wirth ließ ihn gar nicht aussprechen und im nächsten Augenblicke schon befand sich Theophrastus in einem freundlichen, mit Weißtannen getäfelten Gemache.

Nachdem er dem Wirthe einige Tropfen von seinem Elixir gegeben, schien er sich nicht weiter mehr um ihn zu bekümmern, sondern ging nur seinem Vergnügen nach, das einzig und allein darin bestand, bei alten Quacksalbern und Hexen nach neuen Heilmitteln und Arcanas zu suchen, die Trinkstube lieber als die

Hörsäle zu frequentiren, in welch' letzteren er als Feind der rationellen Physiologie wacker gegen Galens Anhänger mit Schmähungen zu Felde zog und so von Tag zu Tag die Zahl seiner Freunde und Anhänger verminderte. Doch auf dieses achtete er wenig, er zechte und schimpfte trotzdem weidlich fort, obwohl seines Wirthes Mienen auch gerade nicht freundlicher wurden, sondern das Gegentheil; hatte sich dieser durch den Gebrauch des Elixirs doch einen Durchfall zugezogen, der ihn durch einige Wochen an das Bett fesselte.

Als er indeß dasselbe wieder verlassen hatte und seines mißliebigen Gastes Rechnung bereits eine respectable Höhe erreicht hatte, ohne daß dieser Miene machte, zu bezahlen, trat er einmal zu ihm in's Zimmer und forderte kategorisch die endliche Begleichung seiner Forderung.

Theophrastus zog, um seinen erzürnten Gläubiger zu versöhnen, einen messingenen Pfennig hervor und reichte ihn dem Wirthe mit den Worten: „Hier habt Ihr mein ganzes Vermögen, ein anderes Stück Geldes besitze ich leider nicht!"

Da packte den Wirth der Zorn. „Ihr seid ein Unverschämter," — donnerte er und warf ihm den Pfennig vor die Füße — „daß Ihr eine Zeche von einigen Kaisergulden mit einem lumpigen Benedictuspfennig bezahlen wollt, der kaum einige Kreuzer werth ist. Aber, so wahr ich lebe, ich will Euch halten und nicht von mir lassen, bis der messingene Pfennig sich in einen goldenen verwandelt haben wird."

„Das danke ich Euch herzlich," — erwiderte lachend Theophrastus — „und insbesondere für Euere Bereitwilligkeit, mich länger bei Euch zu behalten. Denn so Ihr mich meiner Freiheit beraubt, müßt Ihr doch auch für meinen Lebensunterhalt sorgen. Solltet Ihr einst wünschen, den Pfennig in Gold verwandelt zu sehen," — schloß er lachend — „so lasset es mich nur wissen und augenblicklich soll Euer Wunsch erfüllt werden."

Der Wirth, das Unkluge seines Vorgehens einsehend, griff

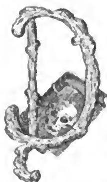
hastig nach dem Pfennig, besah ihn näher und sagte nicht wenig erstaunt: „Ich sehe, daß Ihr ein Tausendkünstler seid; denn soeben bemerke ich, daß der Pfennig in eitel Gold verwandelt wurde.“

„Nun, so behaltet die Goldmünze zur Erinnerung an Theophrastus Parazelsus, der Metall in Gold verwandeln kann!“ — sprach dieser lachend, schnürte sein Bündel und zog wieder weiter.

Der Wirth fast außer sich, bewundert diese Sache,
„Den Pfennig küsse ich,“ — zu Theophrast er sprache:
Von dieser Wunderg'schicht, die in der Welt bekannt,
Dies Haus zum „Küß den Pfennig“ wird genannt.



Theophrastus und der Teufel.



a Theophrastus noch in Innsbruck studirte, ging er häufig hinaus spazieren in des Waldes Einsamkeit. So that er es auch an eines Sonntags Morgen. Kaum im Walde angelangt, hörte er plötzlich seinen Namen nennen, ohne aber Jemanden zu sehen, wiewohl die Stimme aus der nächsten Nähe zu kommen schien.

„Wer ruft da nach mir?“

„Ich!“ — antwortete es. — „Erlöse mich aus dieser Tanne, in welcher ich eingeschlossen bin.“

„Wer ist der Ich?“

„Man nennt mich mit Unrecht den Bösen“ — entgegnete die Stimme — „wie Du Dich überzeugen kannst, wenn Du mich befreiest.“

„Wie kann ich das?“

„Schau nur rechts an der alten Tanne hinauf, so wirst Du ein rundes Zäpflein mit drei Kreuzen gewahren, hinter welches mich ein Geisterbanner eingezwängt hat. Ich kann es von innen nicht herausstoßen.“

„Was soll mein Lohn sein, wenn ich Dich befreie?“

„Was verlangst Du?“

„Für's Erste eine Arznei, mit der ich jede Krankheit zu heilen vermag; für's Zweite eine Tinctur, mit der ich Alles in Gold zu verwandeln im Stande bin, was immer ich will.“

„Beides sollst Du haben!“

„Wer steht mir aber dafür, daß Du Wort hältst?“

„Ich, so wahr ich der Teufel bin!“

„Gut denn! Ich will Dich befreien, wenn ich das Zäpflein herausziehen kann.“

Darauf nahm Theophrastus ein Taschenmesser, lockerte damit das Zäpflein und zog es endlich nach langem Bemühen heraus. Dann trat er zurück und harrte nun, die Augen fest auf die Oeffnung gerichtet, was sich jetzt ereignen würde. Da kroch langsam eine schwarze Spinne hervor, die sich am Stamme hinab auf das Moos ließ. Kaum hatte sie jedoch den Boden berührt, so war sie verschwunden und vor Theophrastes stand, aus der Erde emporgestiegen, ein hagerer Mann mit grinsender Teufelsfratze, dessen rother Mantel die Hahnenfüße nur schlecht verbarg.

„Komm mit mir!“ rief der Teufel mit Katzenfreundlichkeit dem Theophrastus zu, brach sich eine Haselruthe, schlug damit an den nächsten Felsen, der über die Tannen hervorragte, und sprach: „Warte hier, gleich bin ich wieder da!“ Unter den Schlägen der Haselruthe hatte sich das Gestein gespalten und im nächsten Augenblicke war der Teufel in der Kluft verschwunden. Nach wenigen Minuten schon trat er wieder hervor, in jeder Hand ein Fläschchen haltend. Diese reichte er seinem Befreier mit den Worten: „Das gelbe da ist die Goldtinctur, das weiße die Arznei.“ Dann fügte er die Frage hinzu: „Gehst Du mit nach Innsbruck? Ich muß mir dort den Geisterbanner holen, der gewiß nicht denkt, daß ich so rasch losgekommen bin.“

Dem Doctor aber that es um den Geisterbanner leid und er dachte nach, wie er ihn denn retten könnte. Warnen konnte er ihn nicht, denn er wußte nicht, wie er heiße und wo er wohne;

dann wäre ja auch der Teufel viel flinker, als er gewesen. Da kam ihm ein guter Gedanke; er wollte den Teufel bei seiner Eitelkeit packen. Als sie nun Beide wieder zur Tanne zurück kamen, in welcher der Teufel früher gesteckt, hub Theophrastus an: „Der Geisterbanner muß aber ein gar mächtiger Mann sein, da er im Stande war, den Teufel selbst in ein so kleines Löchlein hineinzuzwängen. Aus freien Stücken wäret Ihr wohl nimmer im Stande gewesen, Euch zu einer so kleinen Spinne zusammenzuziehen?"

„Mein Lieber, Du irrst! Dem Teufel ist gar viel möglich, wovon Ihr Menschen keinen Begriff habt. Was gilt's, ich verwandle mich aus freien Stücken, vor Deinen Augen sofort wieder in eine Spinne und krieche wieder in das Löchlein hinein."

„Ja, wenn das wäre, dann gäbe ich gleich meine beiden Fläschchen wieder her, denn solch' ein für mich unbegreifliches Kunststück zu sehen, wäre mir kein Opfer zu groß."

„So sieh zu und staune!" — rief der Teufel, verschwand, ward wieder zur Spinne und krabbelte den Stamm der Tanne hinauf in das Löchlein. Kaum war er jedoch drinnen, als Theophrastus rasch das Zäpflein wieder hineinsteckte und es mit aller Gewalt hineintrieb; sodann machte er drei neue Kreuzeszeichen darüber und verließ eiligen Schrittes den Wald. Draußen auf der sonnigen, blumenübersäten Wiese angekommen, sprach er: „Jetzt möchte ich aber doch sehen, ob mich der Teufel nicht betrogen hat!" Er öffnete das gelbe Fläschchen und ließ daraus ein Tröpfchen fallen, und siehe da: es ward immer schwerer in seiner Hand, pures Gold. Freudig erstaunt hierüber, machte er das Fläschchen eilig wieder zu und dachte bei sich: „Das Eine ist gut, das Andere will ich jetzt auch probiren, und zwar an dem armen Gemsenjäger, der in jener Hütte dort todtkrank darniederliegt." Einige Tropfen reichten hin, den Kranken gesund zu machen. Da war Theophrastus über die Maßen erfreut über den Erfolg seiner Klugheit.

Der Teufel aber rief vergeblich nach Freiheit; er steckt vermuthlich heute noch in der Tanne, ohne Hoffnung, jemals loszukommen; denn der Wald darf der Schneelawinen wegen nie abgeholzt werden. Theophrastus Paracelsus aber wurde der berühmteste Arzt seines Jahrhunderts.



Doctor Aphrasterus (Theophrastus).

(Eine Variante.)



Dieser ging einst in einen Wald. Da hörte er unter einem Baume ein sonderbares Stöhnen und Wimmern. Er forschte nach der Ursache, jedoch vergeblich. Endlich schien es ihm, als ob die Klagelaute aus der Erde kämen. Und da er mit seinem Stocke ein wenig den Boden durchwühlte, stieß er auf eine Flasche, aus welcher ihm das Stöhnen entgegenklang. Neugierig öffnete er dieselbe; da zog ein weißer Rauch heraus, der immer dichter und dichter wurde. Als er endlich ganz heraus war, stand plötzlich ein wild aussehender riesiger Kerl vor ihm, der mit einer wahren Donnerstimme rief: „Jetzt bist Du mein!"

Doctor Aphrasterus ließ sich jedoch nicht so rasch einschüchtern, sondern meinte: „Ja wohl, ich bin Dein, allein nur dann, wenn Du mich die Zauberkunst lehren willst."

„Da hast Du sie!" rief der Kerl und und warf ihm zwei Zauberbücher vor die Füße.

„Du bist wahrlich ein sonderbarer Kauz!" — meinte nun der Doctor. „Ich möchte nur wissen, wie Du in die Flasche kommen konntest."

„Hast ja gesehen, wie ich herausgekommen bin."

„Ah! das warst Du nicht, das war nur Dampf und Rauch!" sagte der Doctor schlau berechnend.

„Nun, ich will Dir's noch einmal vormachen, damit Du Dich selber überzeugst, daß ich es wirklich war" — meinte der unheimliche Riese und wurde wieder zum Rauche, der rasch in die Flasche schlüpfte. Da war aber der Doctor flink mit dem Stöpsel bei der Hand, trieb ihn fest in die Flasche und vergrub sie nun, so tief er allein sie nur vergraben konnte, mochte der Böse darin jammern und schreien, so viel er wollte. Dann packte er seine Zauberbücher und eilte nach Hause. Bald verstand er die Kunst des Goldmachens, das Verwandeln und viele andere Dinge. So großes Wissen brachte ihm großen Ruhm und Reichthum über alle Maßen. Was ihm jedoch ganz besonders lieb, war die Kunst, sich gegen jedes Gift sichern und dadurch am Leben erhalten zu können. „Es giebt nur ein Gift, das mich zu tödten vermag, das ist das Magnetgift!" sagte er oft zu sich.

So hatte er lange gelebt, da kam eines Tages ein anderer berühmter Zauberer in die Stadt, mit welchem Aphrasterus in Streit gerieth. Der Fremde suchte den Letzteren auf jede mögliche Weise zu vergiften. Allein der aß und trank all' das Gift, als wäre es eben der beste Lebkuchen, der beste Wein. Endlich, da gar nichts angreifen wollte, verfiel der Zauberer auf das Magnetgift und brachte es seinem Rivalen unbemerkt bei. Alsbald stellten sich jedoch dessen Wirkungen ein und Aphrasterus wußte, daß bald sein letztes Stündlein geschlagen haben werde. Er wollte nicht ungerächt sterben, nahm eine Pistole, lud eine Kugel hinein und feuerte sie durch das Fenster ab. Dann rief er seinem Diener und sprach: „Laufe schnell an das andere Ende der Stadt, da wohnt der Zauberer, und frage, wie es ihm geht?" Der Diener vollzog flink des Herrn Befehl und brachte die Kunde zurück, daß der Zauberer durch eine Kugel getödtet worden sei, man wisse aber nicht, wer es vollbracht habe.

„Ich will es Dir sagen, ich habe es gethan!" — sprach Aphrasterus und gab alsdann dem Diener den Befehl, alle seine Zaubertincturen in den Rhein zu werfen, denn er fühle sich dem Ende nahe. Der Diener nahm nun wohl alle die Tincturen

und trug sie zum Rhein; hinein warf er sie aber nicht, sondern steckte sie in der Absicht zu sich, nach seines Herrn Tod selbst Wunderdoctor zu werden. Als er wieder hereinkam, fragte ihn sein Herr: „Hast Du sie in's Wasser geworfen?"

„Ja!" — antwortete er.

„Was hast Du denn an dem Wasser bemerkt?"

„Nichts!" — meinte einfältig der Diener. Da gerieth Aphrasterus in hellen Zorn. „Willst Du wohl ungesäumt die Gläser in den Rhein werfen? oder bei Gott, ich erschieße Dich wie jenen Zauberer." Das wirkte. Der Diener lief nochmals zum Strome, so schnell er nur laufen konnte, und warf alle Tincturen, Mixturen u. s. w. in den Rhein, der gleich darauf anfing, unruhig zu werden und gewaltige Wellen schlug. Als er dies seinem Herrn mittheilte, lobte dieser ihn und beschenkte ihn so reich, daß er während seines ganzen Lebens nicht Noth litt. Zwei Stunden darauf hatte Aphrasterus zu leben aufgehört.



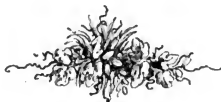
Wie Doctor Theophrastus den Teufel plagte.



Theophrastus hatte auch über den Teufel große Gewalt und hielt ihn stets in Athem. Er quälte Herrn Lucifer auf mancherlei Art. So mußte ihm dieser einmal kleine, dünne, grüne Fichtenstämme derart in der Mitte abbrechen, daß sie sich nicht bogen, sondern abspringen mußten wie dürres Holz. Daß diese Arbeit nicht leicht war, läßt sich begreifen, und sie machte den Teufel auch gehörig schwitzen.

Ein anderes Mal befahl ihm Theophrastus, über den Inn eine Brücke zu bauen, und zwar so schnell, daß der Doctor im Trabe über die im Entstehen begriffene Brücke reiten konnte; gleichzeitig mußte er sie aber auch hinter ihm wieder abbrechen, auf daß kein Zweiter sich ihrer bedienen konnte.

Zu einer anderen Zeit mußte der Teufel dem Theophrastus durch einen Felsen einen Tunnel graben; und das hatte so rasch zu geschehen, daß der Doctor sich schon drei Minuten nach Beginn der Arbeit daran machen konnte, im Galopp durch denselben zu reiten. Trotz alledem vermochte ihm der Teufel nichts anzuhaben. Wieso er solche Macht über den Bösen errungen, verschweigt die Sage.



Theophrast's Tod.

ine Reihe von Sagen berichtet uns über den Tod des berühmten Wunderdoctors. Wir führen dieselben nachfolgend an.

Als Theophrastus Parazelsus gewahr wurde, daß er von seinem eigenen Apotheker Gift empfangen hatte und rettungslos verloren sei, da es zu spät war, die tödtliche Wirkung desselben zu hintertreiben, wollte er wenigstens nicht ungerächt aus der Welt scheiden. Er malte sich also das Bild des Apothekers an eine Wand seines Zimmers, nahm eine Pistole, richtete deren Lauf genau auf das Conterfei und drückte los. Zur selben Minute stürzte auch der Apotheker todt zusammen. So rächte sich Parazelsus sterbend noch an seinem Mörder.

* * *

Eine andere Sage berichtet: Da Theophrastus fühlte, daß all' seine Kunst nicht im Stande sei, wider den Tod siegreich anzukämpfen, rief er seinen Diener, gab ihm ein Schächtelchen voll Pulver und sprach: „Sobald mein Leib kalt geworden, zerhackst Du ihn, so klein Du kannst, bestreust den Brei mit diesem Pulver, giebst Alles sodann in ein Gefäß und verschließest dasselbe sorgfältig. Ganz besonders lasse Dir aber das an's Herz gelegt sein: Oeffne das Gefäß ja nicht vor Ablauf von neun Monaten." Der Diener versprach zu thun, wie ihm

befohlen und Theophrastus starb beruhigt. Getreulich vollführte nunmehr der Diener, was ihm aufgetragen war, und bewahrte sorgfältig das Gefäß. Allein die Neugierde lockte ihn unwiderstehlich, und ohne die neun Monate abzuwarten, öffnete er schon nach sieben Monaten das Gefäß. Da zappelte in demselben ein kleines Kind, das aber in Folge Zutrittes der Luft sofort starb. Hätte der Einfaltspinsel es über sich gebracht, die vollen neun Monate abzuwarten, wäre Theophrastus sicherlich wieder jung und frisch in's Leben gekommen.

* * *

Parazelsus — so erzählt eine andere Sage — war einstmals mit anderen seiner Collegen zu einem Gastmahle geladen worden; daselbst waren aber auch seine Widersacher und Neider erschienen, diese hatten seinen Tod beschlossen. Als der gelahrte Doctor den Heimweg antrat, ward er von Dienern der anderen Doctoren und gedungenen Mordgesellen ergriffen und von einer Berghöhe* in eine Schlucht gestürzt, so daß er sich das Genick brach. Auf andere Weise war ihm ja nicht beizukommen gewesen; so mußte er denn eines gewaltsamen und erbärmlichen Todes sterben.

* * *

Eine weitere Variante sagt: Des Doctors Theophrastus Geschicklichkeit war so groß, daß man in allen Landen Europas keinen Zweiten finden konnte, der ihm an Wissen gleichkam. Leute, die von anderen Aerzten schon längst als unheilbar aufgegeben waren und die schon ganze Apotheken fast verschluckt hatten, machte er wieder kerngesund. Freilich waren die anderen Aerzte nicht, wie er, im Besitze eines Haselwurmes. Dieser Talisman ließ ihn selbst die Sprache der Kräuter verstehen, die ihm mittheilten, gegen welche Uebel und Krankheiten sie helfen würden. Wie es im menschlichen Leben immer ist, daß der

* Als solche wird von einer Seite der Mönchsberg bezeichnet.

Erfolg des Einen den Neid des Anderen wachruft, so war es auch hier. Die übrigen Doctoren in Innsbruck* wurden grün und gelb vor Aerger, wenn sie den Namen Parazelsus loben und preisen hörten, und da sie bald gar nichts mehr, Theophrastus aber alle Hände voll zu thun hatte, so faßten sie endlich den fürchterlichen Entschluß, ihren Rivalen aus der Welt zu schaffen. Wirklich gelang es ihnen auch, demselben Gift beizubringen. Da Theophrastus dieses in seinem Körper verspürte, schloß er sich ein und befahl seinem Diener auf das strengste, vor Ablauf von fünf Tagen die Thüren seines Gemaches ja nicht zu öffnen. Da er allein war, nahm er eine Kreuzspinne** und beförderte sie in seinen Magen, damit sie ihm aus demselben das Gift wieder heraufhole.

Inzwischen plagte den Diener gewaltige Neugierde; denn gar zu gerne wollte er wissen, was sein Herr so ganz allein in seiner Stube triebe. Da er schon öfter seines Herrn Gebot nicht sonderlich beachtet hatte, nahm er es auch diesmal nicht so genau und öffnete, statt am fünften schon am vierten Tag die Thüre. Durch dieses Geräusch erschreckt, ließ die Spinne, welche das Gift wirklich schon bis fast in den Mund gebracht hatte, dasselbe wieder fallen. Nunmehr wußte Parazelsus, daß sein Schicksal endgiltig besiegelt war und er sterben mußte. Er übergab daher seinem Diener ein Büchslein mit der Weisung, es sogleich in den Inn zu befördern und fleißig Acht zu haben, was im Wasser alsdann vorgehen würde. Wäre dieser etwas gescheidter gewesen, so hätte er, ohne nochmals zu seinem Herrn, dessen Sterbestunde ja ohnedies geschlagen, zurückzukehren, das Büchslein für sich behalten und dadurch für immer sein Glück gemacht. Statt dessen ging er hinaus zur Innbrücke und warf

* Wo ihn die Sage gleichfalls leben und sterben läßt.

** Nach einer anderen Sage wäre es seiner eigenen Geschicklichkeit beinahe gelungen, „das Gift sammt dem anhängenden Magenschleim in einem grünen, glasartigen Klumpen durch den Schlund langsam heraufzuziehen“, wenn er nicht unglücklicher Weise durch seinen Diener gestört worden wäre.

das Büchslein in die Fluthen. An der Stelle, wo es hinein fiel, färbte sich das Wasser sofort goldgelb. Als er dies seinem Herrn meldete, sagte dieser: „Ich sehe, Du hast meinen Auftrag vollzogen. Die Goldtinctur ist nun im Wasser, und es ist recht so! Weil ich durch die Mißgunst der Aerzte und Deinen dummen Ungehorsam aus der Welt scheiden muß, soll Niemand mehr davon etwas haben."

Wenige Tage darauf starb er. Seinem Sarge folgten aus Innsbruck und Umgebung Alle, denen er das Leben gerettet hatte. Und das war eine ungeheuere Anzahl.

* * *

Eine weitere Sage berichtet: Des Doctors Theophrastus Wirken hatte in Salzburg viele Neider gefunden. Gar oft trachtete man ihm nach dem Leben, immer aber vergeblich. Da faßten seine Feinde den Entschluß, ihn mittelst Gift in ein besseres Jenseits zu befördern: es gelang ihnen auch wirklich, dem Theophrastus Diamantenkörner beizubringen. Wie er dieselben in seinem Körper wirken fühlte, hieß er seinen Diener fortgehen und sich vor Sonnenuntergang nicht blicken lassen. Dann fing er zwei Spinnen und ließ sie in seinen Magen hinab, damit sie ihm die Diamantenkörner heraufzögen. Schon hatten die beiden Thierchen diese beinahe bis in den Mund gebracht und die nächste Minute wäre Theophrastus gerettet gewesen, da öffnete der Diener* die Thüre, das Geräusch erschreckte die Spinnen, sie ließen die Körner wieder in den Magen hinabfallen und Theophrastus war nunmehr unrettbar dem Tode verfallen.

* Eine andere Sage berichtet von dieser abweichend, daß der Diener den Doctor ganz abgemagert und mit offnem Munde auf dem Bette liegen gesehen habe; über ihm aber schwebte ein seltsamer Vogel, der mit seinem Schnabel die Operation des Heraufziehens der Giftblase nahezu beendet hatte, als er durch den Diener gestört wurde.

* * *

Eine letzte Sage endlich erzählt, daß Theophrastus Parazelsus von Hohenheim nicht viel über ein Jahr in Salzburg lebte. Er fiel einer Verschwörung, welche die übrigen Aerzte gegen ihn angezettelt hatten, zum Opfer. Bei einem Gelage im Wirthshause zur rostigen Pechpfanne im Kai wurde er nämlich während einer fingirten Rauferei über zwei Stiegen herabgeworfen, erhielt einen Schlag auf den Schädel und noch andere Wunden, denen er bald darauf auch erlag.





Natur-Sagen.

Die Drachenwand.

(Thalgau.)



Die Drachenwand im ehemaligen Pfleggerichte Thalgau hat ihren Namen von einem grimmen Drachen, der daselbst gehaust und die Gegend weit und breit unsicher gemacht haben soll. Endlich fand sich ein Ritter, der das kühne Wagniß unternahm, das Ungeheuer zu erlegen und seinem schrecklichen Wüthen ein Ende zu machen. Er erbaute sich zu diesem Zwecke einen eigenen Wartthurm, von dem aus er lange Zeit die Felswand beobachtete. Seine Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt; aber endlich gelang es ihm doch, den Schlupfwinkel des Drachen zu erspähen, und nachdem er Zeit und Gelegenheit seinem Unternehmen günstig gefunden hatte, denselben zu tödten. Daher soll auch die Burg Wartenfels ihren Namen führen.



Drachen um Salzburg.



n dem großen Moose, das sich zwischen dem Mönchsberge und dem Untersberge ausdehnt, wüthete vor undenklichen Zeiten ein Drache, dem Menschen und Thiere, welche ihm in die Nähe kamen, zum Opfer fielen. Diese Gegend war deshalb so gefürchtet, daß man am Mönchsberg eine kleine Warte (den Wartelstein) erbaute, um von dieser aus das Moos zu überwachen; drüben, in der Nähe von Weingarten, errichtete man ein Blockhaus, um zur Nachtzeit die Straße zwischen Mülln und Nonnthal abzusperren. Als man endlich zu Ehren des hl. Georg, des Drachentödters, an zwei entgegengesetzten Enden des Mooses Gotteshäuser errichtete, hörten die Schrecknisse allmälig wieder auf, der Drache verschwand spurlos. Ein gleiches Ungethüm soll auch im Schallmoos sein Unwesen getrieben haben und von daher rührt der Name „Guck in's Thal“ (Guggenthal).



Die Eulenmutter.



Im Pinzgau liegt der wunderschöne Markt Zell am See. Auf der Straße, welche nach diesem Orte führt, bemerkt man zwei nebeneinander stehende Steinblöcke, von welchen die dortigen Bewohner Folgendes erzählen: Einst lebte in dem vorgenannten Markte ein Bauer mit seiner Frau und zwei Kindern. Er war sehr reich und in der ganzen Umgebung wegen seiner strengen Rechtlichkeit hoch geachtet und geschätzt. Da erkrankte er eines Tages schwer und starb. Seine Frau übernahm nunmehr die Führung der Wirthschaft, kam aber durch ihre beispiellose Verschwendung in solche Ueberschuldung, daß sie Haus und Hof verkaufen mußte. Schließlich kam es sogar so weit, daß sie sammt den Kindern kein Obdach mehr hatte und von der Güte fremder Leute leben mußte. Die Kinder schickte sie täglich auf den Bettel aus und was die Kleinen auf diese Weise heimbrachten, ward sogleich wieder verpraßt. Doch nicht genug an dem, so peinigte die grausame Mutter die armen Kinder noch auf jede Art und Weise; wenn sie nicht Tag für Tag gleich viel Geld nach Hause brachten, wurden sie mit den empörendsten Schmähungen überhäuft und erhielten nichts zu essen. Eines Tages kamen sie auch wieder mit weniger Geld als am Vortage nach Hause und wurden dafür, wie gewöhnlich, zum hungern verurtheilt. Als sie endlich doch um etwas baten, um ihren Hunger zu stillen, da stieß die unnatürliche Mutter

die gottlosen Worte aus: „Ich wollte, Ihr wäret von Stein, dann wäre ich Euer doch ledig.“ Kaum war aber diese unbedachte Aeußerung über ihre Lippen gekommen, als sich der Himmel momentan mit dichten schwarzen Wolken bedeckte und ein fürchterliches Ungewitter ausbrach. Schwere Donnerschläge

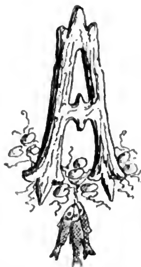


machten die Erde erzittern und grelle Blitze verwandelten die ganze Gegend in ein förmliches Feuermeer. Als endlich des Gewitters Kraft gebrochen war, erblickte man an Stelle der beiden Kinder zwei Steine, die in ihrer Gestaltung diesen ähnlich sahen. Als die grausame Mutter ihren Wunsch auf so entsetzliche Weise erfüllt sah, da erwachte mit Allgewalt die Mutter-

liebe in ihrer Brust; leider zu spät. Denn all' ihr Jammern, Weinen und Wehklagen blieb vergeblich. Sie verschwand aus dem Dorfe. Einige Tage nach dem traurigen Ereignisse erblickten Wanderer eine Eule, welche ohne Unterbrechung die beiden Steine umkreiste und ihr eintöniges, unheimliches Geschrei hören ließ. Diese Eule ist die unglückliche Mutter der beiden Kinder, welche verdammt ist, bei Tage als Eule zu leben, bei Nacht aber in ihrer wahren Gestalt ruhelos umher zu wandeln. In gar manchen Nächten schon wurde sie bei den Steinen gesehen und ihr Klagen und Weinen gehört.



Die Pfrillen.



m äußeren Ende des Krummbaches bei der Gerlos an der Grenze von Salzburg liegen drei kleine Bergseen, deren einer nach Millionen eine Art kleiner Fischchen enthält, die das Volk „Pfrillen“ nennt. Wiewohl dies eigentlich eine recht beliebte Fischgattung ist, so ißt dennoch im ganzen Thale kein Mensch davon, weil sie der Sage nach von einem „Venediger Mandl“ hierher verpflanzt wurden und jenem, der davon genießt, unfehlbar die Abzehrung in den Leib bringen.

Das kommt aber daher:

Vor alten Zeiten wollte ein dortiger Bauer, dessen verderbtes Gemüth allem Guten abhold war und der nur einen Gott kannte, den er anbetete, den Götzen Mammon, alle seine Nachbarn in den Tod bringen, um alleiniger Besitzer des ganzen Thales zu sein. Er verschaffte sich daher von einem Venediger todtbringendes Gift, das er nach und nach allen Thalbewohnern beibringen wollte.

Sein böses Beginnen rächte sich aber ganz entsetzlich und trug ihm schlechten Lohn ein. Denn er liegt nun als Ver-

dammter auf dem tiefsten Grunde des Sees. Die Pfrillen fressen fort und fort an ihm, weil sie außerdem keine Nahrung bekommen. Was sie ihm aber abgefressen, das wächst wieder nach.

So lange nun der Glaube an diese Sage im Volke festwurzelt, ist es wohl nicht zu verdenken, wenn es keinen Menschen gelüstet, von den Pfrillen zu genießen.



Salzburg ein See.



as ganze Salzburger Gebiet soll in uralten Zeiten ein großer See gewesen sein, als dessen letztes Ueberbleibsel der Zellersee bezeichnet wird. Damals bestand auch zwischen Eschenau und Embach eine große Ueberfahrt. Noch heute sieht man im Paß Lueg eine Höhle, bis zu deren Höhe der Wasserspiegel reichte, ehe er seinen Abfluß durch die „Oefen" fand. In diesen stauten sich die Wasser, wie etwa die Holzscheiter vor einer Trift im Rechen. Die vielen Tausende von kleinen Thierchen aber, die beim Abfluß in die Felsspalten gezwängt wurden, versteinerten daselbst.



Der See unter der Domkirche.



ie Domkirche zu Salzburg steht auf ungeheueren Gewölben, Mauern und Pfeilern, die tief in die Erde hinabreichen. Da unten liegt auch ein See, den die Sonne noch nie beschienen und der nur bewegt wird, wenn ein Erdbeben ihn erschüttert. Stadt und Domkirche können daher auch nie durch ein Erdbeben zu Grunde gehen, weil sich dessen Gewalt allemal im Wasser bricht.



Das Wunderkraut.

(Pinzgau.)



Auf dem Hundsstein, der zwischen Alm, Zell am See und Taxenbach sich erhebt, wächst auf jenen herrlichen Alpenmatten, welche von dem Gipfel bis herab zur halben Höhe des Berges sich ausdehnen, jenes Wunderkraut, das die geheime Kraft in sich birgt, Eisen in pures Gold zu verwandeln. Auch andere Blümlein und Kräuter, welche Zauberkräfte in sich bergen, gedeihen daselbst in Menge. Allein sie sind gar gut verborgen und werden nur durch Zufall entdeckt. Niemand aber kennt ihren Namen und auch nicht ihre Gestalt, da sie dieselbe alljährlich ändern. Viele haben sich bemüht, sie aufzufinden, aber nur äußerst Wenigen war dies Glück beschieden.



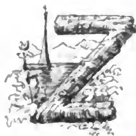
Die versunkene Stadt Gumping.



Südöstlich an der Pinzgauer Straße, inmitten des freundlichen und stillen Loferer Thales, liegt das Dörflein Gumping. Im Rücken desselben dehnt sich gegen Süden das sogenannte wilde Moos aus, in welchem nach einer alten Sage eine Stadt Gumping begraben liegen soll. Der Grund zu dieser Annahme mag wohl der sein, daß laut eines Actes im Pflegegerichtsarchive von Lofer am 22. April 1694 der bürgerliche Hufschmied Lorenz Weigl in seinem Moorgrunde ein drei und ein halbes Pfund schweres heidnisches Bildniß von Erz aufgefunden hat, das damals sofort in das hochfürstliche Cabinet von Salzburg überbracht und für einen römischen Fund erklärt wurde. Außerdem wurden in den Moorgründen bei Gumping nach der Versicherung alter Männer öfters eiserne Küchengeräthe aus ältester Zeit aufgefunden.



Versunkene Stadt im Mandlleitfilze.



wischen dem Ebnerwirth und dem Schartlhof gab's bis vor kurzer Zeit noch eine Sumpfgegend, mit wildem Gestrüppe überwachsen, Mandlleitfilz genannt. An deren Stelle soll vor langer, langer Zeit eine Stadt gestanden sein, welche zum Theile versunken, zum Theile vom Schartlhofgraben verschüttet worden sein soll; noch vor einigen hundert Jahren habe nach mündlichen Ueberlieferungen der Kirchthurm herausgeschaut. Jetzt merkt man davon aber gar nichts mehr.*

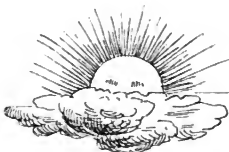
* Dasselbe oder Aehnliches erzählt man auch von der Gegend, wo jetzt Altenmarkt steht, und vom Hochfilzen im Filzmoos.



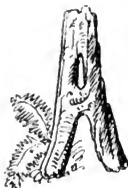
Die versunkene Stadt im Mattsee.



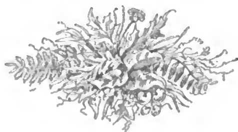
Zwischen Niedertrum und Mattsee, in dem eigentlichen Mattsee, liegt eine Stelle, von welcher aus die Fischer bei hellem, klarem Wetter und windstiller Fluth in der Tiefe des Sees deutlich eine versunkene Stadt erblicken. Wie sie sagen, sähen sie auch Thürme, Gassen und Häuser. Diese Stadt soll aus der Heidenzeit stammen, dies lasse sich mit aller Gewißheit behaupten; über den Namen, Bewohner und Schicksal derselben vermöge aber kein Mensch Näheres anzugeben.



Die versunkene Stadt Juvavia.

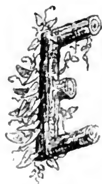


uf dem weiten Torfmoore, das sich am Untersberg hinzieht, stand einst, wie die Sage erzählt, die alte römische Stadt Juvavia, zu Deutsch: die Helfenburg; sie dehnte sich über das heutige Mülln, Liefering, Wals, Gols und den Nonnberg aus und war reich an prächtigen Gebäuden und herrlichen Mosaikböden. Der Nonnberg war das castrum superius, der Ofenlochberg das castrum inferius, am Bürgelstein war der Verbrennungsplatz der Römer und am Imberge endlich ein heiliger Hain. Diese schöne und mächtige Stadt mit all' ihren Tempeln und Götterbildsäulen versank in die bodenlose Tiefe des Torfmoores, auf dem die heutige Ortschaft „Moos“ steht.



Der Zeller-See.

(Pinzgau.)



Einer Sage nach heißt der Zeller-See auch Jungfernsee und hat den letzteren Namen daher, weil in demselben einst zwei Jungfrauen ihren Tod fanden.

An der Stelle nämlich, wo heute der See liegt, stand ein schönes, stattliches Schloß und eine Kirche, Beides Eigenthum zweier Schwestern von ganz und gar verschiedener Gemüthsart. So gut die Eine, so böse war die Andere, und die Letztere verübte so viel Schlimmes, daß es die Erstere gar nicht gut machen konnte. Da träumte der Ersten, ein Engel fordere sie auf, das Schloß zu verlassen. Allein sie schenkte dem Traume keinen Glauben und dann haftete ihr Sinn auch an Habe und Heimat; so blieb sie denn.

Es kam aber Gottes Strafgericht um der Sünden der bösen Schwester willen, deren Maß voll war, über Schloß und Fluren. Ein schreckliches Gewitter erhob sich, das Schloß mit den Schwestern versank, und seitdem ist der Zeller-See* das Grab der beiden Jungfrauen.

* Gleichwie der „Tauern“ alljährlich ein Menschenleben fordern soll, verlangt auch der Wassergeist, der im Zeller-See haust, jedes Jahr sein Opfer.



Der Jungfernsee.

(Eine Variante.)



In der Nähe des Dörfchens Zell am Moos liegt der schöne Zeller= oder Jungfernsee. An seiner Stelle stand vor vielen hundert Jahren ein stattliches Schloß mit vielen Erkern und Thürmchen und dabei eine Kirche mit schlankem Thurme. Zwei Schwestern, die eine sehend, die andere blind, nannten Beides ihr Eigen. Als sie nach des Vaters Tod das ererbte Geld theilen wollten, kam es zwischen Beiden zum Streite, die Blinde glaubte sich nämlich von der Sehenden betrogen. Diese schwur aber, Feuer und Schwefel möge herab fallen und sie verbrennen, wenn sie falsch getheilt habe. Das Maß war indeß wirklich falsch, die blinde Schwester in der That übervortheilt.

Andere sagen: Während die eine Schwester über die Maßen gut und gottesfürchtig, war die andere ebenso schlecht als gottlos. Sie schwelgte und praßte, lebte in Saus und Braus und quälte die Armen bis auf's Blut. Das konnte die gute Schwester nicht länger vertragen; erst ließ sie es an Bitten, Warnungen und Vorstellungen nicht fehlen, da sie aber dafür nur Spott und Hohn erntete, so schrie sie in ihrer Entrüstung zum Himmel auf um Rache, er möge das Schloß wie Sodoma und Gomorrha verbrennen. Doch nicht Feuer und Schwefel fiel vom Himmel, sondern ein fürchterlicher Wolkenbruch entlud sich und unter=

irdische Gewässer suchten sich tosend einen Ausweg, an die Oberfläche zu gelangen. Das Schloß sank, die Wasser stiegen mehr und mehr und bald war nichts mehr zu sehen von den herrlichen Fluren, welche hier früher die Erde geschmückt hatten. So entstand der Jungfernsee.

Der Wirth Klaushofer aber, welcher das Uferrecht zum Ueberführen der Fremden, sowie das Fischereirecht im See hatte, versicherte oft, von seinem Vorfahren Leopold Lethner gehört zu haben, daß er beim Fischen, wenn der See ruhig und klar war, am Grunde desselben, nächst dem Wildeneckergute, einen Kirchthurm und ein herrliches Schloß gesehen habe.



Der Tappenkar-See.

(Kleinarl.)



ie den meisten Alpenseen, sagt man auch dem Tappenkar-See nach, daß seine Tiefe nicht ergründbar sei. „Ergründest du mich, so schlünd' ich dich!" hat es einmal aus der Tiefe des Sees herauf einem Schiffer zugerufen, der aus lauter Wißbegierde sich daran gemacht hatte, mit Schnure und Senkblei den Grund des Sees zu erreichen. Gelungen ist ihm das nicht, denn er gab aus Furcht sein Beginnen früher auf, ehe er ein Resultat erzielt hatte.



Ahasverus.



hasverus, der zu ewiger, ruheloser Wanderung verdammte Jude, war auch dreimal über die Alpen (Tauerngebiet) gezogen. Da er sie das erste Mal durchwanderte, hatte er üppig grünende Weinberge gefunden; als er das zweite Mal kam, waren an deren Stelle mächtige Tannenwälder getreten, und als er endlich zum dritten Male seine Schritte hierher lenkte, trat sein Fuß auf Schnee und Eis.



Die verwunschene Alm.

(Flachgau.)



ie Alpe, welche zwischen dem hohen Göll und dem Roßfelde liegt und heute öde und kahl ist, schmückten einst üppige Wiesen und dichte Wälder, deren frisches Grün Auge und Herz erquickte.

Die Senner, welche hier wohnten, heimsten in Hülle und Fülle die Segnungen des Bodens ein und wurden überreich dabei. Reichthum verleitet indeß nicht selten zu frevlem Uebermuth. So war's schließlich auch hier. Der eine von den Sennern, welcher gewöhnlich der „lange Sepp" genannt wurde, badete sich am Ende nur mehr in reiner Milch. So machte er es auch trotz aller Warnungen seiner Nachbarn am heiligen Christabende; er sollte zum letzten Male solchen Frevel getrieben haben. Denn mit der zwölften Nachtstunde umwölkte sich plötzlich der Himmel, und unter entsetzlichem Sturmgebrause erhob sich ein Schneegestöber, das erst endete, als von den Sennhütten und anmuthigen Triften jede Spur verschwunden war und für immer verwischt blieb. An jener Stelle aber, wo des „langen

Sepp's" Hütte stand, breitet sich ein Eisfeld aus, nach welchem die Alpe auch oft „das Eisfeld" genannt wird.

Ein altes Mütterchen aus dem nahegelegenen Markte Kuchel sagt, das Eis sei aus jener Milch entstanden, welche Sepp zu seinem letzten Bade benützt habe.



Die verwunschene Alm.

(Pinzgau.)



m herrlichen Kaprunerthale im Pinzgau liegt hinter der Häuslalpe ein großes Kees (Eisfeld). An dessen Stelle zogen sich einst die schönsten Alpenmatten hin, reich gesegnet mit Allem, was der Boden zu bieten vermag. Hundert und zwanzig Kühe grasten daselbst und fanden reichlich ihr Futter; Melker und Hüter aber verloren bald die alte Arbeitslust, sie wurden träge und faul, dabei jedoch stolz und hochmüthig über alle Maßen. Sie ergaben sich ganz und gar dem Fraße und der Völlerei und führten ein gottloses Leben. Statt Wasser tranken sie zerlassene Butter und badeten sich in purer Milch. Gottes Langmuth fand endlich ihr Ende. Eines Nachts erhob sich ein Sturm, als bräche schon der jüngste Tag an, der Donner rollte, der Schnee fiel in dichten Wolken vom Himmel und ehe der Morgen noch graute, war die schöne Alpe mit ihren gottlosen Bewohnern verweht und verschneit.



Die übergossene Alm.

(Pongau.)



Im Hintergrunde des Imlau- und Höllthales erblickt man eine mit ewigem Schnee bedeckte Hochfläche von ein und drei Viertelstunden Länge und drei Viertelstunden Breite; sie bildet die Scheidewand zwischen Werfen und der Pinzganer Urslau und wird die „übergossene Alm" genannt.

Vor Zeiten standen hier in mitten freundlichem Waldesgrün, umgeben von grasreichen Wiesen, freundliche Sennhütten, in welchen gar schöne und reiche „Dirndln" als Sennerinnen hausten. Wiewohl von ihren Eltern in Gottesfurcht erzogen, arteten sie hier oben, wo sie sich so ganz allein überlassen waren, aus und verfielen in Sünden aller Art. Sie verübten bald mancherlei Frevel und führten ein wahres Leben der Schande. Den Kühen hingen sie silberne Glocken um den Hals, den Stieren vergoldeten sie die Hörner, ließen den Wein fässerweise aus Salzburg bringen und bewirtheten damit lustige Jägerburschen, mit welchen sie den ganzen Tag über tanzten und sangen. An's Beten hatten sie längst vergessen, dagegen thaten sie Alles, was sündhaft war: pflasterten den Weg zu ihren Hütten mit Käslaiben, füllten die Lücken mit Butter aus, damit der Teufel mit seinen Brüderln etwas zu fressen hätte, wenn sie des Nachts kämen; ein andermal badeten sie sich in Milch oder formten aus Butter Kugeln, mit welchen sie sich scherzend bewarfen,

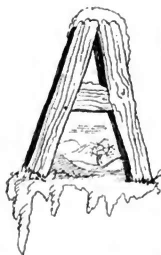
mit einem Worte, sie würdigten die Gottesgaben auf jede mögliche Weise herab.

Da kam eines Tages ein Wanderer auf die Alpe, der vor Müdigkeit und Erschlaffung kaum noch so viel Kraft hatte, sich bis zur nächsten Alphütte zu schleppen und daselbst um Nachtherberge zu flehen. Statt nun des alten Mannes Bitte zu erfüllen, wiesen sie den Armen mit den Worten ab: „Der Teufel mag Dir Herberge geben, wir bedürfen keines so ungebetenen Gastes!" Nochmals wiederholte jener sein Flehen, doch vergeblich.

Jetzt war das Maß der Sünde voll und den Frevlerinnen hatte das letzte Stündlein geschlagen. Kaum hatte sich der Wanderer entfernt, da wälzte sich's von den Teufelshörnern her in dunklem, unheimlichem Gewoge und ein furchtbarer Sturm erhob sich, daß den Sünderinnen angst und bange wurde. Ihre Lippen versuchten zu beten, aber umsonst. Gottes Strafgericht brach herein. Große Schneemassen stürzten vom Himmel und begruben die Frevlerinnen sammt ihren Hütten für ewige Zeiten.



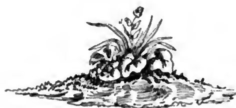
Die verschniebene* Alm.



Auch auf dem Dachsteine giebt es eine „verschniebene“ Alm, als welche bald das Karl's Eisfeld, das mit seinem westlichen Rande nach Filzmoos herüberschaut, bald, und zwar häufiger das Gosauer Eisfeld oder jener Theil desselben, den man von Filzmoos aus erblickt, bezeichnet wird.

Diese Alm soll einst die beste und ergiebigste in der ganzen Runde gewesen sein. Aber ihr Ueberfluß verleitete die Aelpler zum gottlosesten Uebermuth, so zwar, daß sie sich und das Vieh in guter Milch badeten, die Klüfte mit Butter verstrichen, Küche und Viehstall mit Käse pflasterten. Solch' frevelhaftem Beginnen mußte Strafe werden. In einer Nacht fiel so viel Schnee, daß mit Tagesanbruch die ganze Alm sammt Menschen und Vieh spurlos verschwunden war und nunmehr im Schnee vergraben blieb für ewige Zeiten. Noch jetzt fließt an heißen Sommertagen von 11 Uhr Vormittags bis 4 Uhr Nachmittags ein milchweißer Bach vom Gosauer Eisfelde herab in den Gosausee. Das soll nach Einigen die gute Milch sein, in welcher sich die Aelpler eben um diese Tagesstunden zu baden pflegten und die sie sodann ausgossen.

* Verschneite.



König Watzmann.



or uralten Zeiten herrschte über Salzburg und das heutige Baiern ein König, Watzmann genannt. Ihn zierten jedoch nicht die Tugenden eines gerechten Herrschers, denn er war grausam und hartherzig gegen seine Unterthanen, bedrückte sie, wo er nur konnte, und erfand stets neue Qualen für sie. Sein stolzes Königsschloß ragte nächst dem Königssee kühn in die Lüfte.

Dem Drängen teuflischer Lust folgend, ließ er eines Tages die armen Bauern vor den Pflug spannen und hetzte seine Hunde hinter her, damit sie rascher die Furchen durch den Acker zogen. Während dieser erniedrigenden Arbeit — wurde doch den Menschen zugemuthet, was der Thiere Sache war — stieß ein Bauer, Hois war sein Name, mit dem Fuße zufällig eine Erdscholle weg; aus derselben aber kam mit Blitzesschnelle ein kaum zwei Zoll hohes Männchen gehüpft, das dem Bauer flugs auf die Hand sprang. Der war nahe daran, vor Schreck laut aufzuschreien, unterließ es aber noch rechtzeitig, denn das Männlein blickte ihn gar freundlich an, legte ihm zum Zeichen des Schweigens sein Fingerlein auf den Mund und sprang dann behende in Hoisens Rocktasche.

Als dieser zu Hause angekommen war, zog er sachte das Männlein aus der Tasche und stellte es gar behutsam vor sich auf den Tisch. Da fing es mit einem gar zarten Stimmchen an: „Hois! Merke wohl, was ich Dir jetzt künde. Ich bin

Heinzel, der König der Erdmännchen, und es wahrlich müde, noch länger dem nichtswürdigen und gotteslästerlichen Treiben Watzmann's ruhig zuzusehen. Die Qualen, deren er für Euch tagtäglich neue ersinnt, sollen ein Ende nehmen, ich will Euch



von dem Tyrannen befreien. Rufe mir sofort Deine Leidensgefährten zusammen!" —

Hois gehorchte alsogleich diesem Befehle und rannte fort. In kurzer Zeit waren alle seine Kameraden und Leidensgefährten versammelt. Nun sprang Heinzel auf einen Holzklotz und begann also zu sprechen: „Ihr armen Leute, höret mich! Füllet morgen Früh, ehe ihr zur Arbeit gehet, alle Euere Taschen mit Kiesel-

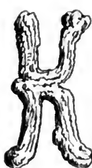
steinen. Hetzt Watzmann wieder seine Hunde auf Euch, dann werfet sie kühn auf ihn, denn ich bin mit Euch!" — Während das Männchen diese Worte sprach, war es immer kleiner und kleiner geworden und verschwand schließlich ganz, die Bauern in nicht geringem Erstaunen zurücklassend.

Die Nacht verging erwartungsvoll für Alle; der Morgen brach an und mit ihm der letzte Tag von König Watzmann's Tyrannei. Die Bauern stellten sich zur Arbeit wie gewöhnlich, da kam der König, um die ohnedies so hart Bedrückten auf's Neue zu quälen. Aber kaum war das „Hussah!" seinem Munde entflohen, das die Hunde auf die Bauern hetzen sollte, als diese auch schon, der Worte des Männchens eingedenk, die Steine aus den Taschen hervorholten. In der nächsten Secunde sausten sie auf den König nieder. Im Fluge vergrößerten sich die Kiesel zu ungeheueren Felsstücken, auf deren jedem ein Erdmännchen zu sitzen schien. Die Hundemeute floh heulend zu ihrem Herrn und verschwand mit ihm unter der Last der Steine, die hageldicht auf sie niederfielen. Jetzt fingen auch die Steine auf dem Boden zu hüpfen an und thürmten sich über Watzmann auf. Stein fügte sich an Stein, Fels an Fels und alsbald erhob sich an jener Stelle, wo kurz zuvor noch Watzmann gestanden hatte, ein kegelförmiger Bergriese.

Hois und mit ihm alle übrigen Bauern verließen bald darauf die Gegend, die ihnen verleidet war, und zogen in das nahe Tirol. Von den Bergmännchen vernahm man seitdem nichts mehr. Wenn aber aus einer Spalte des Watzmann der Wind pfeift, so meinen die Leute, das seien König Watzmann's Hunde, welche heulend herumspringen; fällt ab und zu ein Stein den Berg herab, so sind dies die kleinen Bergmännchen, welche lustig auf demselben herumreiten.



Watzmann von Hunden zerrissen.



König Watzmann hatte schon an der Mutterbrust Blut gesogen, daher kam seine unbändige Wildheit und Grausamkeit. Liebe war ihm fremd geblieben, Mitleid hatte er nie gekannt; sein einzig Vergnügen war die Jagd, da konnte er so ganz seiner wilden Lust fröhnen, und nie war ihm wohler zu Muthe, als wenn er unter dem Schalle der Hörner, gefolgt von seinem Weibe und seinen sieben Kindern, die Alle des Vaters würdig waren, unter dem wilden Gebelle der Rüden durch die Wälder und Gefilde toben konnte, zum Schrecken und Entsetzen seiner Unterthanen, deren Saaten dabei oft vernichtet wurden. Was kümmerte das ihn, ob dabei das eine oder andere Menschenleben zu Grunde ging, — er achtete es gering.

Noch war indeß das Maß seiner Schuld nicht voll und Gottes Langmuth nicht erschöpft. Doch sollte es nicht lange mehr währen, daß Beides eintrat.

An einem Herbsttage war's. Ein Hirtenweib saß, ihr schlummerndes Kindlein mit inniger Mutterfreude betrachtend, vor der kleinen Hütte, welche ihr bescheidenes Heim bildete; neben ihr lag der treue Hund, drinnen endlich, im Häuschen, ruhte der Mann von der Arbeit Mühen ein wenig aus. Da unterbrach wildes Jagdgetöse die idyllische Ruhe dieser trauten

Waldeinsamkeit. Der Hund des Hirten sprang bellend auf, fiel jedoch im nächsten Momente schon der wüthenden Meute des Königs zum Opfer, die aus des Waldes Dunkel hervorgebrochen war. Eine der wilden Bestien schlug ihre scharfen Zähne in den zarten Leib des Kindleins, eine zweite riß die unglückliche Mutter zu Boden; der König war indeß selbst herangekommen und sah mit höhnischem Lachen das Unheil, das seine Hunde angerichtet. Da stürzte der durch das Wuthgeheul der Rüden und das Wehgeschrei seines Weibes jäh aus dem Schlummer geweckte Hirte zornentbrannt aus der Hütte und erschlug im Nu den Rüden, der sein Weib gefaßt hatte; es war des Königs Lieblingshund gewesen. Watzmann, darüber in wildeste Wuth versetzt, hetzte nunmehr Hunde und Knechte auf den Unglücklichen, der, sein ohnmächtiges Weib im Arme, sich in die Hütte flüchten wollte. Er erreichte sie nicht mehr und hauchte alsbald, zerfleischt von den wüthenden Bestien, seine Seele aus; ein gleiches Schicksal ereilte auch sein Weib. Ehe sein Auge brach, sandte der Hirte noch einen fürchterlichen Fluch zum Himmel empor, der sich rasch erfüllen sollte.

Frohlockend übersah der König sein grauses Werk; mit ihm freuten sich sein Weib und seine Kinder des entsetzlichen Verbrechens. Nun hatte aber auch Gottes Langmuth ihr Ende erreicht. Ein dumpfes Brausen ließ sich hören, ein Donnern in Höhen und Tiefen, aus den Bergesklüften erklang ein wildes Geheule und der Geist der Rache und Vergeltung fuhr in des Königs Hunde. Sie fielen nun ihn selbst, die Königin und die sieben Kinder an, würgten sie Alle nieder, daß deren Blut zu Thale rann, und stürzten sich dann vom Berge herab in die Abgründe. Aber die Leiber des Königs und der Seinen wuchsen zu riesigen Bergen heran; so steht König Watzmann, eisumstarrt, ein marmorgleicher Bergriese, neben ihm sein Weib und um Beide sieben Zinken — ihre Kinder; in der Tiefe aber, hart am Fuße des Berges liegen, zwei Seen, in die sich damals das Blut des grausamen Herrscherpaares ergossen. Der größere der-

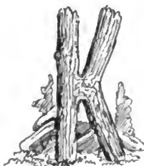
selben heißt noch heute der Königssee, die Alpe aber, von welcher sich die Hunde in die Tiefe gestürzt, der Hundstod. So erntete König Watzmann und all' die Seinen für ihre Unthaten den gerechten Lohn.

Vom Watzmann lebt im Volke weiters noch die Sage, daß sich auf seiner höchsten Spitze aus der Sintfluth ein Menschenpaar gerettet habe; auch will man Trümmer der Arche Noah's darauf entdeckt haben.



Wie König Watzmann und die Seinen in Felsen verwandelt werden.

(Variante.)



önig Watzmann im Berchtesgadener Lande liebte weder Mensch noch Thier. Die Menschen zu quälen, die Thiere zu martern war seinem grausamen Herzen süße Lust. Deshalb fröhnte er auch am liebsten der Jagd, da ging's ja am wildesten her. So wie er, dachten auch sein Weib und seine Kinder. Wenn die schweißtriefenden Rosse unter ihnen zusammenstürzten, oder das halb todtgehetzte Wild von den Hunden zerfleischt wurde, fanden sie die höchste Befriedigung.

So ging es Tag für Tag, jahraus, jahrein, sonder Rast und Ruhe, bis endlich Gottes strafende Hand die Frevler erreichte.

„Halloh! Hinaus zur wilden Jagd!" so erscholl der Ruf wieder, wie so oft schon, durch den Schloßhof, und unter dem Schalle der Hörner, dem Geheule und Gekläffe der Rüden ging es mit Weib und Kindern durch Dick und Dünn, über Wiesen und Felder dahin. Da sieht des Königs Auge ein altes Mütterlein mit dem Enkelkinde am Arme nächst einer kleinen Hütte ruhen. Ein teuflischer Gedanke durchzuckt sein Gehirn; er giebt seinem Rosse die Sporen und sprengt, ihm nach der ganze Troß, auf das alte Mütterlein los, das bald sammt ihrem Enkelkinde unter

seines Pferdes Hufen den gräßlichsten Tod findet. Aus der Hütte stürzen trostlos der Bauer und sein Weib, um die sterbende Mutter mit dem todten Kinde im Hause zu betten, da hetzt der König die wuthschnaubenden Hunde auf sie, daß sie unter den Zähnen der Bestien ihren Geist aufgeben. Lachenden Angesichts schaut Watzmann dem fürchterlichen Morden zu und mit ihm freuen sich Weib und Kinder ob der grausen Unthat.

Da hebt das greise Mütterlein noch einmal ihre zerfleischte Rechte gegen Himmel empor und schickt einen entsetzlichen Fluch auf zum Allgerechten, daß dieser sie und die Ihren räche. Und Gott hörte den Fluch. Die Erde erbebte, der Sturmwind fuhr brausend über die Fluren, Feuer sprühte aller Orten aus dem Boden, als wäre der Welt Ende angebrochen. König Watzmann und die Seinen erbeben zum ersten Male in ihrem ganzen Leben. Allmälig fühlen sie Erstarren der Glieder, bis sie endlich ganz zu Stein geworden sind. Seitdem stehen König Watzmann, sein Weib und die Kinder, in riesige Felsen umgewandelt, als ewige Wahrzeichen einer schaudervollen Vergangenheit, allen herzlosen und grausamen Menschen zum warnenden Beispiele dienend.

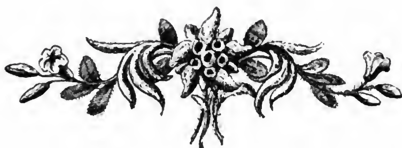


Der Berg „Schuhflicker“

(Großarl).



An einem hohen Festtage saßen zwei Hüter oben auf dem Berge, flickten zur Stunde, da unten im Thale alle guten Christen dem Gottesdienste anwohnten, ihre Schuhe und sangen dazu unheilige Lieder. Sie büßten diesen Frevel mit dem Tode. Von dieser Begebenheit hat der Berg den Namen „Schuhflicker“. Noch heute hört man sie zuweilen den Leist in die Schuhe hineinklopfen und bei der Arbeit seufzen.





Der Spielmann.

Einst lebte im Salzburg'schen ein Spielmann, der verstand sich wie kein Zweiter auf sein Instrument. Wenn der ein Stücklein spielte, glaubte man Sphärenklänge zu vernehmen; bald drang es wie Sturmgebraus in die Seelen der Zuhörer, bald wieder wie süß schmeichelnde Musik. Bäche und Flüsse, Bäume und Felsen, Menschen und Thiere lauschten den Tönen seiner Fiedel. Sah ein Kind zum Fenster heraus, wenn er spielend vorüberzog, so mußte es nach seiner Melodei tanzen und ihm folgen; auf diese Art lockte er alle Kinder in den großen Kindskogel.

Als er aber endlich so geigte, daß Dörfer und Alphütten, Pfarrer und Sennerinnen, Landrichter und Hexen untereinander tanzten, daß selbst die Mäuse im Keller, die Fledermäuse im Thurme, die Fische im Zeller-See sich wirbelnd drehten, da ward er auf den Tauern entrückt und zur Strafe in Stein verwandelt.



Der wandernde Steinblock

(Rauris).



n einem Graben bei Rauris, der sich gegen Gastein in's Gebirge hineinzieht, liegt ein Steinblock, von dem die Sage geht, daß es zu ungeheueren Umwälzungen und blutigen Begebenheiten kommen wird, wenn er aus seinem Graben hervorkommt. Im Jahre 1848 soll er auch in der That um ein gutes Stück weiter gerückt sein.



Der Thanner Wald

(Lungau).



m Volke lebt seit Jahrhunderten eine Vorhersagung, die dahin lautet, daß der Thanner Wald bei Lessach sammt seinem Berge eines Tages brechen, auf das Pfarrdorf Lessach herabstürzen und dasselbe mit Allem, was darinnen lebt und webt, lebendig begraben werde. Die Kirche allein werde auf das jenseits der Lessache auf der Erhöhung befindliche Mühlbachfeld überschoben und die Lessache in ihrem Laufe so abgesperrt werden, daß das ganze lange Hinterthal zum großen See wird.



Der Faistelauer Wald.

a, wo jetzt der Ort Vigaun, insbesonders aber der Faistelauer Wald stehen, soll einst eine große Heidenstadt gestanden sein, welche durch ein Erdbeben ganz und gar zerstört wurde und von der Erde verschwand.

Ein alter Spruch, der in dortiger Gegend häufig gehört wird, sagt: „die Stadt Vigaun benetzen zwei Flüsse, — nämlich die Salzach und die Taugl".



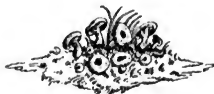
Der Wildalpgeist.



wischen der „übergossenen Alm“ und dem steinernen Meere liegt die „Wildalpe“. Auf dieser haust seit Jahrhunderten schon der „Wildalpgeist“.

Einst war er ein reicher Bauer gewesen, der einen gar sündhaften Lebenswandel geführt hatte und zur Strafe hierfür auf diese Alpe gebannt wurde. Monde und Jahre lang sitzt er ruhig und stille am tiefsten Grunde des nahen Sees, kein Mensch sieht und hört aber etwas von ihm.

Oftmals bricht er aber plötzlich los, steigt aus der Tiefe empor und dann beginnt es zu wettern und zu stürmen, auf den Höhen der Wildalpe heult es, als wären alle Teufel der Hölle losgelassen; Bergraben umkreisen die Wildalmkirche und das Vieh stürzt scheu gemacht mit lautem Brüllen in Schlünde und Abgründe.





Der versteinerte Wildschütze.

Auf dem Antoniberge bei Reichenhall, in der Richtung gegen Loser zu, thürmt sich nicht weit von jenem Punkte entfernt, wo die Traunsteiner-Straße abzweigt, ein kahles Felsgewände auf. In demselben bemerkt man einen kegelförmigen Vorsprung, welcher vom Volke als der „versteinerte Wildschütze“ bezeichnet wird.

Für denselben gab es im Leben kein größeres Vergnügen, keine größere Freude, als mit dem Stutzen in der Hand im Gebirge von Fels zu Fels, von Klippe zu Klippe umherzuklettern. Lachte ihm dann ein oder das andere Mal Waidmanns Heil und erlegte er eine Gemse, dann fing er zu jauchzen an, daß Berg und Thal davon widerhallten.

Einmal mußten alle Jäger aus der Umgebung von Reichenhall auf hohen Befehl zu einer Versammlung nach Berchtesgaden, kein Einziger blieb zurück. Da denkt sich unser Wildschütze: „Jetzt kann ich doch einmal nach Herzenslust der Jagd obliegen und brauche nicht einmal für die Jäger, diese wachsamen Fanghunde, ein Küglein zu mir zu stecken!“

Drei volle Tage wilderte er in den Bergen herum und viele und schöne Beute fiel seinem sicheren Rohre als Gewinn anheim. Da bricht der Sonntag an. Der Wilderer bringt es

nicht über's Herz, die Büchse mit dem Rosenkranz und dem Gebetbuche zu vertauschen. „Soll ich“ — so spricht er zu sich — „heute das Wild laufen lassen? Bah, das wäre eine Dummheit, über welche mich selbst die Gänslein auslachen müßten. Ein Sonntag kommt mir noch oft, aber so günstige Jagdgelegenheit lacht mir nicht so bald wieder.“ Und heute gerade zeigt sich ihm das Glück überaus gewogen; denn gleich am frühen Morgen erlegt er einen starken Gemsbock. Schon sieht er auf hohem Kamme einen zweiten; da läutet's unten im Kirchlein zu St. Zeno zur Wandlung. Statt nun zu beten, wie es bei jedem rechtschaffenen Christen Sitte und Brauch ist, setzt er die Büchse an, zielt, schießt los und der Gemsbock ist getroffen. Darauf lehnt sich der Schütze mit gekreuzten Armen auf den Stutzen und jauchzt voll Freude in die Welt hinaus. Allein plötzlich wird er zu Stein. So ist er noch heute zu sehen. Das war die Strafe für die frevelhafte Entheiligung des Sonntags.





Die steinernen Jäger.

Auf dem Staufen bei Reichenhall finden sich zwei Felsen, welche der Volksmund die „steinernen Jäger" nennt. Hierüber erzählt die Sage Folgendes.

Zwei Jäger stiegen einst lange vor Tagesanbruch hinauf auf den Staufen. Der Weg war beschwerlich und ermüdend, dennoch erreichten sie noch vor Tagesgrauen ihr Ziel. Während sie nun etwas ausruhten, ertönte unten ein Glöcklein, das die Gläubigen zur Frühmesse einlud. Die beiden Jäger hörten das Glöcklein wohl, aber sie achteten nicht darauf: statt zu beten, stopft sich der Eine eine Pfeife Tabak, der Andere putzt sich seine Büchse, Beide lassen sich den Branntwein schmecken.

So vergeht eine kleine Weile, da tönt das Glöcklein wieder aus dem Thale herauf.

„Jetzt wandeln's erst," — sagt der eine Jäger lachend, — „und wir wandeln schon zwei Stunden!" „Ja, wandeln hin und wandeln her" — entgegnet der Zweite — „mir ist ein Gamsbock lieber." Und dann packt jeder seinen Stutzen und weiter geht's. Da erblicken sie in einem Graben einen starken Gemsbock, der muß ihnen gehören. Flink legt der Eine an, schießt los, der Gemsbock aber steht, ist nicht getroffen. Der

Zweite will es besser machen, fährt mit der Büchse rasch zur Wange und schießt. Da hallt es in den Bergen wieder gleich grollendem Donner, daß der Boden unter ihren Füßen erbebt. Erschrocken halten sie inne und starren einander entsetzt an. Jetzt fällt ihr Blick auf den Gemsbock im Graben. Was sie da sehen, treibt ihnen die Haare zu Berge; denn derselbe scheint plötzlich zu wachsen, immer größer und größer wird er; jetzt streckt sich die Gestalt, zottiges Haar bedeckt den Körper, die „Gamskrickeln" verwandeln sich in Hörner, die Augen gleichen Feuerrädern und in einem Flammenmeere steht der leibhaftige Teufel vor ihnen.

„Jetzt gnade uns Gott!" rufen Beide zu Tode erschreckt aus und beginnen zu laufen, um dem Ungeheuer zu entfliehen. Aber immer schwerer werden ihnen die Füße, sie scheinen nicht von der Stelle zu kommen. Jetzt fällt auch dichter Nebel ein, der Himmel umdüstert sich, grelle Blitze durchkreuzen das Firmament und dröhnende Donnerschläge erschüttern den Berg. Die beiden Jäger wollen nun beten, allein sie vermögen es nicht mehr. Nur ein markerschütternder unartikulirter Schrei dringt über ihre Lippen; dann wird's unheimlich stille. Als sich der Himmel endlich wieder aufhellte, waren die Jäger in Stein verwandelt.



Der Gletschergeist.



uf den Wänden des Tischkars — so sagt die Sage — in der Kötschach, liegt des Gletschergeistes weißes Bett. Darinnen schlummert er noch fest, wenn schon längst des Lenzes reiche Gaben die Erde schmücken. Mit des Sommers Beginne aber fällt auch sein Erwachen zusammen. Dann reckt er seine Riesenglieder, daß Berg und Thal davon erdröhnen. Die blendend weiße Decke, unter der er geruht, wirft er von sich, und diese bahnt sich als Lawine ihren Weg in's Thal, gar oft zum Schrecken und Entsetzen der Bewohner desselben. Alsdann beginnt er seine Wanderung von Fels zu Fels und unter seinem Tritte lösen sich Felstrümmer ab und stürzen tosend in's Thal. Noch keinem Sterblichen ist es gelungen, den Gletschergeist zu schauen, allein seine Nähe ist Jedem deutlich fühlbar und verursacht Grauen.



Die Glücksblume.



Auf dem hohen Göll, einem gewaltigen Bergriesen nächst dem Markte Golling, wächst ein kleines weißes Blümchen, die Glücksblume genannt. Derjenige, der sie pflückt, darf sich versichert halten, in allen Dingen Glück zu haben, er mag unternehmen, was immer er will. Es ist eine kleine, unscheinbare Pflanze, mit vier grünen Blättern am Grunde und einer schneeweißen vierblättrigen Blumenkrone am kurzen Stiele. Wer sie auffinden will, hat mancherlei Schwierigkeiten zu überwinden, und nur den Wenigsten gelingt es, die Blume zu gewinnen.

Der Volksmund berichtet genau, wie man es anstellen müsse, das Wunderblümchen zu pflücken. Zuvörderst muß man in der Neujahrsnacht um die zwölfte Stunde in den Wald gehen und daselbst ein Reis von einem Haselnußstrauch pflücken, das bereits neun Sprossen, nicht mehr und nicht weniger, getrieben hat. Dieses Reis giebt man in seiner Stube zu den geweihten Palmkätzchen und läßt sie daselbst bis zum 1. Mai.* An diesem Tage nimmt man den Zweig herab und macht sich genau um die Mitternachtsstunde auf den Weg, mit dem Haselzweige in der Hand den hohen Göll zu besteigen. Die Richtung, welche

* Nach den „Thüringer Sagen“ soll diese Blume am Christi Himmelfahrtstage blühen. Reinsberg-Düringsfeld. Das festliche Jahr p. 145.

22*

man einzuschlagen hat, giebt der Zweig genau an; endlich darf man sich auf dem ganzen Wege auch nicht einmal umsehen, denn sonst wird es unmöglich, die Blume zu finden.

Ein Bauer, der alle diese Bedingungen genau erfüllte, soll wirklich das Glück gehabt haben, die Glücksblume zu finden. Von der Stunde an gelang ihm Alles, was er unternahm. Seine Felder blieben jederzeit vom Hagelschlag bewahrt, sein Vieh frei von Seuchen. Binnen kurzer Zeit war er ein reicher, wohlhabender Mann geworden.

Noch eine schätzenswerthe Eigenschaft wohnt dem Haselzweige inne. Er dient nämlich auch dazu, Diebe auszumitteln. Hat nämlich einer der Knechte des Hauses etwas entwendet, so darf der Herr sie nur zusammenrufen, mit dem Haselzweige vor sie hintreten und dieser wird allsogleich auf den Dieb hinzeigen.



Das Guglbergmandl.



Nächst dem schönen Hintersee liegt ein kegelförmiger Hügel, der den Namen „Guglberg" hat. In seinem Inneren haust das „Guglbergmandl"; ein kleiner Kobold, der den Menschen mancherlei Schabernack spielt. Gesehen wurde das Mandl noch von Niemandem, gehört aber sehr oft. Denn wenn man aus dem Thale gegen den Guglberg hineinruft: „Guglbergmandl, wo bist? — so erhält man deutlich zur Antwort: „Da bin i! Da bin i!"



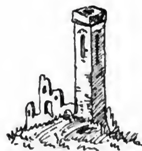
Das Erdbeben in der Fager.



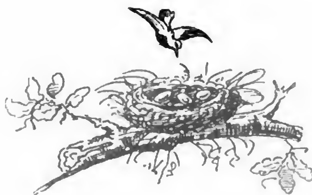
Oberhalb St. Elsbethen und dem Schlosse Goldenstein, nächst dem Wirthshause zur Ziegelau, führt über den Kohlbach an der Kohlmühle vorüber ein Weg zum Anstiege des Hengstberges. Von hier aus gelangt man bald zu den sogenannten Klammen der Elsbether Fager, welche, eingesunkenen Felsengräbern ähnlich, noch heute vielfache unterirdische Felsenhöhlungen aufweisen. Die Scenerie ist ungemein romantisch und bietet ein herrliches Bild alpiner Natur. Felstrümmer, wirr durcheinander geworfen, von Farrenkraut und Moos bedeckt, dazwischen Erlengebüsch, morsche Holzstämme bilden ein förmliches Chaos, über das der menschliche Fuß mit ängstlicher Bedächtigkeit hinwegschreitet. Dieser sonderbare, bergsturzähnliche Zustand soll durch ein Erdbeben hervorgerufen worden sein.



Das Erdbeben in Salzburg.



n Salzburg war einst ein starkes Erdbeben. Die heftigsten Stößze erschütterten die Erde. Einer derselben war so stark, daßz das Gewölbe der Domkirche der Länge nach auseinander barst und man vom Inneren der Kirche aus den blauen Himmel schauen konnte. Glücklicher Weise fügte der nächste Stoßz Alles wieder so gut zusammen, daßz man auch nicht die geringste Spur mehr gewahren konnte.



Das Erdbeben im Aigner Forst.



Der herrliche Park in Aigen, ein Besitzthum der fürstlich Schwarzenberg'schen Familie, wird mit Recht ob seiner Schönheit von allen Fremden, die je nach Salzburg kommen, besucht. Mutter Natur hat über denselben aber auch ihr ganzes Füllhorn entleert und ihn mit den üppigsten Reizen geschmückt, die je ein Fleck der Erde in sich vereinen kann. In seiner trauten Waldeinsamkeit findet so manches Gemüth, das in der Welt nur Bitteres erfahren, Ruhe, die Brust athmet erleichtert auf in seinem kühlen Waldesdunkel und gerne weilt daher der Mensch in diesem Heim idyllischer Ruhe. Einen gar seltsamen Contrast zu dem üppigen Grün der Matten, der herrlichen Buchen und Tannen dieses Lustgartens bilden zwei oder drei mächtige Felsblöcke, welche sich zu einer Art Grotte vereint haben und deutlich zeigen, daß sie nicht durch Menschenhand, sondern durch der Natur unbesiegbare Kraft hierher gewälzt wurden. An sie knüpft sich eine gar sinnreiche Volkssage, welche hiermit erzählt sei.

Vor Zeiten, da durch den heiligen Maximus in Juvavia Christi's göttliche Lehre Eingang fand, lebte hier in wilder Abgeschlossenheit ein Jägersmann mit Weib und Kind. Auch er hörte, wenn er ab und zu in die Stadt kam, von dem Aufblühen der neuen Lehre, sah die den alten Göttern geweihten Tempel verfallen und ward darob in seinem Herzen nichts

weniger denn erfreut. Sein finsteres Gemüth haßte die neue Lehre und hing fest am alten Götzendienste, an Odin, dem er treu ergeben blieb, selbst dann, als schon im ganzen Gaue kein Heide mehr zu finden war. Sein kriegerischer Geist, der im Waidwerke allein Vergnügen fand, empörte sich wider jede edlere Gesinnung und blieb in starrem Trotz bei dem Glauben seiner Väter.

Anders stand es mit seiner Gemahlin, deren sanftes Gemüth von dem Charakter ihres Mannes gewaltig abstach. Sie war die liebevollste Mutter und wachte über das Wohl ihres Kindes mit ängstlicher Besorgniß. So weit es ihre eigene Bildung zuließ, sorgte sie für dessen geistige Entwickelung und lehrte es die Natur und ihre Schönheiten kennen. Da sie nun von der neuen Lehre der Christen vernommen, dachte sie: Wenn auch mein Gatte sie verachtet und auch selbst an ihr nicht Gefallen finden kann, so mag sie vielleicht unserem Kinde Nutzen und Heil bringen, das ja doch dereinst unter lauter Christen wird leben müssen, wenn Vater und Mutter heimgegangen in die Ewigkeit. Ich will daher um ihretwillen den neuen Glauben kennen lernen.

Diesen Entschluß theilte sie insgeheim ihrem Töchterchen mit und von nun an besuchten Beide, wenn der Vater oft tagelang auf der Jagd abwesend war, die Stadt, hörten die Predigten der Apostel, sahen die gottesdienstlichen Handlungen der Christen und wurden davon alsbald mächtig ergriffen. Nicht lange währte es, so hatte Christi Lehre Eingang in das empfängliche Gemüth der Mutter gefunden und aus ihr die frommgläubigste Christin gemacht. Ihr wurde es ein Leichtes, den Keim des neuen Glaubens auch in das Herz des Töchterleins zu legen.

Sie sollte indeß bald Gelegenheit finden, ihre Stärke im Glauben zu zeigen und harte Prüfung zu bestehen. Der Teufel, dessen Ingrimm wegen der Zerstörung des alten Heidenthums keine Grenzen kannte und der befürchtete, daß ihm bald auch die letzten Anhänger derselben entrissen würden, fügte es, daß ihr Gatte sie wiederholt überraschte, wenn sie von der Stadt

mit dem Kinde heimkehrte. Was in ihm bis dahin nur dunkle Ahnung gewesen, wurde alsbald zur Gewißheit und erfüllte ihn mit solcher Erbitterung gegen sein Weib, daß er sich zu den ärgsten Mißhandlungen hinreißen ließ und sie endlich unter Androhung des Todes aufforderte, zu bekennen, daß sie vom Dienste Odin's abgefallen sei. Aber diese, fest im neuen Glauben,



bekannte offen und ohne Hehl, gefaßt, selbst als Blutzeugin sterben zu müssen, daß sie längst Christin geworden. Im nächsten Augenblicke traf sie schon des Gatten knotige Keule, begleitet von den heftigsten Verwünschungen desselben. Mehr noch aber, als diese körperliche Züchtigung, die sie so unverdient erlitt, schmerzte sie, daß sie der Gatte zur Stunde verließ, sie und ihr Kind dem ärgsten Elende, ja dem Hungertode preisgab, weil er

nicht länger mit ihr in Gemeinschaft leben wollte. Er zog von dannen, um eine heidnische Gemeinde aufzusuchen und sich dort ein Mädchen zum Weibe zu nehmen.

Am Ufer der Salzach entlang, eilte er dem Gebirge zu, wähnend, daß dorthin die Lehre Christi noch nicht gedrungen sei. Indeß kämpfte sein armes hilfloses Weib in ihrer Hütte mit körperlichem Wehe und Seelenpein einen schweren Kampf. Ohne Stütze, an das Krankenlager gefesselt, fühlte sie, daß sie werde zu Grunde gehen müssen, wenn ihr nicht der Himmel Rettung bringen würde. Wurzeln und Kräuter, sowie die kargen Früchte des Waldes, gesammelt von der Hand des Töchterleins, bildeten ihre Nahrung, zum Theile wohl auch ihre Arzenei.

Der Gatte der Unglücklichen war indeß planlos herumgezogen, ohne daß es ihm gelungen wäre, eine heidnische Gemeinde, noch viel weniger aber ein Mädchen zu finden, das ihm Liebe eingeflößt hätte oder im Stande gewesen wäre, ihm die Gattin zu ersetzen. So stieg sein Mißmuth von Tag zu Tag; in seinem Herzen regte sich überdies brennende Sehnsucht nach seinem Töchterlein, das er ja fast noch mehr geliebt hatte als seine Gattin; er erwog jetzt erst, welche Unthat er begangen, da er Beide schutz- und hilflos zurückgelassen und vielleicht dem Verderben preisgegeben habe. Der Gedanke verließ ihn nimmer und trieb ihn ruhelos von Ort zu Ort, nirgends konnte er Ruhe finden, die qualvollsten Befürchtungen erfüllten seine Seele. Da entschloß er sich denn nach hartem inneren Kampfe mit seinem fast unbeugsamen Trotze, nach der Heimat zurückzukehren, um wenigstens aus der Ferne zu erlauschen, ob die Seinen noch am Leben seien und wie sie ihr Elend ertrügen. Selbst der Teufel, der ihn von Weib und Kind getrieben, der bisher volle Herrschaft über ihn besessen, hatte alle Gewalt verloren, ihn in seinem Entschlusse wankend zu machen und diesen letzten Götzendiener von einem Wege abzubringen, der ihn über kurz oder lang zur völligen Bekehrung führen mußte. Verlor er ihn, dann hatte auch seine Herrschaft im ganzen Gaue keinen Halt mehr

und deshalb bot er Alles auf, den Jäger von den Seinen ferne zu halten. Als dieser nur mehr eine kurze Strecke Weges von seiner Hütte entfernt war, bot Lucifer alle bösen Geister auf, ihm dienlich zu sein, und erregte ein schreckenerregendes Ungewitter, als sollte die ganze Gegend vernichtet und der Erdball selbst in seinen beiden Achsen erschüttert werden. Fast schien es, als würden alle Hügel und Berge durch ein gewaltiges Erdbeben geschüttelt und zusammengeworfen, um die Thäler mit Schutt und Trümmern anzufüllen. Lucifer's höllische Macht erstreckte sich indeß nur auf den Gaisberg und seine Umgebung, hier ließ er seiner Wuth freien Lauf und schien Alles dem sicheren Verderben geweiht zu haben, denn unter Donner, Blitz und Sturmgebrause flogen Felsblöcke vom Berge herab, größer als ein Haus, und wälzten sich verheerend den Niederungen zu.

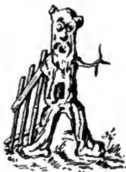
An diesem Tage befand sich die unglückliche Verlassene übler denn je und ihr Töchterlein eilte besorgt hinaus in's Freie, um Heilkräuter und Wurzeln zu suchen, welche der Mutter Genesung bringen konnten. Sie hatte auch bald gefunden, was sie gesucht, und obendrein noch Erdbeeren und andere Waldfrüchte, welche sie zur Mahlzeit eben verzehrte, als der Sturm sich erhob. Die entfesselten Elemente erfüllten das arme Kind mit Schrecken und Entsetzen; in seiner Angst flüchtete es sich hinter ein großes Felsstück, sank daselbst zitternd in die Kniee und sprach mit bebenden Lippen das Vaterunser und andere Gebete, wie solche die Mutter sie gelehrt hatte. Plötzlich riß sich in der Höhe ein riesiges Felsstück los und nahm den Weg gerade auf das Kind los, das im nächsten Augenblicke schon zermalmt und zerschmettert werden mußte. Allein die Engel des Himmels bewahrten ihren kleinen Schützling vor solchem Unglück, das Felsstück flog über das Kind hinweg und blieb halb auf dem Steine liegen, hinter welchem die Kleine Schutz gesucht hatte, ein natürliches Schutzdach für dieselbe bildend. Die Mutter, welche das fürchterliche Getöse vernommen hatte, eilte, von Angst um ihr Kind getrieben, heraus und rief besorgt

nach ihrer Tochter. Sie war erst wenige Schritte vorwärts geeilt, als ein entsetzliches Krachen ihren Fuß festbannte und sie erschreckt zurückblicken läßt. Ein schwerer Felsenkoloß war herabgestürzt und hatte ihre Hütte zertrümmert. Sie erkannte darin eine gütige Fügung Gottes, der sie wunderbar von dem nahen Tode errettet und ihrem Kinde erhalten hatte, und sank dankerfüllt in die Kniee. Neue Hoffnung, daß auch ihr Töchterlein gerettet sei, erfüllte sie, und in der That, sie hatte sich nur wenige Schritte weitergeschleppt, trippelte die Kleine froh lächelnd aus der Grotte hervor, eilte in die Arme der Mutter und wies ihr erfreut die Wurzeln und Kräuter, welche sie für sie gesammelt hatte. Die Kranke preßte, überselig vor Entzücken, das Kind an ihre Brust und vergoß Thränen der innigsten Freude. Dann knieten Beide in jener Felsengrotte nieder und dankten in inbrünstigem Gebete dem Herrn für ihre wunderbare Rettung.

Ihre Andacht blieb aber nicht unbelauscht. Der Jäger war inzwischen näher gekommen, unendliche Angst um die Seinen hatte ihn trotz des Unwetters vorwärts getrieben und jener Stelle zugeführt, wo seine Hütte stand. Als er jetzt sein Weib und Kind in so tiefe Andacht versunken sah und die Worte ihres Gebetes vernahm, da erfaßte ihn innige Rührung. Die Gewalt des Bösen in seinem Herzen war gebrochen und edleren Gefühlen gewichen. Er konnte nicht länger mehr an sich halten, eilte vorwärts und hielt in der nächsten Minute schon sein treues Weib im Arme, bedeckte sein Kind mit Küssen. Reuevoll flehte er um Vergebung für seine Grausamkeit und blieb fortan ein treuer Gatte und Vater. Bald wurde auch er ein Bekenner der heilbringenden Lehre Christi.

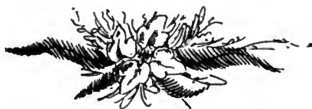
Die Macht des Teufels aber hatte mit der Bekehrung des letzten Götzendieners in diesem Gaue ein Ende.



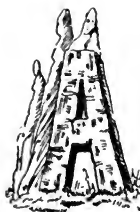


Das Holzmännchen.

Auf dem Wege vom Dürrnberge über die drei Linden zur Laroswacht und nach Berchtesgaden steht ein hölzerner Gatter, dessen Angelpfosten ein alter, knorriger, stark verwitterter und zugestutzter Baumstamm ist. Schlägt man nun den Gatter zu, so hört man öfters ein ungemein schmerzlich klingendes „Ach!" Viele Jahre schon steht der Stumpf so da und mehrere Gatter sind an ihm bereits dem Zahne der Zeit erlegen, nur er blieb immer unversehrt und muß ununterbrochen Dienste thun, denn in ihm steckt, wie die Sage geht, ein alter Holzdieb, der nicht eher zur Ruhe eingehen kann, als bis er seine Schuld abgebüßt hat.



Die drei Jungfrauen auf dem Kirnberge bei Berchtesgaden.



Auf dem Kirnberge bei Berchtesgaden ragen drei kahle Felsspitzen empor, welche die „drei Jungfrauen“ genannt werden.

Drei Jungfrauen flochten sich einander einst die Haare und fröhnten der Eitelkeit und Putzsucht, indeß in der nahen Kirche zur heiligen Wandlung geläutet wurde. Statt nun einzuhalten mit dem Flechten der Haare und sich zu bekreuzen, wie es guten Christen geziemt hätte, thaten sie das Gegentheil, und die Eine meinte sogar in frevelhaftem Tone: „Wandlung hin, Wandlung her, unsere Frisur geht vor Allem!“ — Diesen Frevel strafte Gott und verwandelte sie sofort in Stein. Seitdem stehen sie als warnendes Zeichen und erinnern Jedermann an die heilige Pflicht, Gott zu geben, was ihm gebührt.



Juvavia.



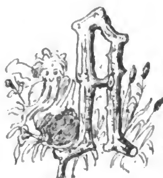
Bis dicht an den Fuß des Untersberges erstreckt sich einst die alte Römerstadt Castrum Juvavum oder auch kurzweg Juvavia geheißen, zu Deutsch die Helfenburg. Kaiser Julius Cäsar gilt als der Gründer des Castells, der es zum Schutz des Römer-Reiches wider die mächtigen Germanen angelegt und mit einer starken Besatzung versehen hatte, indeß Kaiser Hadrianus dortselbst eine römische Colonie angesiedelt haben soll. Diese Stadt blühte in wenigen Jahren zu ungeahnter Größe empor und breitete sich weit über jene Gefilde aus, in welchen die heutige alte Bischofsstadt Salzburg liegt. Allein mit der Größe der Stadt wuchs auch die Sündenlast der Einwohner, die bald weder die Götter, noch den einigen Gott ehrten und allen möglichen Lastern fröhnten, so daß endlich Gottes Strafgericht über die sündige Stadt hereinbrach.

In einer Nacht des Schreckens und Entsetzens versank die ganze Stadt mit Mann und Maus; an ihre Stelle trat ein weites, ödes Moor (Moos), das noch heute in unabsehbarer Fläche sich längs des Untersberges hinzieht. Dort ist es zur Nachtzeit nicht geheuer, denn Geister treiben daselbst ihren unheimlichen Spuk, verlocken den arglosen Wanderer und ziehen ihn dann hinab in die unergründlichen Tiefen.

Unter Erzbischof Johann Ernest, Grafen von Thun, suchte man in den Moorgründen nach der versunkenen Stadt; eine alte Mauer, welche sich vom Mönchsberg unweit des Daunschlosses im Weingarten herabzog, hielt man für eine Ruine der alten Juvavia, und eine Inschrift, welche jener Erzbischof diesbezüglich in Stein hauen ließ, bildet den Stützpunkt dieser Sage.



Das Kuchlerloch.



Am östlichen Ufer des Königssees, zunächst dem Königsbache, wird man bei minderem Wasserstande an dem jäh aufsteigenden Felsen eine flache Aushöhlung gewahr, welche vom Volke das Kuchler- oder Gollingerloch genannt wird. Wirft man daselbst Sägespäne hinein, so kommen dieselben im Gollinger- oder Schwarzenbach-Wasserfalle wieder zum Vorscheine; denn der See steht nach dem Volksglauben mit dem genannten Wasserfalle durch Gänge und Oefen, durch unterirdische Klüfte in Verbindung. In diese finsteren Höhlen bringt der Wassergeist alle Seelen von im See Ertrunkenen und stürzt über jede derselben einen färbigen Thontopf. Gelänge es einem Sterblichen, die Töpfe umzustürzen, würden die sämmtlichen Seelen der Verunglückten vor Freude in die Höhe hüpfen, denn sie wären erlöst und könnten zur ewigen Ruhe eingehen.



Der Lindwurm.



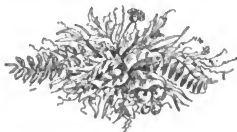
Es geht in Oberpinzgau die Sage, daß in der Nähe der sieben Möser auf der Platten bei Krimml noch heutigen Tages ein schrecklicher Lindwurm hausen soll, dem schon zahlreiche Menschen zum Opfer gefallen und der auch im Viehstande große Verheerungen angerichtet hat. Es hat ihn noch kein Mensch beschreiben können; denn, wer ihn einmal gesehen, der ist verloren und enteilt dem Tode nimmer.



Der Lindwurm in Gastein.



Im Jahre 1403 entstand durch einen großen Wolkenbruch auf der Kötschachalm ein See, aus welchem ein riesiger Lindwurm bis gegen Hundsdorf getragen wurde. Als das Wasser sich verlaufen hatte, blieb das Ungethüm auf einem Felde unterhalb Hundsdorfs liegen und verendete. Das Aas schleppte man seines pestilenzartigen Gestankes wegen auf das Hochwasser, um es wegzuschwemmen. Das Feld aber, auf welchem der Lindwurm liegen geblieben, heißt bis auf den heutigen Tag das Wurmfeld.



Der Lindwurm auf dem Tappenkar.

(Kleinarl.)



as Wurmfeld, eine nasse, sumpfige Berglehne auf dem Tappenkar, einem Berge, der wegen seiner Stürme und Nebel mehr gefürchtet als gesucht ist, beherbergte einst einen großen Drachen (Lindwurm).

Dieses Ungeheuer richtete unter den Viehheerden viel Unheil an und kam auch häufig herab zum See, um sich zu baden. Lange rathschlagten Karhüter und Jäger, wie sie denn dem gräulichen Lindwurm den Garaus machen könnten. Mit Gewalt war demselben nicht beizukommen, dessen waren sie überzeugt, und es hätte sich auch um alle Schätze der Welt Keiner gefunden, der im offenen Kampfe dem Ungethier entgegengetreten wäre. Sie griffen daher zur List, nahmen eine Kuhhaut, stopften dieselbe mit Moos aus, daß sie einem Rinde gleich sah, legten an Stelle des Magens ein Päckchen Zündpulver hinein und brachten statt des Schlundrohres ein Zündrohr an und mit dem Zündpulver in Verbindung. Also ausgerüstet, warfen sie den Popanz in den See und harrten der kommenden Dinge. Der Drache kam, wie gewöhnlich, sein Bad zu nehmen. Kaum erblickte er aber die vermeintliche Kuh, als er sich auch schon auf sie stürzte und sie verschlang. Die Wirkung des verdächtigen

Bissens ließ nicht lange auf sich warten, denn im nächsten Augenblicke schon entzündete sich das Pulver und zerriß den Drachen.

Karhüter und Jäger aber freuten sich ihres billigen Sieges über die Maßen und waren froher Dinge, wie schon lange zuvor nicht mehr.



Das Melkerloch oder Kuhfenster.



Im Südosten des Hollersbachthales, fast im Hintergrunde desselben, zeigt sich in schwindelnder Höhe eines Felsengewändes eine Oeffnung durch den Felsen, welche das „Melkerloch“ oder „Kuhfenster“ genannt wird. Durch dasselbe hat Satanas einst einen gottlosen Melker, der mit den Gottesgaben frevelhaft verfuhr und sich in Milch badete, gegen Arme aber übermüthig und neidisch war, geholt und ist mit ihm durch neun Felswände gefahren.



Die Melkerlöcher.

(Kaprun.)



Auf der „Grubalm“, nach anderen Mittheilungen auf der „Häuslalm“ im Kaprunerthale, lebte einst ein Melker, der mit den Hütern ein wahres Sündenleben führte; Prassen, Spielen und Fluchen waren seine



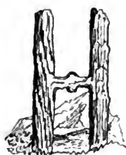
Hauptbeschäftigung. Als er einmal nach alter Gewohnheit in einem Milchbade auf einem Polster von reiner Butter saß, kam

ein riesengroßer Teufel in die Stube und trug dem Melker das „Hosenrecken“ * an. Der Melker, ein passionirter Raufer, sprang beherzt aus der Wanne und warf den Teufel mit einer solchen Gewalt an die Wand, daß die Wände erzitterten und der Teufel wehklagend verschwand. Bald darauf aber kam ein kleinerer Teufel. Auch mit diesem wurde der Melker fertig; er tauchte ihn in den „Schargkast“, daß er, über und über mit Kuhmist bedeckt, wieder herauskam. Sogleich erschien ein dritter, diesmal aber winzig kleiner Teufel; mit dem ging's aber dem Melker schlecht; denn der nahm ihn sammt der Wanne und fuhr mit ihm durch die Felswände der Hölle zu. Noch heutigen Tages sieht man neun, nach der Behauptung Anderer nur sieben solcher Löcher im Gebirge, durch welche die Fahrt ging. Sie führen alle den Namen „Melkerlöcher“. Eines davon findet sich am Birnhorn bei Saalfelden.

* Eine Art Ringkampf, in dem es gilt, den Gegner an den Hüften zu fassen, aufzuheben und zu Boden zu werfen.



Das Melkerloch auf der Mandlwand.



och oben in einer Kante der Mandelwand oder der kleinen Wetterwand am Höllgraben bei Werfen sieht man gleichfalls ein Melkerloch. Durch dieses riß der Teufel einst einen übermüthigen Melker, den er sich von der „Kaserstatt" weg, wo seine Almhütte gestanden war, geholt hatte, und flog mit ihm durch die Lüfte. Senner und Sennerinnen bekreuzen sich, wenn sie das Loch erblicken und beten rasch ein Vaterunser, damit ihnen der Böse nichts anhaben kann.



Das Meeräugel.



n der Nähe der ersten Hütte auf der Hofalm, welche gegenwärtig dem Pilzbauer gehört, im Quellengebiete der warmen Mandling, findet sich ein rundes Erdloch, das etwa zwei Klafter im Durchmesser hat und mit eisigkaltem Wasser gefüllt ist. Aus diesem Loche fließt ein Bach, silberhell und rein. Nach der Sage soll dieses Erdloch unergründlich und mit dem Meere in Verbindung sein, woher auch sein Name „Meeräugel“ stammt.

Mehrere beherzte Bursche wollten einst die Tiefe desselben ergründen, nahmen eine große Weberspule voll Spagat und banden an das eine Ende desselben einen schweren Stein, den sie dann in das „Meeräugel“ warfen. Die Spule entleerte sich allmälig des Spagats, von der Tiefe herauf aber ertönte plötzlich eine Stimme:

„Willst Du mi dagründ'n (ergründen),
So will i Di schlünd'n!“ (verschlucken).

Die Burschen hatten dies kaum vernommen, als sie auch schon erschreckt die Spule fallen ließen und so rasch als möglich das Weite suchten. Seitdem hat es Niemand mehr gewagt, das Meeräugel, das auch mit dem hinteren Gosausee in Verbindung stehen soll, zu ergründen.





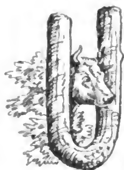
Der Putzgauch.

Kennt Ihr das Märlein vom Putzgauch nicht? — Es dunkelt im Busche, ein Windstoß erschüttert den Haag und aus sprießendem Ried erhebt sich der Putzgauch. Durch Ampfer und Lattich schleicht er leise einher, von Käfern umsummt, von Disteln versteckt. Blüthen fallen, Wurzeln bäumen am Wege sich auf, unter Zweigen und Strauchwerk aber raschelt ein kleines Männchen im grünen Laubgewand. Jetzt baumlang, dann winzig, bald schattig, bald hell, jetzt steht es und dann läuft's auf eschenen Strümpfen, Astlöcher als Augen, Graswurzeln statt der Haare, einen Zweig in der Hand. Noch immer pustet es unter den Erlen am Abend, wenn längst schon die Kinder zur Ruhe gegangen sind.

Das ist der Putzgauch.

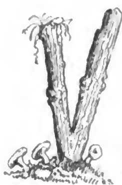


Der Kunter.



Unweit von Zell im Zillerthale hauste vor langer Zeit in den dortigen Einöden und Wildnissen ein grauenhaftes, gar unheimliches Wesen, das von den Einheimischen — weshalb wußten sie wohl selbst nicht — der „Kunter" genannt wurde. Ihn je gesehen zu haben, erinnert sich kein Mensch; dafür hat man ihn aber häufig genug gehört, und das genügte dann, um Alles in panischen Schrecken zu versetzen. Besonders gefährlich war er den Kühen, die er meist in das Euter biß, wie ein alter Viehdoctor erzählte. Sein Biß unterschied sich auch leicht von jenem anderer Geister und war unheilbar. Jetzt hört man glücklicher Weise schon lange nichts mehr von seinem bösen Treiben.





Die steinerne Agnes.

on den Rothöfen am Lattengebirge schaut in das kleine Berchtesgadner Ländchen eine mächtige Felsspitze herab, die „steinerne Agnes“ genannt. Agnes war einst die schönste Dirne weit und breit gewesen. Flink bei der Arbeit, lustig und froh im Kreise ihrer Freundinnen, war sie gepriesen und beliebt, wie keine Zweite und oftmals bei Schallmei und Hackbrett zur Königin erwählt. Also gefeiert, wurde sie aber alsbald stolz gegen ihre Mitschwestern und von abstoßendem Uebermuth erfüllt. Allein „Hochmuth kommt vor dem Fall!“ Dies Sprichwort sollte sich auch an ihr bewahrheiten. Ein schmucker Jägersmann wußte sich in ihr Herz zu stehlen, sie ward verführt, ihrer Unschuld beraubt und wagte sich bald nicht mehr zu Spiel und Tanz, damit ihre Schande nicht offenkundig würde. Aber geheimer Gram lastete schwer auf ihrer Seele; denn ihr Verführer ließ sich nicht mehr blicken.

Da hüllte sich der Teufel in Jägertracht, ging zu der armen Agnes und sprach: „Was härmst Du Dich? Du bleibst ja doch wie vor und ehe die schöne, flinke Agnes; ein Druck der Hand, — ein Laut — und wie alles Weh' lischt auch das Lebenslichtlein Deines Kindleins aus!“ — Schaudernd hört es Agnes, was der Versucher ihr in's Ohr flüstert. Lange ringt sie mit der Mutterliebe in ihrem Herzen; sie sieht auf der einen Seite

unausbleibliche Schande, den Spott und Hohn ihrer Mitschwestern, auf der anderen Vergessenheit dessen, was geschehen, und der Böse hat den Sieg über die Mutter davongetragen, sie tödtet ihr Kind mit eigener Hand. Solch' scheußliches Verbrechen ereilte aber sofort die Strafe Gottes. Zum Schreckbild auf die Zinne hinausgerückt, starrt Agnes, zu Stein geworden, von der schroffen Wand hinab in's Thal.



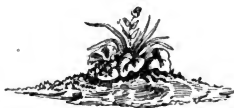
Die steinerne Agnes bei Loibl.

(Eine Variante.)



ei Loibl erhebt sich ein weißer Kalksteinfelsen, der die Gestalt einer Jungfrau hat und vom Volke die „steinerne Agnes" genannt wird. In Steinberg lebte, wie die Sage berichtet, eine Sennerin von seltener Schönheit; die hatte einen Schatz, einen Bauernburschen von Loibl, dem sie mehrere Kinder gebar. Da er, ihrer überdrüßig geworden, sie endlich verließ, mordete sie das letzte Kind und stürzte sich in ihrer Verzweiflung in das Rothosenloch; allein der Felsen spaltete sich und sie wurde zu Stein.

Neben der steinernen Agnes ist eine Kluft, welche durch den ganzen Felsen reicht. Steht nun die Sonne im Westen und fallen ihre Strahlen gerade durch den Felsspalt, dann jauchzt die steinerne Agnes.



Die steinerne Agnes.

(Eine Variante.)



Bei Reichenhall, auf der Straße nach dem Hallthurn und Berchtesgaden, kommt man unter'm Dreisesselberg vorüber, das Lattengebirge rechts liegen lassend. Da lebte einst auf einer Alm eine Sennerin, die bildsauber, dabei aber auch fromm und fleißig war und es getreulich nach dem Spruche hielt: „Bete und arbeite!" Agnes, so ihr Name, verrichtete jeden Morgen und Abend vor einem kleinen Holzkreuze auf ihrer Alm ihre Andacht. Das ärgerte den Teufel über alle Maßen, denn meist hatte er es auf die Frommen abgesehen, weil ihm ja die Gottlosen ohnedies von selbst in den Rachen laufen. Er versuchte daher, auf jede mögliche Weise, Agnes zu verführen. Bald kam er als Jäger, bald als Hirte, bald wieder als Musikant zu ihr und plauderte ihr seine Teufelslügen vor. Gar manches Wort der Versuchung schlug an ihr Ohr, aber es fand keinen Widerhall in ihrem Herzen, des Teufels Bemühen war um so vergeblicher, als schließlich Agnes nicht mehr allein in ihrer Hütte blieb, sondern noch eine Sennerin zu sich nahm. Um sie allein zu haben, trieb ihr der Teufel einmal eine Kuh weg bis hinauf zur Almgartenalpe, die nach St. Zeno gehörte. Da Agnes die Kuh suchte, fand und wieder heimtreiben wollte, stand plötzlich der Teufel als Wildschütze vor ihr und sah sie mit ganz feurigen Augen an.

Nun wurde der Agnes entsetzlich bange, sie stieß einen Schrei aus und lief davon; der Teufel aber hinter ihr drein. So jagte er sie, bis sie nimmer laufen konnte. An einer Steinwand sank sie erschöpft zusammen, flehte aber noch in ihrer Herzensangst, wie die heil. Ottilia, zur Mutter Gottes: „Hilf, heilige Mutter Gottes! Hilf! Hilf!“ Und siehe da, ihr Flehen wurde erhört, die Steinwand öffnete sich, Agnes lief durch und glaubte sich schon gerettet, als sie zu ihrem Entsetzen den Teufel dicht hinter sich sieht. Der stürzt auf sie los, schon glaubt er sie zu fassen, da rennt er sich seine große schwarze Nase fast ein, denn der Leib Agnesens war zu Stein geworden und zwei Englein trugen ihre reine Seele auf zum Himmel.

Jetzt stieg dem Teufel wohl der heftigste Zorn zu Kopfe, allein es nützte ihm nichts. Agnes war und blieb die steinerne Agnes. Die Schlucht in der Steinwand heißt heute noch das Teufelsloch. Wenn die Sonne, was alle Jahre einmal, und zwar am Sonnwendtag, geschieht, durch dasselbe hindurch scheint, dann jauchzt die steinerne Agnes, daß man es weit und breit hört.



Der „Birgstutzen".

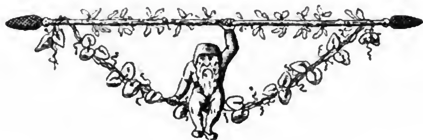


Der „Birgstutzen" ist ein äußerst gefährliches Unthier, das den Lämmern und Ziegen, aber auch den Menschen gefährlich wird; es hat die Gestalt eines Wurmes mit Füßen, mißt ungefähr drei bis fünf Fuß in der Länge und hat, wie Steub sagt, die Dicke eines „Bierkrügels". Die Anzahl seiner Füße ist verschieden; nach Einigen hat es zwei, nach Anderen vier, dann gar sechs Füße, auf welchen es sich gegen den Menschen ꝛc. pfeifend emporrichtet. Sein Hauch ist giftig, weshalb sich auch Jedermann entsetzt, wenn er den „Birgstutzen" zu Gesichte bekommt. Seine wurmähnliche Gestalt endigt in einem Schwanze, der plötzlich abbricht, so daß er wie abgehackt aussieht, daher auch sein Name. Wo der Speik blüht, soll er nicht weit sein.

Ein Jäger pürschte einmal planlos durch die Urschlau, als er plötzlich neben sich etwas rascheln hörte und zur Seite schauend einen „Birgstutzen" erblickt, der, sich um einen Baum schmiegend, ihn mit giftigem Blicke betrachtet. Ueberrascht und geängstigt, fuhr der Jäger zurück und nahm, sich sorgsam umschauend, seinen

Weg in den lichten Wald hinaus, wo er bald darauf einen Rehbock schoß. Das Glück gab ihm neuen Muth, so daß er es nun auch mit dem „Birgstutzen" aufnehmen wollte; er fand ihn aber nicht mehr.*

* Bei Unken befindet sich auf einem Bildstöcklein eine merkwürdige Tafel, welche einen Bauer darstellt, der, von zwei „Birgstutzen" verfolgt, dem Tode verfällt.



Die drei Brüder.



Unweit Unken, einem reizend gelegenen Badeorte, ragen im Gebirge drei spitze Felsenkegel keck empor; das Volk nennt sie die drei Brüder. Die Sage berichtet hierüber Folgendes:

Zu Reut, einem Dorfe zwischen Unken und Lofer, lebte ein Bauer mit drei Söhnen. Die beiden älteren kannten kein größeres Vergnügen als die Gemsenjagd; die war ihr Leben, ja ihre ganze Seligkeit. Der Jüngste wollte von der Jagd nicht viel wissen und arbeitete lieber am Felde. Zuweilen verlockten ihn aber seine beiden Brüder doch, Sense und Rechen mit dem Stutzen zu vertauschen. So auch an einem Sonntag. Am früheſten Morgen waren sie hinaus und mit Tagesanbruch standen sie schon hoch oben im Gewände. Da läutete es in Unken drunten zum Ave Maria. Der Jüngste mahnte zur Umkehr, auf daß sie noch zur Kirchenzeit hinab kämen; aber sein Mahnen blieb unbeachtet. Sie stiegen noch höher, da wurde in Unken zum Gottesdienste geläutet; wieder wollte der Jüngste umkehren, wurde jedoch dafür weidlich ausgelacht. „Das Pfeifen eines Gemsleins hört sich viel schöner an als drunten die Predigt“ — meinten sie. Sie hatten kaum den Grat erreicht, da schlug abermals das Unkener Geläute an ihr Ohr. Der Jüngste bekreuzte sich, klopfte an's Herz und sagte: „Buben,

jetzt ist die Wandlung! Wir hätten doch hinabgehen sollen." Die Beiden erwiderten: „Uns ist lieber heroben ein starker Gemsbock, als unten der Herrgott."

Kaum hatten sie aber diese gotteslästerlichen Worte ausgesprochen, so zog auch schon pechschwarzes Gewölke über ihren Häuptern hin und hüllte sie in undurchdringliche Finsterniß. Blitz und Donner wechselten in rascher Aufeinanderfolge und ein orkanartiger Sturm raste über Berg und Thal dahin, so daß die Leute in Unken schon vermeinten, die Welt gehe zu Grunde.

Als das Gewitter endlich vorüber war und der Himmel sich wieder geklärt hatte, standen die drei Brüder versteinert auf dem Grate des Berges. Das war die Strafe dafür, daß sie den Sabbath entheiligt und Gott gelästert hatten.





Die Tauern.

Wer einen Blick in die mehrtausendjährige Vergangenheit der Tauern machen könnte, dieser Kette gigantischer Bergriesen, der würde wohl gar Wunderbares erfahren. Ist doch das schon überreich an Interessantem, was von demselben auf unsere Zeit übergekommen ist.

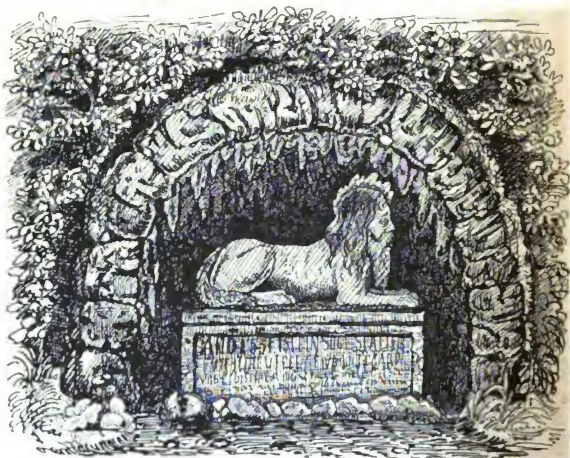
„Hoch oben am Ankogel“ — sagt Koch-Sternfeld von den Tauern — „stiegen die Rauchsäulen vom wirthlichen Alpentrett empor; Heerden von Schafen umlagerten die Köpfe des Scheibenbretts, des Grünecks und Hochkars; Ochsen weideten am Schareck; auf der Schlapper-Ebene standen die Wohnungen der Knappen neben goldreichen Schachten von einem Zirbenhain beschattet; auf der hohen Docke wurde alljährlich das Vieh zu Tausenden gemarktet; auf des Glockners grünen Matten ergötzte sich das Hirtenvolk; vom Geläute der grasenden Rinder ertönte die nun übergossene Alpe; dunkle Wälder spiegelten sich in den Seen des Tappenkars und Pockarts; zur Zeit der Sonnenwende leuchtete drei Nächte hindurch das heilige Feuer vom Brennkogel, und das Volk der umliegenden Thäler, oben auf den sonnigen Jöchern der Tauernkette gelagert, übte seine Kraft und Lust im Ringen und im Faustkampfe und horchte den Sagen der Vorzeit.“

Die Tauern fordern, so heißt es in der Sage, alljährlich zum mindesten *ein* Menschenleben.



Der Forstteufel.

Eine Stunde von Salzburg entfernt, liegt das seiner Wasserkünste wegen berühmte und von Fremden wie Einheimischen gleich stark besuchte Lustschloß Hellbrunn. Unter den vielen Grotten, welche



sich daselbst befinden, erregt besonders die sogenannte Monstrum-Grotte das allgemeine Interesse; sie birgt nämlich das Marmor-

bild eines Ungethümes, wie es unsere Abbildung zeigt. Ueber dasselbe berichtet die Sage:

Im Jahre 1531 wurde auf einer Jagd am Haunsberge, welche der Cardinal-Erzbischof Matthäus Lang veranstaltet hatte, ein Forstteufel gefangen, ein gelbfarbiges Ungethüm, das einen Hahnenkamm am Kopfe trug, das Angesicht eines Menschen, Adlerfüße, nahezu Löwentatzen hatte und dessen Körper dem eines Hundes ähnlich sah. Es war ungemein wild und menschenscheu, verweigerte die Annahme jedweder Nahrung und starb Hungers.

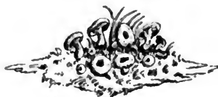




Der Kindskogel.

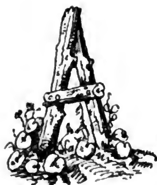
(Lammerthal.)

Eine Sennerin scherzte mit ihrem Buhlen, indeß ihr Kindlein unten am Anger spielte. Das Mutterauge wachte nicht schützend über dasselbe und sah auch nicht den Adler, der hoch oben in den Lüften auf die kostbare Beute lauert, die sein Blick erhascht hat. Jetzt fährt er mit Blitzesschnelle herab auf das arme Kindlein, packt es mit den scharfen Krallen und führt seinen Raub empor in's Felsenneſt, wo die jungen Adler schon des leckeren Bratens harren. Ein entsetzliches Jammergeschrei des Kindes durchzittert die Lüfte — Mutter und Buhle stürzen herbei, erstarren aber im Momente zu Stein. Die gerechte Strafe für Beide, da sie das Leben des Kindes so gering geachtet und sich nicht früher um dasselbe gekümmert hatten. Der Fels hat seitdem den Namen „Kindskogel". Geht eine Mutter unter ihm vorüber, dann drückt sie ihr Kind ängstlich fester an sich.

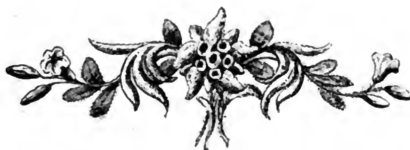


Blühnbach.

(Werfen.)



ls Erzbischof Hartwig einstmals vom Schlosse zu Werfen in strenger Winterszeit gegen Plienbach ritt, brach er sich ein Aestlein von einem Baum ab, das alsbald in seiner Hand, gleich der Ruthe Aaron's, Blätter und Blüthen zu treiben begann. Darob erstaunte des Erzbischofs Gefolge gar sehr, denn solches Wunder konnte nur in eines Heiligen Hand geschehen und Hartwig wurde gleich einem solchen von nun an verehrt. Seit jener Zeit trägt das Thal den Namen Blühnbach.



Der weisse Hirsch.

(Flachgau.)



or ungefähr sechzig Jahren lebte in der Flachau ein gewisser Premstaller, Holzarbeiter, weit und breit als gefürchteter Wildschütze bekannt. Der stieg eines Tages über die Marbachalpe das Penzeck hinan und wählte hoch oben

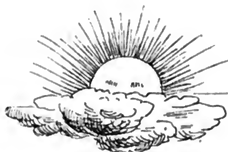


über den Eiswänden seinen Stand auf Gemsen. Auf einmal knistert's und raschelt's im Laub, Premstaller fährt blitzschnell mit dem

Stutzen an die Wange, läßt ihn aber erschreckt sofort wieder sinken, denn wenige Schritte vor ihm steht ein blendend weißer Hirsch, dessen feurige Augen minutenlang auf ihn gerichtet sind. Endlich macht das unheimliche Thier Kehrt und ist ebenso rasch, als es erschienen, wieder verschwunden.

Von Angst erfüllt und in tiefe Gedanken versunken, kehrt der Wildschütz heim und gelobt sich, nie mehr auf die Jagd zu gehen; denn er wußte nur zu gut, daß Der, welchem ein weißer Hirsch begegne, Schaden an seinem Leben nehme.

Nach und nach vergaß jedoch Premstaller seines Gelübdes, die alte Leidenschaft erwachte in ihm auf's Neue; er wagte es wieder einmal und ging auf die Jagd. Er hatte sein Schicksal selbst heraufbeschworen; nimmer kehrte er lebend zurück. Vierzehn Tage später fand man seinen Körper ganz zerschellt unter den Eiswänden.



Bergbau=Sagen.

Der Berggeist.



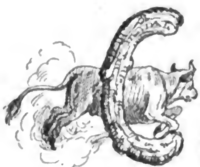
Von den Sennhütten auf dem Naßfelde links ansteigend, gelangt man über die Gestängleiten auf eine Gletscherwand, welche die Hohe Schneestelle genannt wird. Unter derselben liegt ein reiches Goldlager verborgen, das jedoch nur in äußerst heißen Sommern zu Tage tritt. Der Binder Seppel, der nun das Goldlager wußte und ein waghalsiger Bursche war, bemühte sich einst, den Eingang in dasselbe vom Eise zu befreien. Eben hatte er die Hand zu einem gewaltigen Schlage erhoben, als er urplötzlich, von unsichtbarer Seite geführt, einen schweren Hieb auf die Hand erhielt, so daß er sein Werkzeug in's Eiswasser fallen ließ. Aus der dunklen Kluft des Eises aber erscholl eine Stimme, die also rief: „Du hast Alles, was Du brauchst. Zu Reichthum bist Du nicht geboren, darum kehre um! Diesmal habe ich Dir die Haue aus der Hand geschlagen; kommst Du noch einmal, geht's Dir an's Leben!"

Bis zum Tode erschrocken sprang der Binder=Seppel heraus und lief, so schnell ihn seine Füße trugen, der Heimat zu. Lange Zeit wagte er sich nicht mehr zu jener Stelle hin. Allein endlich

wurde die Sucht nach Gold in ihm immer größer und unbezähmbarer; eines Tages, es mochten vielleicht zwei Jahre seit seinem ersten Abenteuer verflossen sein, machte er sich wieder auf und erklomm noch einmal die Hohe Schneestelle. Hätte er es lieber nicht gethan, es wäre besser für ihn gewesen, denn was ihm jene Stimme damals angedroht, ging nunmehr in Erfüllung; er kehrte nicht wieder in sein Heim zurück; wohl aber fand man nach Monaten seinen gräßlich verstümmelten Leichnam tief unten in einer Schlucht.



Die frevelnden Bergknappen.



hristof, des alten und reichen Weitmoser's Sohn, setzte den von seinem Vater begonnenen Bergbau fort und häufte Reichthümer auf Reichthümer. Zu Hundsdorf erbaute er sich ein gar stattliches Schloß und zu Hof-Gastein den schönen Weitmoserhof, ein burgähnliches Gebäude mit großem, rundem Thurme, welcher kühn gegen Himmel ragte und weithin sichtbar war.

Eines Tages fanden die Knappen im Bergwerke einen Klumpen gediegenen Goldes, der mehr denn hundert Pfund an Gewicht hatte. Darüber herrschte in den Höfen und Häusern des Weitmoser unendliche Freude, weil man glaubte, dieser Goldklumpen sei nur der Vorläufer einer neuen, reichen Goldader und fortan werde des Glückes kein Ende sein. Man gab sich der ausgelassensten Lustigkeit hin, schmauste und trank, lebte in Saus und Braus, Tag ein Tag aus. In frevelhaftem Uebermuthe gingen die Bergleute schließlich so weit, daß sie einem lebendigen gemästeten Ochsen die Haut abzogen. Aechzend und röchelnd wälzte sich das arme, gequälte Thier unter Todesschmerzen am Boden, indeß sich seine Peiniger an seinem Leid ergötzten. Da rief ein mitleidiger Knappe aus, daß es grausam und unrecht sei, ein Thier also zu quälen; die Anderen aber, welche an der Pein des Ochsen ihre Freude hatten, erwiderten

lachenden Mundes: „Ochse hin, Ochse her! Wir schenken sein Fleisch den Bettlern; sind wir doch reich genug dazu, es zahlen zu können. Und so wenig dieser Ochse noch fortzulaufen und zu brüllen vermag, eben so wenig wird das Gold im Rathhausberge und in den anderen Schachten abnehmen!“

Kaum waren jedoch diese frevelhaften Worte ausgesprochen, so sprang der Ochse auf, brüllte dreimal fürchterlich auf, daß es von den Bergen widerhallte, und rannte dem Kötschachthale zu, wo er von einer Klippe abstürzte und im Tode Erlösung aus seiner Pein fand. Erschreckt standen die Bergknappen, Lust und Freude waren jähe von ihnen gewichen. Sie spielten diesen Tag nicht, wie sie es sonst zu thun pflegten, mit silbernen Kugeln, warfen nicht mit silbernen Hufeisen nach dem Plattenziele, sondern hatten des Zeichens Acht, das der Himmel ihnen gegeben.

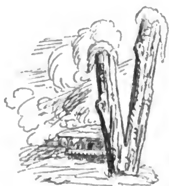
Als sie Tags darauf wieder einfuhren in die Schachte und Stollen, war die reiche Goldader, die sich eben erst erschlossen hatte, verschwunden und nicht wieder zu finden.

Von der Stunde an nahm aber auch der Bergsegen von Tag zu Tag ab.*

* Nach der Chronik lautet die Sage: „Es ist auch die gemaine Saag, daz die Knappen derselben Zeit mit silbernen Platten zum Zill geschossen haben; sein auch so übermüttig gewesen, daz sye einem Ochsen lebendig die Hauth über die Ohren abzagen und (ihn) also lauffen lassen. Darnach seyn von Stund an daz Perckchwerch verschwundten, (in) sich abgeschnidten vnd verlohren worden vnd (habn) weiter nichts mehr geschaffen khäunen.“



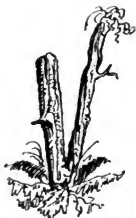
Die Bergknappen.



Vor mehreren hundert Jahren war auch auf dem Kolben in der Rauris der Bergbau reich gesegnet. Wie's aber bei allzu großem Glücke häufig zu geschehen pflegt, arteten auch hier die Bergknappen aus, wurden übermüthig und gottlos. So kam einst die heilige Christnacht heran. Anstatt zu beten, fröhnten die Knappen in derselben dem Kartenspiele, tranken, schrieen, rauften und trieben noch ärgere Ausschweifungen. Ein Einziger machte eine Ausnahme, das war der Metzger, der in Begleitung seines Hundes nach Bucheben zur Mitternachtsmesse ging. Als er von derselben zurückkam und dem Kolben schon ganz nahe war, da vernahm er von der Höhe herab plötzlich eine Stimme, welche rief: „Schieb ab, jetzt ist der Hund von der Mette da!" Und ehe er noch Zeit fand, über den Sinn dieser Worte nachzudenken, vernahm er ein fürchterliches Donnern und Krachen und sah entsetzt eine Lawine sich gerade auf den Kolben zuwälzen. Im nächsten Augenblick war Alles vernichtet und zerstört, von dem blühenden Bergwerke keine Spur mehr zu sehen.

Sich bekreuzend, entfloh der Metzger dem Schreckensorte und eilte hinab nach Bucheben, wo er meldete, was er soeben mit Entsetzen wahrgenommen hatte.

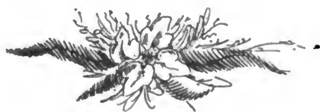




Der Böcksteinkogel.

om Böcksteinkogel in Gastein berichtet die Sage, daß aus demselben in alten Zeiten viele und kostbare Erze zu Tage gefördert worden seien. So reich und groß seien die Gold- und Silberschätze, welche er in seinem Innern berge, daß dieser Fels mit Thalern überdeckt zu werden verdiente.

Wie anderwärts habe aber auch hier der Menschen sündiger Uebermuth den reichen Bergsegen für immer vernichtet.



Die Bergmännlein im Dürrenberg.



n den Tiefen des Dürrenberges hausten einst Bergmännleins, welche den Bergknappen gar wohl gewogen waren. Rüstig schwangen sie Krahl und Fäustel und oft konnte man zu später Nachtstunde ihr Grubenlicht wandeln

sehen. Gar mancher Bergmann fand dann am Morgen seine Schicht um ein Bedeutendes gefördert und dankte im Stillen seinen kleinen Gönnern.

Da erbauten die Knappen auf dem Dürrenberge ein kleines, niedliches Kirchlein und hingen in das Thürmchen ein metall'nes Glöcklein. Als dieses nun zum ersten Male geläutet wurde, da lugten die Zwerge neugierig aus allen Spalten hervor und horchten erschreckt den fremdartigen Klängen. Aengstlich huschten sie hin und her und zeigten sich desto trauriger, je länger das Glöcklein vom Thürmchen herab erklang. Als es endlich schwieg, sagte ein Gnome zu dem alten Steiger: „Wir müssen jetzt scheiden aus dem altgewohnten Hause; denn wenn wir auch Christus geneigt sind, so dürfen wir ihn doch nicht ehren nach Christenart." * — Sprach's und verschwand, mit ihm die ganze Schaar.

* Nach einer anderen Version sagte das Männchen zum Steiger: „Wenn wir gleich Christus nicht feind sind, so können wir uns doch in keiner Weise zu seinem Glauben bekennen."





Der Goldberg in der Rauris.

Einst fiel mitten im Sommer innerhalb achtundvierzig Stunden auf dem Rauriser Goldberg so tiefer Schnee, daß die Knappen in der Bergstube alle Hoffnung verloren, fortzukommen. Als endlich der entsetzlichste Hunger sich einstellte, da faßten sie in ihrer Verzweiflung den fürchterlichen Entschluß, den Bergschmied, als den Beleibtesten, zu tödten und sein Fleisch zu verzehren. Glücklicherweise erhielt dieser früh genug Kenntniß von ihrem Anschlag, stieg durch den Kamin empor zum Dache hinaus und arbeitete sich glücklich durch den Schnee an's Tageslicht. Seine Kameraden folgten ihm unverweilt nach und gelangten unter unsäglichen Mühen und Beschwerden in's Thal. Als Erinnerung an diese Begebenheit stehen in der Pfarrkirche zu Rauris vierzig Schuh hohe Schneestangen, auf welchen zu gewissen Zeiten Lichtlein brennen.



Heidenstollen.



m Dachsteine sollen der Sage nach schon die Heiden Bergbau betrieben haben. Verschiedene auffallende Oeffnungen in dem Felsen, sowie der große Felsenausbruch in der Mitte der senkrecht abfallenden Südseite des Dachsteines werden vom Volksmunde als alte Heidenstollen bezeichnet, welche wegen irgend eines schweren Frevels unzugänglich gemacht, eingestürzt oder verschneit worden seien. Ja, auf der Gosauer und Hallstädter Seite will man sogar wiederholt Leitern und andere Bergwerkzeuge gefunden haben.



Der Hutmann und das Bergmännlein.


er Hutmann von Kolben war ein gar braver und gottesfürchtiger Mann, dem die Arbeit



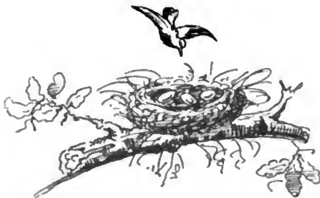
nie ungelegen kam. An eines Sonntags Morgen ging er hinaus zum Brunnen, um sich zu waschen, und erblickte auf einmal

ein gar wunderliches, eisgraues Männlein auf sich zukommen, das, in ein graues Mäntlein gehüllt, einen hohen Hut auf dem kleinen Kopfe trug. Bei ihm angekommen, begann es also zu sprechen: „Daß Ihr doch gar so närrisch seid und da in Rauris die Kuh bei den Hörnern packt, anstatt beim Euter!"

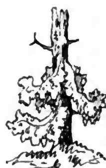
„Warum?" — fragte der Hutmann.

Da wies das Männlein zum Wasserfall hinauf, der vom Hohennarr tosend herabstürzt, und sagte: „Ich will Dir gutes Erz zeigen, geh' nur mit mir!"

Statt nun dieser Aufforderung sofort nachzukommen und dem Kleinen dankbar zu folgen, fuhr der Hutmann fort, sich ruhig Gesicht und Hände zu waschen und ging dann in's Kolbenhaus hinein, um sich abzutrocknen. Als er endlich wieder kam, war das Männlein längst verschwunden. Hätte er seinen Vortheil rechtzeitig wahrgenommen und dem Verlangen des Männchens sofort Folge geleistet, Reichthum und Glück wären ihm beschеert gewesen.



Der Kapulzer.



In den Gasteiner und Rauriser Bergen treibt ein Bergkobold sein Wesen, der unter dem Namen „der Kaputzer" von den Bergknappen gekannt und gefürchtet wird. Manche nennen ihn auch den kleinen „Putz". Außer ihm leben aber im Glauben der Knappschaft noch mancherlei Berg- und Alpengeister, so das *Schranel*, das *Donanadel*, der böse Erdgeist *Gangerl*, der *Dusel*, welcher nächtlicherweile in die Häuser schleicht und die kleinen Kinder stiehlt. der *Putz*, welcher die Wanderer boshafterweise auf Abwege führt, und endlich die fürchterliche Wildfrau *Perchtl*. Nicht minder glauben die Bergbewohner an die sogenannte *Wehklage*, welche im Vereine mit dem *Todtenvogel* allnächtlich wimmernd die Orte durchirrt. Die den Kaputzer noch nicht gesehen, glauben fest, ihn wenigstens gehört zu haben; denn wenn die Gletscher krachen und Steine mit Gewalt sich loslösen und unter donnerähnlichem Geräusch in die Tiefe stürzen, dann ist es der Kaputzer, der sich hören läßt und reiche Erzgänge thun sich in der Nähe auf. Das Huschen des Geistes zu hören, wird für ein großes Glück gehalten; nur darf kein Knappe fluchen oder lästern, das rächt der Geist sofort und äußerst fühlbar. Im Allgemeinen ist der Kaputzer gutmüthig und frommen und gottesfürchtigen Knappen gar günstig gestimmt, wenn er sie auch von Zeit zu Zeit, doch ohne zu schaden, neckt.

So ging einst ein Knappe über den Hügel nächst dem Goldberge hin und trug an einer über die Schulter gehängten Schnur einen Laib Brot, als der Kaputzer einem Windstoß gleich daher kam und das Brot entführte. Ein andermal kam derselbe Knappe an der nämlichen Stelle mit zwei Brotlaiben vorüber. Und wieder entriß ihm der neckende Berggeist einen Laib und kollerte ihn bergabwärts. Da warf der Knappe auch den zweiten Laib hinterdrein und rief: „Hast Du den einen, nimm auch den anderen!“ Seit jenem Ereignisse heißt der Hügel der Brotschnagel, der Knappe aber wurde bald darauf ein glücklicher Fündner und gelangte zu großem Reichthume. Der Kaputzer hatte ihn in seinen Schutz genommen und blieb ihm allezeit hold.



Peter Pezoli.



Vom Bergbau am Rauschenberge im Salzburg'schen Gebirgslande ist folgende Sage im Schwunge:

Zu Schwaz in Tirol lebte ein Handelsmann, Peter Pezoli genannt, der nahm im Jahre 1674 das Rauschenberger Gewerk auf zehn Jahre in seinen Pacht. Wiewohl er weder Mühen noch Kosten scheute, so schien ihm das Glück doch nicht günstig, denn es erschlossen sich ihm keine ergiebigen Erzgänge mehr und er mußte einen Knappen nach dem anderen entlassen; schließlich war ihm nur noch Einer geblieben, ein alter treuer Bergmann. Der arbeitete allein ruhig weiter, aber auch ohne Erfolg. Eines Tages hatte er, um ein Felsstück zu sprengen, ein Loch gebohrt, mit Pulver gefüllt und machte sich eben daran, die Sprengung vorzunehmen, als Pezoli mit trauriger Mine zu ihm trat und ihm ankündigte, daß er fürderhin auch für ihn, den letzten seiner Knappen, kein Brot mehr habe und ihn seines Dienstes entlassen müsse. „Nun" — sprach der alte Bergmann bekümmert — „so laßt mich wenigstens noch den letzten Sprengschuß losfeuern."

Der Herr ließ ihn gewähren, der Schuß ging los, und siehe da, ein Wunder war geschehen; denn ein überreicher Erzgang hatte sich erschlossen, der nicht nur all' die frühere Arbeit und Mühe reichlich vergalt, sondern Peter Pezoli auch zum reichen Manne machte.



Der Bockkarsee.

u jener Zeit, da in Folge des überreichen Bergsegens der Bergknappen Uebermuth das höchste Maß erreicht hatte, erschien einst bei den Almhütten am Naßfelde ein kleines uraltes Männchen und fragte den „Ochsner“ (Viehhüter), ob er ihm nicht gegen gute Entlohnung für die nächste Nacht ein Paar Ochsen leihen wolle? Ein unbestimmtes Etwas, sei es Scheu vor dem unheimlichen Männlein oder Furcht, durch eine abschlägige Antwort dessen Zorn zu erregen, ließ den Hüter ohne Weiteres in das Begehren willigen.

So nahm jenes denn die Ochsen und fuhr mit ihnen dem Bockkar* zu. Darauf vernahm man die ganze Nacht hindurch deutlich in der Richtung vom Bockkar zum unteren See das Rollen der Räder und jenes knarrende Geräusch, das ein schwer beladener Wagen gewöhnlich hervorzubringen pflegt.

Mit Morgenanbruch brachte das Männlein die Ochsen wieder, sagte, nach denselben zeigend, zum Hüter: „Dein Lohn für das Leihen tragen die Ochsen an ihren Hörnern!“ und verschwand auf Nimmerwiedersehen. Da der Hüter die Hörner

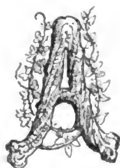
* Ein Berg im Bockkarthal.

unterſuchte, waren die Spitzen derſelben in eitel Gold verwandelt.

Der Ochsner war deſſen überfroh; allein mit dem reichen Bergſegen hatte es von der Stunde an ein Ende, er war verſchwunden. Das Männlein hatte nämlich in der verwichenen Nacht alles Gold aus dem Bockkar in den See geführt.



Der See am Bockkar.



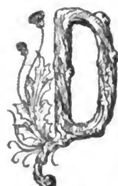
Am Fuße des Bockkar in der Gastein liegt ein kleiner See, der in seinen Tiefen die kostbarsten Schätze birgt. In alten Zeiten kamen auch alljährlich Taucher aus Italien und holten sich aus dem See Gold und Silber die Menge, das sie dann mit in ihre Heimat nahmen.

Jene Stelle nun, welche gegenwärtig der See einnimmt, war ehedem ein ungemein fruchtbarer und reicher Landstrich gewesen; aus jeder Felsspalte fast trat Gold und Silber zu Tage. Allein allzu viel Glück macht übermüthig; so ging es auch hier. Das Volk und insbesonders die Bergknappen wußten sich bald vor Hochmuth nicht mehr zu helfen; sie warfen mit silbernen Platten nach dem Ziele und tranken die Weine nur mehr aus goldenen Geschirren. Dabei waren sie hart gegen Arme und Unterdrückte und lästerten Gott und die Religion. Endlich ereilte sie aber die längst verdiente Züchtigung und das Strafgericht Gottes kam über sie auf fürchterliche Weise. Unabsehbare Eismassen überdeckten auf einmal die erzreichen Berge, deren grüner Schmuck unter ihnen bald verschwand. Bis in's Thal herab erstreckten sich die Eisflächen und zerflossen hier unter den sengenden Strahlen der Sonne. Ungeheuere Wassermengen begannen sich zu sammeln, welche stürmend und tosend

vergeblich nach einem Abfluß suchten. Immer höher und höher stiegen die Wasser und verschlangen mit den großen Schätzen Alles, was Leben hatte. So entstand der See am Bockkar. Bei heiterem, stillem Wetter und wenn das Wasser des Sees vollkommen klar und ruhig ist, sieht man noch heute in der Tiefe desselben gar wunderliche Gebilde, zahllosen Stämmen über einander gestürzter Wälder ähnlich.



Der Röthenstein.



Der Röthenstein, ein Berg in Filzmoos, war vor Zeiten überreich an edlen Metallen. Die Menschen aber konnten sich über den Besitz derselben nicht einigen, sie stritten unter sich fort und fort, schließlich schlugen sie so wuchtig auf einander los, daß der ganze Berg an seinem Fuße von ihrem Blute übergossen war. Zur gerechten Strafe hierfür verschwanden all' die edlen Metalle und verwandelten sich in werthlose „Röthen" (Röthel). Seitdem hat der Berg den Namen „Röthenstein".



Das Salzachgold.



Vor Alters Zeiten gab es in der Salzach so große Mengen Goldes, daß an ihren Ufern zahlreiche Goldwäschen entstanden und durch halb Europa Salzburger Gold verbreitet war. Dieser Goldreichthum erreichte indeß sein Ende, als Erzbischof Leonhard von der Veste Hohen-Salzburg aus seinen Segen über Stadt und Land gab, dabei jedoch in erster Reihe die Berge in's Auge faßte. Allmälig schwand das Gold aus der Salzach und wandte sich den Bergen zu, deren Reichthum an Edelmetallen und Salz seitdem ein um so größerer war.



Der Salzbrunnen bei Unken.



Vor circa 200 Jahren wurde am Pfannhausgute bei Unken ein salzhältiger Brunnen entdeckt, der aber bis in die heutige Zeit nicht ausgebeutet wurde. Von demselben meldet die Sage: „Wenn einmal den Salzarbeitern zu Reichenhall zu hart geschehen würde, dann wird in Unken ein Salzwerk entstehen und eine Pfanne auf der „Kronawedsau“ den Bedrängten zum Troste erbaut werden.“ *

* In einer protokollarischen Aufzeichnung der Salzburger Hofkammer vom 10. Juli 1666 heißt es: „Die gemein Sag' ist schon lang herumgegangen und gar von denen alten für eine Prophezeiung gehalten worden, wenn man zu Reichenhall dem Arbeiter zu hart mitfahre, so werde zu Unkhen ein Salzbrunn auffstehn und auf der khrammetau daselbst ain Salzpfann aufkhommen“.



Die Salzmänner am Dürrenberg.

Im Jahre 1573 wurde in dem Salzwerke am Dürrenberg in einer Tiefe von angeblich 6300 Schuh (630?) der Körper eines Mannes ausgegraben, welcher neun Spannen lang und noch nicht in Verwesung übergegangen war: denn Fleisch und Bein, Haar, Bart und Kleidung waren wohl conservirt. Das Fleisch war zwar hart und gelb, wie etwa das eines geselchten Stockfisches. Zu jener Zeit, da dies geschah, stand ein schrecklicher Kometstern am Himmel. Einen eben solchen Mann grub man im Jahre 1616 im selben Berge in dem St. Georgenstollen aus und bewahrte beide Salzmänner in einem Kämmerlein nächst dem Stollen Clamereis, woselbst sie durch Jahre hindurch lagen und von Alt und Jung angestaunt wurden. Als sie aber endlich zu riechen begannen und sichtlich der Verwesung anheimfielen, da hat man sie christlich begraben.

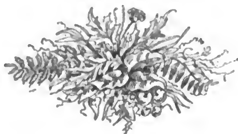


Der Bergbau am Silbereck.



Der Bergbau am Silbereck im Murwinkel soll — wie die Sage berichtet — so reich gewesen sein, daß die Erze ein ganzes Dritttheil Silber als Ausbeute ergaben. Als aber die Knappen in frevlem Leichtsinne am Spielbühel mit silbernen Platten nach dem Ziele zu werfen begannen, da war es mit dem Bergsegen rasch vorbei.

Am Silbereck ließen sich auch zu öfteren Malen Bergmännchen sehen, die waren grau, klein und alt; gesprochen haben sie aber mit keinem Menschen.



Die Schlapperebene.



Am Mallnitzertauern, im Hintergrunde des Gasteiner Thales, liegt eine Bergfläche, die Schlapperebene genannt. Da wurde einst ein lebhafter und reich ergiebiger Bergbau betrieben. Die Wohnungen der Knappen standen neben den goldreichen Schachten, beschattet von einem prächtigen Zirbenhaine. Durch den reichen Bergsegen vom Uebermuthe gepackt, zog die Knappschaft schlemmend und schwelgend mit gefüllten Goldsäcken durch das Land und verübte mancherlei Skandale den Frommen und Gottesfürchtigen zum Aergerniß. Als sie endlich all' ihr Geld vergeudet, kehrten die Knappen wieder zu den Gruben zurück, um sich die Säcke mit neuem Golde zu füllen und das sündhafte Leben wieder von vorne zu beginnen. Allein sie hatten auf Gott vergessen, dessen strafender Arm jeden verstockten Sünder erreicht. Ehe sie ihren bösen Vorsatz ausführen konnten, erhob sich ein furchtbarer Schneesturm und begrub das ganze Gefilde sammt Knappen und Stollen unter Schnee und Eis. An der Eiswand, die sich an dieser Stelle gebildet hat, sieht man noch heute Knappen in riesige Eiskrystalle verwandelt stehen.





Das verzauberte Bergwerk am Silbereck.

Die alte Ruepbäuerin, eine böse Zauberin, besaß ein liebreizendes Töchterlein, um dessen Liebe sich die übermüthigen Knappen von den Silbereckbauen gar heftig bewarben. Die Mutter aber sah diese Werbungen mit scheelen Blicken an und wies die ungebetenen Freier mit strengen Worten ab. Diese ließen sich jedoch nicht so leicht abschrecken und setzten ihre Besuche bei dem schmucken Töchterlein unverdrossen fort.

Da beschloß die Alte, der ganzen Knappschaft ein Ende zu machen. Sie ließ sich eine eiserne Henne mit eben solchen Eiern anfertigen, überzog beides mit siedendem Pech und mit Schwefel, auf daß das Eisen nicht roste, und vergrub ihr Zauberwerk an einem unbekannten Orte. Von diesem Augenblicke an war der früher so reiche Bergsegen plötzlich verschwunden; mit der Herrlichkeit der Knappen hatte es ein jähes Ende erreicht und sie zerstreuten sich nach allen Windrichtungen. Viele Jahre ist es her, seit die alte Ruepbäuerin in die Ewigkeit hinüber gegangen und auch ihr schönes Töchterlein ist längst vermodert; noch immer aber liegt der Zauber auf den reichen Erzgängen, die am Silbereck „ausbeißen", und kein Mensch vermag sie zu finden. Der Zauber wird auch nicht schwinden, als bis entweder ein Sonntagskind die Henne sammt den Eiern aus dem Schooße der Erde hebt, oder der Rost das ganze Erzeugniß der Zauberkunst vernichtet haben wird.



Der Schatz der Frau Maierin.



In der Gastein ist die Sage im Schwunge, daß aus jenen alten Zeiten des gesegneten Bergbaues her so mancher kostbare Schatz vergraben und verzaubert sei, der wohl gefunden werden könnte, wenn nur der rechte Finder käme. So sagt man, daß einen dieser Schätze der berühmte Gewerke und Sr. römischen Majestät Rath, Christoph Weitmoser, reich begütert in der Gastein, Rauris, Schladming, Bleibach bei Villach in Kärnten, ehe er 1558, gesegnet mit zahllosen Glücksgütern, starb, selbst vergraben haben soll. Einen anderen überreichen Schatz, bestehend in einem gold- und silberreichen Stollen, habe Hanns Maier, dessen Ehefrau die Tochter Margaretha des wohlhabenden Gewerken, Hanns Zott, war, besessen. Anno 1637 wurde Frau Margaretha Maier, da sie nicht eines Glaubens mit ihrem Manne war, gezwungen, diesen zu verlassen und auszuwandern. Da sie mit innigster Liebe an ihrem Gatten hing, so kehrte sie einmal in aller Stille zurück, um ihn nochmals zu sehen; ward jedoch verrathen, ergriffen und, nachdem sie lange Zeit in harter Haft geschmachtet, auf immer

verbannt. Da verzauberte sie den Schatz, der auf der Erzwiese stand, und machte, daß er nimmermehr gefunden werden konnte, wiewohl seit jener Zeit Bergleute und Beamte den Schatz der Frau Maier wiederholt suchten; ihre Bemühungen blieben jedoch allezeit vergeblich und erfolglos.



Der Pinzgauer Jäger.



Ein Jäger im schönen Pinzgau liebte einst über alle Maßen ein Mädchen, das ihm gleichfalls in voller Liebe zugethan war. Wiewohl vom Hause aus arm, wagte er es doch, um Anna bei ihrem reichen Vater zu freien. Der aber, ein finsterer Mann, hob einen mächtigen Steinkrug in die Höhe und sprach: „Gieb Acht und verstehe mich wohl! Bringst Du mir einen Krug, wie dieser hier, aus gediegenem Gold, dann soll meine Tochter Deine Ehefrau werden. So lange Du diese Bedingung indeß nicht erfüllen kannst, entschlage Dich jeder Hoffnung, sie Dein Eigen nennen zu dürfen."

Der arme Jäger wurde todtenblaß; wie sollte er zu so großem Reichthum gelangen, um eine so hoch gespannte Forderung erfüllen zu können. Der Verzweiflung nahe, eilte er in den Wald. Da stand ein altes, moosüberwachsenes Kreuz, vor dem kniete er nieder und flehte inbrünstig zu Gott um Trost und Hilfe. Voll Kummer blickte er himmelwärts, immer schwerer wurde ihm um's Herz, bis er endlich ermattet von der Aufregung, die Geist und Körper erfaßt hatte, in Schlaf sank. Es träumte ihm, er sehe plötzlich eine schneeweiße Gemse, an deren einem Lauf seltsamer Weise ein goldener Ring erglänzte. Er schießt nach ihr, trifft sie auch und im selben Augenblicke erblickt er eine Schaar fröhlicher Hochzeitsgäste und sich selbst als glücklichen Bräutigam an der Seite seiner geliebten Anna. Als

er endlich erwachte, da fühlte er sich neu gestärkt und heiteren Muthes in die Zukunft schauend, eilte er fort. Der Traum beschäftigte sein ganzes Sinnen und Denken. Da, auf einmal hielt er inne und schaute erstaunt aufwärts. Kaum traute er seinen Augen; denn oben auf der höchsten Spitze erblickte er,



ganz wie im Traume, eine weiße Gemse und an deren einem Lauf einen gold'nen Ring. Diesmal war es aber volle Wirklichkeit. Beflügelten Schrittes erklimmt er die Höhe, aber die Gemse flieht vor ihm und flüchtet sich mit Windeseile von Spitze zu Spitze, von Fels zu Fels. Allein der Jäger läßt sie nimmer aus dem Auge, er folgt ihr immer weiter und weiter, bis in

die Gastein, zwei volle Tage hindurch; am dritten Tage kommt er ihr bis auf hundert Schritte in die Nähe, erfaßt den glücklichen Moment, schießt, und getroffen stürzt das Thier zusammen. Fast wäre es jedoch in die Tiefe gekollert, hätte es nicht eine Felsspalte aufgenommen. Zitternd vor innerer Erregung, nahte sich der Jäger seiner Beute und jauchzte im nächsten Augenblicke freudig auf, denn ringsum wies der Fels blinkendes Gold in Hülle und Fülle. So plötzlich reich geworden, war er auch im Stande, die Bedingung von Anna's Vater leicht zu erfüllen. Seine zweite Werbung hatte den ersehnten Erfolg; Anna wurde sein Weib und er an ihrer Seite der glücklichste Mensch. Denn das Gold nahm kein Ende und verhalf ihm zu ungeahntem Reichthum.

So hatte ihm sein inbrünstiges Gebet geholfen und das Unmögliche möglich gemacht.



Der Venediger auf dem Hundsstein.



Auf dem Hundsstein verstiegen sich einst Kühe und Ziegen eines Hirten, ohne daß sie dieser zurückzutreiben vermochte. Er nahm daher Steine, warf sie auf das Vieh und zwang es auf diese Weise zur Rückkehr. Mit einem Male stand ein Mann neben ihm und rief ihn an: „Wirf nicht die Steine weg, um das Vieh zu bekommen; sie sind wahrlich mehr werth als alle Deine Kühe und Ziegen." Darauf war er wieder verschwunden. Als nun der Hirte die Steine näher besah, entdeckte er, daß sie lauteres Gold enthielten, und sammelte deren so viele, daß er ein überreicher Mann wurde.

Der Mann jedoch, der ihm so unerwartet erschienen und eben so rasch wieder verschwand, war ein Venediger. Ein solcher wußte mehr als andere Leute; denn ihm stand der Bergspiegel zu Gebote, mittelst welchen er von Venedig aus in das Innere der Berge schauen konnte; ihm war auch die Kunst zu eigen, aus Allem Gold machen zu können.





Der Venediger Luftfahrt.

Oberhalb Gerlos, da, wo das Zillerthal an das Salzburgische grenzt, liegt das Krummbachthal und die „wilde Krimml“ mit einer großen Schafalpe. Auf dieser sind drei Seen reich an Schätzen aller Art und unterhalb derselben stürzt ein mächtiger Wasserfall tosend nieder. In der ganzen Umgegend vernimmt man einige Stunden vor einem Unwetter ein gewaltiges Aufbrausen der Seen, dem sicher ein heftiges Gewitter folgt. Jene Schafalpe war vor Zeiten Eigenthum eines Bauers, der zuweilen mit Handschuhen und anderer Waare in die Fremde zog und damit Handel trieb. Einst führte ihn sein Weg auch nach Venedig. Da traf er zwei Venediger, die von dem Schätze-Reichthum der obigen Seen gehört hatten und sich nun bei ihm nach denselben erkundigten.

„Die liegen gar nicht weit von hier!“ — meinte der Bauer, worauf die beiden Venediger ein dreieckiges, schwarzes Tuch hervorzogen, von welchem Jeder einen Zipfel, der Bauer den dritten fassen und fest halten mußte; alsbald erhoben sie sich in die Lüfte und gelangten rasch zu den Seen. Hier angelangt, schlugen die Venediger mit ihren Stäbchen kreuzweise auf das Wasser. Dieses theilte sich sofort, so daß sie auf den Seegrund hinabsteigen konnten. Hier fanden sie Gold und blaue

Lasur in Menge und nahmen mit sich, so viel sie nur zu tragen vermochten. Auch der Bauer erhielt sein Theil an den aufgefundenen Schätzen, doch durfte er nur so lange in der Tiefe weilen, bis die Venediger nach Venedig zurückgekehrt waren.

Als die Franzosen und Baiern in's Land drangen, vergrub der Bauer seinen Reichthum unter dem Wasserfall. Ehe er ihn wieder hervorholen konnte, erkrankte er indeß. Er rief seinen Knecht und bezeichnete ihm genau den Ort, wo das Geld liege. Der ging hin, kehrte aber, von nicht geringem Schreck erfaßt, sofort wieder um, denn an der bezeichneten Stelle saß ein großer schwarzer Hund, der ihm grimmig die Zähne wies. Entsetzt eilte er nach Hause, um seinem Herrn zu melden, was er gesehen. Doch der war todt!

Seitdem hat es Niemand mehr gewagt, den Schatz zu heben, und noch heute ruht er unberührt unter dem Wasserfalle.



Venediger auf dem Gappenkar.



Hoch oben auf dem Faulkogel befindet sich ein kleines Brünnlein. Zu diesem kamen vor Zeiten regelmäßig Wälsche, besser gesagt Venediger, und stellten eine Kanne unter, welche sich allmälig mit purem Golde füllte. Ebenso erschienen sie in jedem zweiten Jahre auf dem Lederberg oder dem Gemeindekar und füllten ihre Ränzleins bei einer Quelle, die kein Sterblicher zu entdecken vermochte, mit Goldsand. Zum letzten Male erschienen sie im Jahre 1803.



Venediger im Bockkarsee.



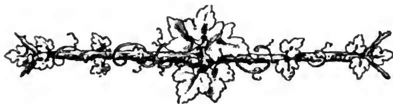
m XVI. Jahrhundert besuchten wiederholt die Venediger den unteren Bockkarsee und holten aus seiner Tiefe große Krystalle, feurige Granaten, schuhlange Smaragde und ungeheuere Mengen von Goldsand. Andere wollten es ihnen nachmachen, hatten aber zu thun, daß sie mit dem Leben davonkamen, geschweige denn, daß sie Schätze fanden.



Das Venediger Mandl.



Der Binder Seppl, ein munterer Bursche, der Goldsucher, Wurzelgräber und — Wilderer in einer Person war, grub einmal an dem steil abfallenden Abhange unter dem Gletscher der Schlapperebene nach Wurzeln, als er unter dem Krummholz plötzlich ein graues Männlein stehen sah, das kaum anderthalb Fuß lang war. „Das ist ein Bergmännlein, ein sogenannter Venediger!" — dachte sich Seppel und freute sich nicht wenig darüber; denn lange schon war es sein sehnlicher Wunsch gewesen, einem solchen einmal zu begegnen. So schnell er nur konnte, rannte er auf das Männlein zu, fing es, nahm es auf seinen Arm, schmeichelte ihm und liebkoste es und stellte wohl hunderterlei Fragen an dasselbe, ganz besonders wollte er wissen, an welcher Stelle des Gebirges Gold- und Silbererze zu finden wären. Aber das Männlein geberdete sich in seinen Armen wie ein wildes Thier und gab nur ab und zu unartikulirte Laute von sich, die Seppel ganz und gar nicht verstand. Durch eine rasche Bewegung schnellte es schließlich von Seppel weg und verschwand wie der Wind zwischen den Steintrümmern. Der Binder Seppel hatte das leere Nachsehen.



Die Weitmoser.

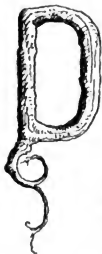


Zu Gastein und in der Rauris lebte einst der alte Weitmoser, ein gar mächtiger Fundgrübner. Dem war es einmal so schlecht gegangen, daß er nahe daran war, seinen Gläubigern durchzubrennen. Schon hatte er zur Flucht die Thüre geöffnet, als seine Knappen ihm reichen Ausbruch und Handstein entgegen brachten, welche Gold und Silber enthielten. Immer größere und größere Mengen Goldes wurden zu Tage gefördert, so daß er bald über große Reichthümer verfügte. Ja selbst auf dem Todtenbette wurde ihm noch die Nachricht zu Theil, daß neue mächtige Goldgänge zu Tage traten. Er aber sagte: „Der rechte und schönste Gang ist Jesus, mein Herr und Heiland! Auf dem will ich bald eingehen in's ewige Leben".

Wenige Tage später schloß er seine Augen zum ewigen Schlafe.



Wie die Weitmoser mächtig wurden.



avon erzählt die Sage Folgendes: Erasmus Weitmoser, ein schlichter Landmann zu Gadaunern im Gasteinerthale, hatte den Einfall, das Gold dort zu suchen, wo es einzig und allein zu finden war, in den Bergen selbst. Er war sich seiner Sache wohl bewußt und überzeugt, daß er sein Ziel erreichen werde. Allein da er immer tiefer und tiefer grub, um endlich an die goldhaltenden Gänge zu kommen, erschöpfte er schließlich seine Geldmittel und fand Niemanden, der ihm für sein Unternehmen, das Vielen mehr als gewagt schien, Geld vorgestreckt hätte.

So saß er am heiligen Ostertage traurig über sein Mißgeschick in Gedanken versunken da und wußte weder Rath noch Hilfe. Er hatte ja nicht einmal so viel Geld im Hause, daß er sich und den Seinen für den Festtag ein Stück Fleisch zum Mittagstisch gönnen konnte. Dies schmerzte seine Hausfrau gar sehr, weil sie der Gatte dauerte, der für seine Familie ja Alles hingegeben hatte. Da sie nichts ihr Eigen nannte, wofür sie Geld bekommen hätte, so opferte sie das Liebste, was sie besaß, ihren Brautschleier, ging fort und verkaufte ihn insgeheim. Für den Erlös schaffte sie Fleisch in's Haus und erübrigte auch noch einen Pfennig für ihren Gatten, daß er noch ein Schöpplein trinken und seinen Gram wenigstens etwas vertreiben konnte.

Die Geschichte mit dem Schleier verbreitete sich noch am selben Tage im Dorfe und in derselben Woche im ganzen Thale, bis sie endlich auch dem Erzbischofe zu Salzburg, Leonhard von Keutschach, zu Ohren kam. Jedermann rühmte die Tugenden der Weitmoserin, die Ehrlichkeit und den Fleiß ihres Gatten.

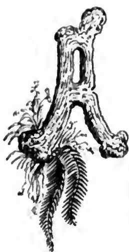
Da beschied der Erzbischof den Weitmoser zu sich und streckte ihm eine große Summe Geldes vor, auf daß er das von ihm begonnene Werk fördern und vollenden könne. Die eingestellte Arbeit ward wieder aufgenommen, die Grube wieder eröffnet und weiter geführt. Und ehe noch das entlehnte Geld vollends verwendet war, kam edles Erz zu Tage. Bald hatte es des Goldes kein Ende mehr und war Erasmus Weitmoser zum reichsten Manne des Thales geworden.

Sein Sohn Christof war noch glücklicher im Bergbau als er, und wurde so reich, daß er jeder seiner Töchter, um deren Hand sich Grafen und Ritter stritten, wie um seine Freundschaft selbst Fürsten warben, als Heiratsgut viele Tausende von Gulden geben konnte. Seinen drei Söhnen hinterließ er eine volle Million funkelnder Goldgulden.*

* In einem Walde auf der Erzwiese soll Christof Weitmoser einen großen Schatz vergraben und einen so großen Haufen gediegenen Goldes besessen haben, daß er darunter einen zu Pferde Sitzenden hätte leicht verbergen können.

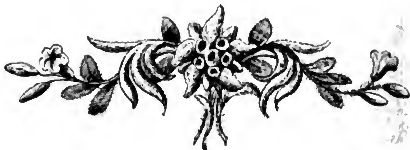


Der Gemsbock.



Auf den Höhen des Gamskarkogels zeigte sich zu wiederholten Malen ein alter Gemsbock, der von vielen Jägern verfolgt wurde. So oft aber einer derselben auf ihn anlegte, verwandelte er sich rasch in irgend einen Bekannten des Thales.

Man glaubte allgemein, daß ein Weitmoser in dieser Gestalt um die grauen Felsen des Gamskarkogels streifen und stets und immer wieder nach den alten reichen Goldlagern suchen müsse, bis er sie gefunden. Erst dann, wenn ihm dies gelungen, könne er zur ewigen Ruhe eingehen.



Der Bettlerin Fluch.



Des Herrn Christof Weitmoser's Ehefrau war ein gar schönes, aber auch ungemein hoffärtiges und stolzes Weib. Sie trug die kostbarsten Gewänder und so glänzenden und werthvollen Schmuck, daß eine Fürstin sie darum beneiden konnte.

So ritt sie einst in voller Pracht und Herrlichkeit stolz durch die Klamm, eine nach Gastein führende Felsschlucht. Einer Königin gleich, blickte sie stolz um sich und belächelte hochmüthig, wer ihr in den Weg kam. Da saß eine Bettlerin am Wege, welche dringend um ein Almosen flehte. Die reiche Weitmoserin blickte verächtlich von ihrem Rosse auf die Bettlerin herab und rief herzlos: „Hinweg, freches Bettelvolk!"

„Ach!" -- seufzte die Bettlerin, „Keiner, der heute wie Du einherstolzirt, weiß, ob er nicht morgen gleichfalls betteln muß! Heute mir, morgen Dir!"

Da lachte die Weitmoserin stolz, zog einen kostbaren Ring vom Finger und sprach: „Eine Weitmoserin und betteln? So wenig dieser Ring wieder zum Vorschein kommt, ebenso wenig, Du Elende, erfüllt sich Dein Fluch!" Und mit diesen Worten schleuderte sie den Ring in die unterhalb des Weges wild durch die Klamm brausende dunkelgrüne Ache.

Einige Zeit war seit diesem Auftritte verflossen, da brachte der Thalfischer eine große Forelle in den Weitmoser-Hof, die er

Tags vorher in der Ache gefangen hatte. Sie war für ein Festmahl bestimmt, welches Christof Weitmoser seinen Mitgewerken gab. Als der Fisch nun zerschnitten wurde, fand man in seinem Bauche den Ring der stolzen Weitmoserin.

Von diesem Augenblicke an begannen Glück und Segen von dem reichen Geschlechte sich dauernd abzuwenden. Stollen und Schachte stürzten ein, wurden aufgelassen oder von wilden Wassern ersäuft. Nur in der Sage und einigen milden Stiftungen lebt noch das Andenken der Weitmoser fort. Selbst ihre Schlösser verfielen dem vernichtenden Zahne der Zeit. Der Weitmoser-Hof in Gastein mit seinem Schneckenthurme steht öde, nur einige wenige Säulen sind die traurigen Zeugen früherer Pracht und Herrlichkeit. Der unterirdische Gang, welcher vom Hofe nach dem stattlichen Schlosse zu Hundsdorf führte, ist verschüttet, das Schloß selbst ein Trümmerhaufen.

So ging ein Geschlecht zu Grunde, das vermöge seines immensen Reichthums unter die ersten Geschlechter des Landes gehörte, das berufen war, Großes zu vollführen. Der eigene Hochmuth brachte es zu Fall.





Historische Sagen.

Das Hochzeitskreuz.



Frau Marthe, gewöhnlich die böse Marthe genannt, saß in ihrem Stübchen und spann lustig drauf los, indeß Käthchen, ihr einzig Töchterlein, gar flink mit der Nadel hantirte. Ihr ging die Arbeit um so rascher von statten, als ja alle ihre Mühe der Hochzeitsausstattung galt; denn der schmucke Junker Stollhammer von St. Gilgen hatte um sie gefreit und in acht Tagen schon sollte die Trauung stattfinden. Wohl war es von Seite des Junkers ein gewagtes Unternehmen, Eidam der bösen Marthe zu werden, deren Bosheit und Tücke ja keine Grenzen kannten; allein um das wunderliebliche Käthchen hätte er noch mehr gethan, als den Kampf mit einer bösen Schwiegermutter aufzunehmen.

Daß seine Werbung angenommen wurde, war von vorneherein nicht zu bezweifeln; die Hochzeit wurde denn auch angesetzt und alle Bekannten und Freunde von Nah und Ferne hierzu feierlichst eingeladen. Da wollte es das Unglück, daß in der Nacht vor dem Hochzeitstage in einer Scheune der Frau Marthe Feuer zum Ausbruche kam, das bald so wüthend um sich griff,

daß Haus und Hof und alle Vorkehrungen zur Hochzeit ein Raub der Flammen wurden. Binnen wenigen Stunden war das schöne Anwesen in einen Trümmerhaufen verwandelt, den die Nachbarsleute des Ortes zischelnd und flüsternd umstanden.

„Ja!" — sagte Märten, der Schulze des Dorfes — „hab' mir's gleich gedacht, unrecht Gut gedeiht nicht und mit dem Reichthume der bösen Marthe wird es einst ein so erbärmliches Ende nehmen."



„Das ist ein Werk des Teufels, der mit ihr nun Abrechnung pflegen wird!" — meinte ein Zweiter.

„Ei was! Die Alte hat es längst verdient, ist ohnedies ein Teufelsbraten!"

So ging es von Mund zu Mund, Keiner fand sich, der ein Wort des Mitleids für die alte Marthe gehabt hätte.

Da erschien sie plötzlich mit angebrannten Kleidern und kohlschwarzem Angesichte auf den noch rauchenden Ruinen ihres Besitzthums, und furchtsam zog sich die Menge allsogleich zurück, nur aus der Ferne auf die böse Sieben blickend.

Diese aber erhob sich stolz auf einer abgebrannten Mauerbrüstung, wandte ihr zornglühendes Gesicht gegen den Himmel und erging sich in den schrecklichsten Verwünschungen und Flüchen gegen die göttliche Vorsehung. Da nahten sich einige der zum heutigen Hochzeitsfeste geladenen Verwandten und baten, ja beschworen sie, solch' lasterhaften Reden Einhalt zu gebieten. Allein Marthe schloß mit den Worten: „Da meine ganze Habe mir geraubt wurde und ich nicht einen Fleck Erde mehr besitze, auf dem ich meiner Tochter Hochzeitsfest begehen könnte, so will ich doch sehen, ob ein anderes Element mir eben so feindselig gesinnt ist. Dort auf der Eisdecke des St. Wolfganger Sees soll meiner Tochter Hochzeit stattfinden."

Trotz der Einwendungen der Hochzeitsgäste traf sie sofort alle Anstalten zu einem Balle auf der spiegelglatten Fläche des Sees. Als Junker von Stollhammer kam, die Braut sich abzuholen, war er nicht wenig erstaunt, sein Hochzeitsfest unter freiem Himmel über dem tiefen Seegrunde begehen zu sehen. Alle seine Gegenreden und Bitten, das Fest wegen des unvorhergesehenen Unfalles aufzuschieben, verhallten ungehört in Marthens Ohr, die von dem einmal gefaßten Vorsatze nicht mehr abzubringen war.

Das Fest begann. Alsbald herrschte auf dem ungewohnten Tanzplatze ausgelassene Lust und der Uebermüthigsten Eine war Frau Marthe. Die Paare wirbelten im bunten Gemenge durcheinander, indeß am Felsriffe die Musikanten von Golling ihre munteren Weisen aufspielten. Nur Junker Stollhammer hielt sich mit seinem Bräutchen, das wie Espenlaub in seinem Arme zitterte, abseits. Bange Ahnungen erfüllten Beider Herzen. „Mir schien es" — sagte Käthchen — „als vordem die Mutter auf den Trümmern ihres Hauses jene entsetzlichen Fluchworte aus-

gestoßen, als sei aus der Eisrinde des Sees eine schwarze Gestalt zum Vorschein gekommen, welche drohend die Hand gegen die Mutter erhob." — Noch hatte das Mädchen nicht geendet, da begann es im See unter ihren Füßen zu brodeln und zu kochen, ein fürchterlicher Krach erschütterte die Eisdecke, sie brach unter donnerähnlichem Getöse und verschlang die böse Marthe sammt allen Hochzeitsgästen. Der Junker hatte mit seiner Braut durch einen kühnen Sprung noch das Ufer erreicht, von wo Beide nun todtenblaß dem schauererregenden Schauspiele zusahen.

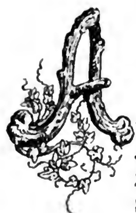
Aus der Tiefe des Sees klang aber eine Stimme an ihr Ohr, die sprach: „Das Maß Deiner Sünden ist voll!"

Käthchen sank ohnmächtig zu Boden und verfiel in schwere Krankheit, von der sie sich nur langsam erholte. Erst als die Brandruinen geschleift, jede Spur von Marthens Wohnhaus verschwunden und die furchtbare Katastrophe am Wolfgangsee etwas vergessen war, hielt Junker Stollhammer mit seinem Käthchen Hochzeit, diesmal feierlich und Gott ergeben in der Kirche des heil. Aegidius zu St. Gilgen.

Zum Andenken an jenes schreckliche Ereigniß, das so vielen Menschen das Leben gekostet, sowie als Dankopfer für seine und seiner Braut glückliche Rettung ließ Hanns Stollhammer ein Kreuz errichten, das man, so erzählt die Sage, zum ewigen Gedächtnisse an jene traurige Begebenheit das „Hochzeitskreuz" nennt.



Leonhard von Keutschach's Epitaphium.



An der Südfront der Schloßkapelle auf der Veste Hohen-Salzburg findet sich ein Epitaphium folgenden Inhaltes: „Hie gibt Erzbischove leonhart zu Salzburg, geboren von Kevtschach, den Segn über das Stifft Salzburger Landt. A. D. 1515."

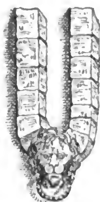
Der Ursprung dieses Denksteines ist nach der Sage folgender.

Leonhard von Keutschach residirte fast beständig auf Hohen-Salzburg. Eines Tages nun hatte er eine Vision. Er erblickte nämlich, als er eben mit Plänen für das Wohl seines Landes beschäftigt war und sinnend im Gemache auf und nieder ging, plötzlich seine eigene Gestalt am Fenster stehend, wie sie segnend die Hand über das Erzstift ausstreckte.

Dieses Traumbild gab die Veranlassung zu dem oben erwähnten Epitaphium.



Die Löwenköpfe.



nter Erzbischof Leonhard verschworen sich einst die Bürger Salzburgs, sich dem Gehorsame des Erzbischofes zu entziehen und die Stadt reichsunmittelbar zu machen. Leonhard erfuhr jedoch rechtzeitig diesen Anschlag und traf sofort seine Gegenmaßregeln. Er ließ sämmtliche Häupter der Verschwörung, an ihrer Spitze den Bürgermeister, angeblich zu einer Tafel zu sich auf's Schloß laden, welcher Ladung die nichts Ahnenden Folge leisteten. Kaum jedoch hatte sich hinter ihnen das Thor der Burg geschlossen, als sie ergriffen und sofort nach Lungau gebracht wurden. Der einzige „Schmeckenwiz" kam zum Glück zu spät, erfuhr, was sich ereignet, und ritt bald darauf eilends zum Thore hinaus, sein Heil auf der Flucht suchend. Die Stadt mußte sodann auf alle ihr von Kaiser Friedrich gewährten Freiheiten verzichten. Den Verschwörern schenkte der Erzbischof später Leben und Freiheit; an ihren Häusern aber ließ er marmorne Löwenköpfe mit einem Ringe im Rachen anbringen, zum Zeichen, daß ihr Trotz nunmehr gebrochen und gebändigt sei. Noch heute sind ober den Thoren einzelner Häuser der Stadt Salzburg solche Löwenköpfe ersichtlich.



Margarethe Maultasche vor Radstadt.*

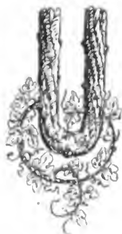


Auf einem ihrer abenteuerlichen Züge kam Margarethe auch über den Tauern nach Radstadt und verlangte Einlaß in dasselbe, sowie Proviant für ihre Schaaren. Die Bürger verweigerten ihr indeß beides und sie mußte unverrichteter Dinge wieder abziehen. Der Ort am Burgerberge, wo sie mit ihren Söldnern campirte, hat noch heute den Namen die „Taschen". Ehe sie abzog, nahm sie einigermaßen Rache für das widerspenstige Benehmen der Radstädter Bürgerschaft und ließ die Häuser vor dem oberen Thore, welche gleichsam als Vorstadt galten, in Brand stecken.

* Nach der alten handschriftlichen Chronik von Radstadt soll sie anno 1320 nach dieser Stadt gekommen sein.



Margarethe Maultasche im Lungau.



Unweit von Mauterndorf, nächst Steindorf, befindet sich ein kleiner Hügel mit drei Kreuzen. Vor mehreren Jahren nahmen Leute zum Straßenbau Schotter aus demselben und stießen dabei auf eine Menge menschlicher Gebeine von ungewöhnlicher Größe. Da der Volksglaube beharrlich daran festhält, daß die streitbare Markgräfin Margarethe von Tirol, genannt „die Maultasche", auch in den Lungau mit ihren Schaaren eingedrungen sei, was historisch nicht im mindesten erwiesen ist, so hieß es alsogleich, diese menschlichen Gebeine rühren von einer großen Schlacht her, welche Margarethe, die Maultasche, hier geliefert habe. Doch nicht nur hier, auch zu Wölting und Thurnschall soll sie gekämpft und viele Schlösser, darunter Pichln und Schloßberg, erstürmt und zerstört haben. Ja, es wird sogar behauptet, daß sie selbst unter einem Hügel bei Schloßberg, am Wege nach Seethal, begraben liege.



Margarethe Maultasche auf dem Tappenkar.

(Kleinarl.)

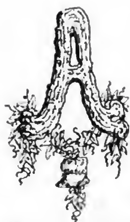


uch über dieses Kar soll Markgräfin Margarethe sengend und brennend gezogen sein. Das sogenannte „Abgrabat“ auf dem Kar bildet einen natürlichen Wall, hinter welchem sich dazumal die Bewohner des Thales gegen der Maultasche marodirende Schaaren verschanzt gehalten haben sollen.

Aehnliches erzählt man vom Klausthor im Fuscherthale, wo man noch jetzt Ueberreste eines alten Gebäudes wahrnehmen kann, hinter dessen Mauern sich die dortigen Gewerken gegen die Angriffe und Einfälle der gefürchteten Margaretha Maultasche vertheidigt haben.



Die Entdeckung des Wildbades Gastein.



Anno 678 nach der gnadenreichen Geburt Jesu Christi, als St. Ruprecht der erste Bischof zu Salzburg war, wurde das ganze Gebirge zum christlichen Glauben bekehrt und auch das Gasteiner Thal aufgefunden, das bis dahin der Welt ganz abgeschlossen war.



Die Entdeckung der warmen Quellen der Gastein ist einem glücklichen Zufalle zu danken. Zwei Jäger von dem Schlosse

Goldegg, dessen Bewohner zu jener Zeit noch dem Heidenthume angehörten, hatten einen Hirsch durch einen Pfeilschuß verwundet, jedoch besaß das Thier noch Kraft genug, zu entfliehen und war bald den Blicken der Jäger entschwunden. Diese blieben ihm aber auf der schweißigen Fährte und waren nicht wenig verwundert, den Hirsch noch lebend und neu gekräftigt aufzufinden. Den rechten, verletzten Lauf hielt er in eine Quelle, aus der Dämpfe aufstiegen. Sie schossen nochmals nach dem Thiere und trafen es jetzt zu Tode. Hastig eilten sie herzu und fanden nun, daß sie vor einer warmen Quelle angelangt seien. Sie eilten nach Hause, machten ihrem Herrn von der Entdeckung Mittheilung und alsbald wurde die Heilkraft der warmen Quelle offenkundig.



Die Auffindung der warmen Quellen zu Gastein.

(Eine Variante.)



Im VII. Jahrhundert lebten in dem damals noch gänzlich unbekannten Gasteiner-Thale zwei Einsiedler und widmeten sich in stiller Zurückgezogenheit gottseligen Betrachtungen. Ihnen allein waren die warmen Quellen des Thales und deren Heilkraft bekannt.

Eines Tages jagte in deren Nähe ein Ritter von Goldegg. Eines Edelhirschen ansichtig geworden, richtete er sofort sein Pfeilgeschoß nach demselben, verwundete ihn jedoch nur, so daß das Thier noch genügende Kraft besaß, seinem Verfolger zu entfliehen. Der aber folgte unabläßig der Fährte des angeschossenen Wildes und war nicht wenig verwundert, mit einem Male aus einer felsigen Vertiefung Dampf aufsteigen und den Hirsch in Mitte zweier Männer zu sehen, welche seiner pflegten und ihn in einer warmen Quelle badeten. Es waren dies die beiden frommen Einsiedler Primus und Felician.

Als sie des Rittersmannes ansichtig wurden, baten sie ihn, von seinem blutigen Handwerke abzulassen, und eröffneten ihm

den Pfad des ewigen Heiles, indem sie ihn in den Glauben an Christus einweihten. Sie machten ihn sodann mit der Heilkraft der wunderbaren Quellen bekannt und beschlossen gemeinschaftlich mit ihm der leidenden Menschheit diesen Schatz zugänglich zu machen. Die Zelle der beiden frommen Männer stand unterhalb der Schreck, hart am Felsen.



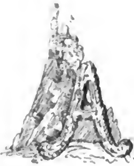
Erzbischof Leonhard.



Der Ritter von Wisbach, gewöhnlich der „Wisbeck“ genannt, war mit Erzbischof Leonhard in Streit gerathen und in Person auf Hohen-Salzburg erschienen, um dem Fürsten abzusagen. Der aber, ein gar starker Mann, packte den Wisbeck am Wams, hob ihn auf und hielt ihn über die Fensterbrüstung hinaus, so daß der Ritter zwischen Himmel und Erde in der Luft zappelte. So forderte ihn der Fürst auf, die Absage zurückzunehmen, was sich dieser nicht ein zweites Mal sagen ließ. Darauf stellte ihn der Erzbischof wieder in den Saal und ließ ihn tief beschämt von dannen ziehen. Der Ritter vergaß aber die ihm widerfahrene Schmach nicht, sondern rächte sich später durch Sengen und Brennen an Gütern des Erzstiftes.



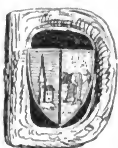
Klauseck.



Auf einem ziemlich steil ansteigenden Ausläufer des Gstoderberges über dem Pfarrdorfe Seethal stehen noch heute die Mauerreste der Burg der Ritter von Klauseck. Nach der Sage treiben hier zuweilen Geister ihr Unwesen. Auf halbem Wege zwischen Schloß und Thal zeigt sich zwischen Felsgerölle und Waldung eine ziemlich große Oeffnung aus Stein, welche Spuren der Meißelung an sich trägt, und aus der finstere Nacht entgegengähnt. Wirft man einen Stein in dieselbe, so vernimmt man nach längeren Zwischenräumen dreimaligen Widerhall. Diese Oeffnung, welche senkrecht in die Tiefe geht, soll die Ein- und Ausgangspforte der Ritter von Klauseck gewesen sein. Viele wollen zur Nachtzeit mehr als einmal aus dem Loche ein magisches Lichtlein aufflackern gesehen haben, vermuthlich die Seele eines Klauseckers, welcher die ewige Ruhe nicht finden konnte und nunmehr der Erlösung harret.

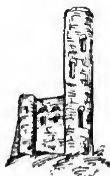


Das Wappen von Seekirchen.

er heil. Rupert, Salzburgs erster Bischof, hielt sich, ehe er sich für immer in dieser Stadt niederließ, in dem nur wenige Stunden von ihr entfernten Seekirchen auf. In der dortigen Rupertskapelle soll er das erste Ehepaar auf salzburgischem Boden getraut haben, weshalb ehedem das kleine Gotteshaus die „Ehekirche“ genannt worden ist. Von diesem Ereignisse stammt auch das Wappen Seekirchens her, das in getheiltem Schilde (Roth und Silber) auf der einen, vorderen Hälfte eine silberne Kirche mit blauem Dache, goldenen Knöpfen und Kreuzchen, auf der anderen zwei in einander gelegte Hände, über welche eine priesterliche Stola herabhängt, aufweist.



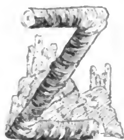
Kalheim, die Lasterburg.



n der Nähe von Eugendorf, nahe der Straße, welche nach Neumarkt führt, liegt die noch heute existirende Ortschaft Kalheim. Daselbst stand die feste Burg derer von Kalheim, eines zahlreichen Geschlechtes im Dienste des Erzstiftes. Dasselbe artete aber schließlich so aus, daß Erzbischof Friedrich von Walchen sich endlich veranlaßt sah, den vielen Gräueln der Herren von Kalheim ein dauerndes Ende zu machen. Er zog mit bewaffneter Macht vor die Burg, nahm sie im Sturme und machte sie dem Erdboden gleich. Nur wenige Mauerreste geben heute noch Zeugniß von dem einstmaligen Bestehen der Lasterburg, wie sie vom Volke genannt wurde.



Die feindlichen Dachsberger von Seewalchen und Ueberracker von Sieghartstein.



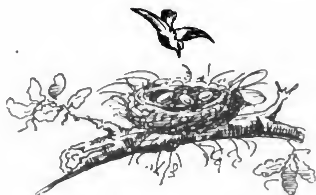
Zwischen Salzburg und dem vier Stunden davon entfernten Neumarkt stehen zwei schöne Schlösser: Sieghartstein, eine Viertelstunde vor Neumarkt, und Seewalchen am Wallersee; im ersten hauste Ritter Leonhard von Dachsberg, mit welchem Virgil der Erste, der sich 1451 von Sieghartstein einschrieb, unter Erzbischof Friedrich Hauptmann in Salzburg und 1533 gestorben war, in großer Fehde gestanden hatte. Diese war ob einer Hirschdecke entbrannt und der Ritter von Dachsberg, welcher wider Fug und Recht einen Hirschen erlegt hatte, befahl seinen Knechten: „Grabet in Teufels Namen die Haut ein, damit's Niemandem bekannt werde!"

Es blieb aber nicht verborgen und kam schließlich zwischen Beiden so weit, daß Einer dem Anderen auf ganz unerhörte Weise nach dem Leben strebte. Virgil Ueberracker ließ einen sehr schweren, engen, eisernen Ring machen, mit langen Spitzen und einem Schlosse versehen; diesen Ring wollte er dem Dachsberger anschlagen lassen, wenn er seiner habhaft würde, und sodann den Schlüssel in den tiefen See werfen, damit der Dachsberger für sein ganzes Leben hindurch den Ring hätte tragen müssen.

Der Dachsberger wieder ließ auf seinem Schlosse eine Keuche errichten, welche oben, unten und in der Mitte mit

eisernen Spitzen versehen war; in diese wollte er den Virgil Ueberracker werfen lassen. Sobald er ihn einmal in derselben gewußt hätte, wäre die Thüre nicht wieder geöffnet worden und der Gefangene den grausamsten Qualen des Hungertodes preisgegeben gewesen.

Zum Glücke blieb es auf beiden Seiten nur bei der bösen Absicht, denn Keinem gelang es, den Anderen zu fangen.





Die Mooshamer.

Auf dem Schlosse zu Moosham hausten einst zwei Brüder, die in treuer Liebe aneinander hingen. Da wollte es das Geschick, daß der eine der Brüder in einem Turniere ein goldenes Ringlein als Lohn seiner Tapferkeit gewann, indeß der Andere leer ausging. Das erfüllte diesen mit Neid und Haß gegen den eigenen Bruder und artete bald in völlige Feindschaft aus. Hatten bisher Beide gemeinsam im oberen Schlosse gewohnt, so trennten sie sich nun, indem der Eine im oberen, der Andere im unteren Schlosse seine Wohnung nahm. Ja, nur um sich nicht zu sehen oder zu begegnen, ließen sie sogar die Thüröffnung und alle Fenster des großen Getreideschüttbodens, welcher das untere mit dem oberen Schlosse verband, vermauern.

Da kam nach Jahren ein Sänger vor das Schloß und

sang in ergreifendster Weise der Liebe gold'nes Los; dabei spielte er die Harfe so hinreißend schön, daß sich die starren Herzen der Brüder allmälig zu erweichen begannen. Schon neigten sie sich, um sich den Versöhnungskuß zu geben, als durch den Glanz des gold'nen Ringleins der kaum erstorbene Haß mit erneuter Heftigkeit erwachte. Sie griffen nach den Schwertern und sanken Beide nach kurzem Kampfe zu Tode getroffen nieder, noch im Sterben verzerrte unauslöschlich wilder Haß ihre Züge.

Seit jener Schreckensstunde steht das Schloß verödet, keines Menschen Fuß hat es je wieder betreten. Des Nachts aber, wenn hoch am gestirnten Himmelszelt der Mond erglänzt, da steigen aus zwei Gräbern zwei düstere Schatten auf und über ihnen schwebt ein feuerrothes Ringlein, das ihnen die Liebe aus der Brust geraubt. Sie stieren einander mit grimmen Blicken an und lachen wutherfüllt, dann schlagen sie mit den Schwertern, daß rings die Funken sprühen.

Sieht ein nächtlicher Wanderer dieses grause Ringen, bekreuzt er sich und fliehet mit Windeseile von dannen, verfolgt von dem entsetzlichen Schreckensbilde.



Sigmund von Moosheim.



Ein Sigmund von Moosheim sollte nach des strengen Vaters Willen des Ritters Otto von Saurau Tochter ehelichen. Sein Herz war aber längst in heißer Liebe zu dem Töchterlein des ehemaligen Viehhirten entbrannt. Er vermälte sich insgeheim mit dem Mädchen seiner Wahl, um so mit einem Schlage dem Drängen seines Vaters ein Ende zu machen. Soeben war die heilige Handlung in einer einsamen Hütte vor sich gegangen, als ein Bursche zur Thüre hereinstürzte und rief, der alte Moosheim mit seinen Leuten reite soeben die Anhöhe herab. Sigmund, rasch entschlossen, nimmt seine Gattin in die Arme, schwingt sich mit ihr auf ein bereitstehendes Roß und sucht sein Heil in der Flucht. Schon glaubt er sich gerettet, da sperrt ein Abgrund ihm den Weg. Er kann nicht vor- noch rückwärts, denn der Vater sperrt ihm den Rückweg ab. Da rief der junge Held dem Heranstürmenden zu: „Haltet ein, o Vater! Sprecht Gnade für mich und mein treues Weib oder jener Abgrund nimmt uns Beide auf!“

„Bei Gott ist Gnade!“ — donnerte ihm der Vater entgegen — „bei mir suchst Du sie vergebens!“

Da schwenkt Sigmund mit Jugendkraft den Gaul, preßt sein trautes Weib fest an seine Brust — ein markerschütternder

rei und Roß und Reiter lagen zerschmettert in den Tiefen Abgrundes. Bald folgte dem Sohne auch der Vater in die Grube nach; der Gram um den Verlust des einzigen Kindes verzehrte ihn.



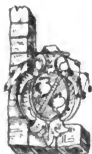
Moosheim.

m Hause Moosheim gab es einmal zwei Brüder, die verliebten sich, Beide in schwerer Sünde befangen, in eine und dieselbe ihrer Schwestern. Der Aeltere fand Gegenliebe, was den Jüngeren, der sich in seiner Leidenschaft betrogen sah, zur förmlichen Raserei aufstachelte. Seiner selbst nicht mächtig, ermordete er den Bruder und stürzte sich sodann aus Verzweiflung über seine eigene Unthat vom hohen Söller hinab auf den felsigen Grund des Burggrabens, wo er mit zerschmetterter Hirnschale liegen blieb, eine Beute der Raubvögel.

Das ist der Fluch der Sünde! Hat man sich ihr einmal ergeben, ist man rettungslos verloren!

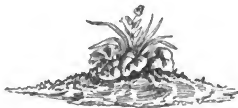


Die Rübe im Wappen Leonhard's von Keutschach.



eonhard von Keutschach war als Student ein gar lockerer Kumpan gewesen. Da er nun als solcher einmal seinen Onkel Wolf zu Alm im Pinzgau besuchte, überhäufte ihn dieser auf einem Spaziergange, den sie gemeinschaftlich machten, mit lebhaften Vorwürfen über die schlechte Verwendung des letzten Schuljahres. Da Leonhard dieselben nicht mit geziemender Demuth hinnahm, sondern keck entgegnete, so jagte ihn der Onkel von sich, indem er ihm von einem Rübenacker, an den sie soeben gekommen waren, eine Rübe mit dem Beisatze nachwarf: „Nach einem so lüderlich verbrachten Jahre darfst Du mir nicht mehr zu Gesichte kommen!"

Leonhard von Keutschach nahm sich diese Rüge aber lebhaft zu Herzen; er wurde ein tüchtiger und braver Student, später ein wackerer Mann und endlich gar Erzbischof von Salzburg. Als solcher nahm er aus Dankbarkeit die Rübe in sein Wappen auf.





Die blutige Alpe.

An der Südwestseite des Bundschuhthales im Lungau, an dem äußersten Grenzrücken, welcher Salzburg von Kärnten trennt, liegt eine hochgelegene, ansehnliche Alpe, welche vom Volke die „blutige Alpe" genannt wird. Auf dieser soll, der Sage nach, in der ersten Hälfte des VII. Jahrhunderts Herzog Diet von Baiern den aus Kärnten und Steiermark vordringenden Slaven eine äußerst blutige, für ihn unglückliche Schlacht geliefert und darin den Tod gefunden haben.* Sein Leichnam wurde über Veranlassung seiner treuen Gattin Glaystrada in der St. Michaelskirche zu St. Michael im Lungau beigesetzt.

* Das Nämliche erzählt man sich von der Tappenkaralpe.



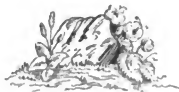
Wolf Dietrich.



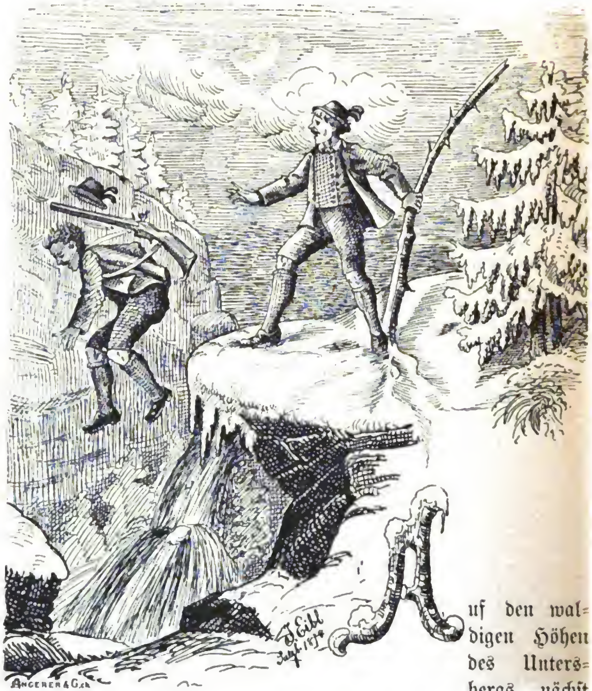
olf Dietrich von Raitenau, ein Fürst von den seltensten Geistesanlagen, der berühmteste und bedeutendste unter den Erzbischöfen Salzburgs, lebt noch heute im Andenken des Volkes fort. Seiner Baulust dankt die Stadt die herrlichsten monumentalen Bauten. Als er nach jahrelanger Gefangenschaft auf der Veste Hohen-Salzburg endlich einging in das Reich des ewigen Friedens, ließ er sich in dem von ihm gegründeten Friedhofe zu St. Sebastian, in der Gabrielskapelle „in Mitte seines Volkes, das er im Leben so sehr liebte und im Herzen trug“, begraben.

Bald darauf verbreitete sich die Sage, Wolf Dietrich sei eigentlich nicht todt, sondern sitze in seiner Gruft unterhalb der Gabrielskapelle aufrecht da, Baupläne und Stiftsbriefe in der Hand haltend. Diese Sage behauptete sich bis in die letzten Jahrzehnte.

Eine andere Sage, an welche noch jetzt vielfach geglaubt wird, meldet, Wolf Dietrich sei keines natürlichen Todes, er sei an Gift gestorben. Zwei erzbischöfliche Soldaten hätten ihm dasselbe beigebracht und seien dafür hingerichtet worden.



Der Jägersprung.



Auf den waldigen Höhen des Untersbergs nächst der oberen Firmianalpe liegt eine Stelle, die der Volksmund den „Jägersprung" nennt. Ein steil abfallender Fels ragt hinaus in einen Abgrund von ungeheuerer Tiefe, in dem die dunklen Wasser des Brunnthales rauschen. Darüber berichtet die Sage Folgendes:

Im Dorfe zu Grödig lebte vor vielen Jahren ein junger, tüchtiger Jägersmann in Zufriedenheit und Glück. Nur eines trübte zuweilen sein sonst zufriedenes Gemüth, das war sein Nachbar Wehrling, ein junger Bursche, dessen größte Passion die Wilddieberei war. Willibald, so der Name des Jägers, war ihm schon einige Male ziemlich scharf auf der Fährte gewesen, allein nie war es ihm gelungen, ihn auf der That zu überraschen. Die Feindschaft zwischen Beiden stieg von Tag zu Tag und hatte endlich ihren Höhepunkt erreicht, als Willibald in Folge einer verleumderischen Anklage Wehrling's von dem erzbischöflichen Hofgerichte fast ein Jahr unschuldig im Kerker schmachten mußte.

Kaum frei geworden, sann der Jäger auf Rache wider den Todfeind. Sie sollte ihm bald werden, fürchterlicher, als er selbst es je gewollt.

Es war gegen Ende der Hahnenpfalz, da wanderte Willibald eines Tages noch vor Morgengrauen hinauf nach den Höhen. Sein Pfad führte ihn längs der Firmianalpe und der steinernen Stiege nach dem Roßkopf; an dessen oberer Hütte machte er zu kurzer Rast Halt und ließ sich auf einen Felsblock nieder.

Da, plötzlich, knarrten deutlich Schritte in seiner Nähe; es däuchte ihm, als wenn Jemand über den Schnee ginge; wer es sei, vermochte er indeß durch das Krummholz hindurch nicht wahrzunehmen. Immer deutlicher ward das Geräusch, immer näher kamen die Schritte, als sie plötzlich sich wieder entfernten, und zwar nach jener Seite hin, auf der die Schlucht und jener Platz gelegen war, welchen Willibald sich zur „Passe" ausersehen hatte.

Der Jäger säumte nicht länger und machte sich sofort auf, den nächtlichen Wanderer zu verfolgen. Vorsichtig Schritt für Schritt vorwärts dringend, war er bald in seine Nähe gelangt. Noch hinderte ein Gesträuch den freien Ausblick. Der Wanderer hatte Halt gemacht und schien sich lagern zu wollen; denn vor-

wärts konnte er nicht mehr; es war eine jener Felsspitzen, die überhangend in die dunkle Tiefe schauen, ringsum kahl, während zu beiden Seiten die glatten Wände nur denselben Weg zum Rückzuge gewährten.

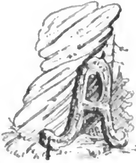
Der Morgen war inzwischen vollends angerückt und als Willibald, das Geräusch eines Windstoßes benützend, die die Aussicht hemmenden Aeste zur Seite bog, sah er zwei Schritte vor sich — seinen Todfeind Wehrling!

Da flammte der Gedanke an Rache mit erneuter Heftigkeit in ihm auf, im nächsten Augenblicke hatte er den kleinen Raum, der ihn von jenem trennte, übersprungen und glaubte auch schon seinen Gegner mit mächtigem Griffe an der Brust zu fassen. Da, war's möglich? — sprang der Wildschütze hinaus in die Luft und verschwand in der gräulichen Tiefe. Kaum vernahm man seinen Fall; die Wasser rauschten zischend und brüllend den Kessel entlang, hoch oben aber stand Willibald und blickte schaudernd hinab in die Tiefe, die soeben den Todfeind verschlungen. Von der Leiche Wehrling's aber fand man keine Spur.



Der Jägersprung.

(Krimmler Sage.)



Auf der mittleren Höhe des Krimmler Wasserfalles stehen sich zwei Felsen gegenüber, die ein Abgrund von wenigen Klaftern Breite trennt. Einst soll dieselbe nur fünf Schuh betragen haben. Im Laufe der Jahrhunderte, deren Zahl unberechenbar, hat sich aber der gähnende Abgrund erweitert und, wie sich an den schroffen Wänden zeigt, ausgewaschen.

Ein Wildschütze,* von einem Jäger verfolgt, soll über denselben den Sprung gewagt und sich so Leben und Freiheit gerettet haben, was nach den damaligen strengen Gesetzen gegen Raubschützen unnachsichtlich verwirkt gewesen wäre. Von diesem Ereignisse erhielt der mittlere Wasserfall den Namen „der Jägersprung".

* Eine jüngere Version läßt den Jäger — von Wildschützen verfolgt — den Sprung wagen.



Kaiser Karl.



aiser Karl der Große soll einst bei seinem Schützling, dem Erzbischofe Arno in Salzburg, zu Gaste gewesen sein und bei dieser Gelegenheit mehrere bedeutende Schenkungen an die Erzkirche gemacht haben. Seiner Vermittlung dankte Arno auch das Pallium und damit seine volle Selbstständigkeit und Unabhängigkeit von Mainz. Am Osterfeste soll nun, wie die Sage berichtet, Kaiser Karl ein großes leinenes Regendach, eine Erfindung des Landes, als Gegengeschenk und zum Zeichen schuldiger Ehrfurcht erhalten haben.



Die grosse Pest.



Einst wüthete im Salzburgischen eine große Pest. Die Gegenden wurden von Tag zu Tag öder und menschenleerer und nur aus wenigen Häusern stieg blauer Rauch auf aus den Kaminen. Die meisten Wohnungen waren ausgestorben; die Leute, welche dem grausen Verderben noch nicht zum Opfer gefallen waren, schlichen Gespenstern gleich umher, abgezehrt von Furcht und Herzeleid, zerfallen mit sich und der Welt.

Da hörte eines Tages ein katzgraues Männchen auf einem Baum einen Vogel, der also rief:

„Eßt's Kranawit und Bibernell,
Dann sterbt Ihr nicht so schnell!"

Der Alte theilte dies schnell den Anderen mit, welche jetzt nichts Anderes mehr aßen als Kranawitbeeren und Pimpernell. Von dem Augenblicke an war die Macht der Pest gebrochen und kein Mensch starb mehr an derselben. So lautet die Sage zu Wals im Flachgau und zu Flachau im Pongau.



Die Pest im Kuchlerthale.



Im Kuchlerthale wüthete die Pest einmal so heftig, daß an einem Kirchtage (Sonntag vor Mariä Geburt) nur sieben Personen dem Gottesdienste in der Kirche zu Kuchel beiwohnen konnten. Von jener Zeit her datirt sich auch der Kreuzgang, der alljährlich von Kuchl aus nach dem Wallfahrtsorte Maria Plain bei Salzburg unternommen wird.



Der Geist bei Hofgastein.



Vor vielen Jahren ward auch die Gastein von der Pest arg heimgesucht. Zu Hunderten starben die Leute dahin, ohne daß ein Doctor im Stande gewesen wäre, zu helfen. Da vernahmen eines Tages — die Noth hatte schon keine Grenzen mehr, die Verzweiflung den Höhenpunkt erreicht — einige der noch von der schrecklichen Krankheit verschont Gebliebenen die Stimme des Geistes bei Hofgastein:

„Eßt Biganell,
Sterbt's nit so schnell!
Eßt Baldrian,
Kommt's All' davon!"

Die diese Worte hörten, verbreiteten sie sogleich im Thale; man suchte eifrigst nach den Wurzeln der genannten Pflanzen, und siehe da, die Wenigen, welche noch übrig geblieben waren und davon genossen, wurden dadurch vom Tode befreit.



Die Hunde von Dorfheim.

(Pinzgau.)



Von Saalfelden eine Viertelstunde entfernt, erhebt sich auf mäßiger Höhe Schloß Dorfheim, mit Ringmauern und Eckthürmen wohl versehen. Ehedem hieß das Schloß der „Thurm zu Dorf“ und war Eigenthum der Ritter von Hunt. Von diesen giebt uns die Sage folgende Kunde.

Um das Jahr 887 wohnte auf dem Schlosse ein mächtiger Gauherr, Isenbart mit Namen, der in Frau Irmentritt ein gar schönes, aber auch stolzes Weib besaß. Einst zog der Ritter aus auf einen Strauß und ließ seine eheliche Gesponsin, welche sich eben gesegneten Leibes befand, auf seiner festen Burg zurück in Mitte treuer Diener.

Eines Tages lustwandelte die Burgfrau vor dem Schlosse, da trat ein armes Weib, das eben erst von Zwillingen genesen war, an sie heran und bat flehend um eine Gabe. Frau Irmentritt aber verweigerte ihr nicht nur diese, sondern ließ sie mit gar harten Worten an: „Nimmer ist es möglich, daß Du von einem Manne diese Kinder empfangen! Mir däucht, Du bist eine treulose Ehebrecherin! Deshalb hebe Dich von dannen

und lasse niemehr vor mir Dich blicken!" Da stieg dem schwer gekränkten Weibe der Zorn und heftig rief sie: „Strafe Dich Gott, daß Du statt zweier, zwölf Kinder zugleich genesest, auf daß Dir klar würde, wie ohne Sünde ein Weib von einem Manne durch Gottes Verhängniß mehrerer Kinder Mutter werden kann!"



Mit diesen in höchster Erregung gesprochenen Worten entfernte sich die Bettlerin. Frau Irmentritt fühlte aber bald darauf die Stunde herannahen, da sie Mutter werden sollte. Zu ihrem Entsetzen gebar sie zwölf Kinder, der Bettlerin Fluch war rasch in Erfüllung gegangen. Da sie sich früher schon auch gegen ihren eigenen Gemal in so strenger Weise, wie gegen das arme Weib ausgesprochen hatte, so fürchtete sie nun dessen

ganzen Zorn und gebot in ihrer Angst einer Magd, elf der Kinder in einen Korb zu legen und zu ertränken. Sollte ihr zufällig auf dem Wege zum Wasser der Ritter begegnen, so solle sie sagen, sie trüge eben erst geworfene junge Hunde zum Flusse.

Wirklich wollte es das Schicksal, daß die Magd dem Grafen in den Weg lief. Er hielt sie an, frug, was sie im Korbe trüge, und schlug, da er sie plötzlich verlegen werden sah und die ihm stotternd ertheilte Antwort unwahr erschien, den Deckel des Korbes zurück. Mit Schaudern erblickte er darinnen die elf nackten Knäblein. Die Magd, von Todesangst erfaßt, warf sich ihm zu Füßen und erzählte ihm den ganzen Hergang. Der Graf gebot ihr strenges Schweigen und brachte die Kinder in das entlegene Gehöfte eines seiner Unterthanen, dessen Ehefrau er die Kindlein in die Obhut übergab; dann ging er auf sein Schloß und ließ sich auch nicht das Geringste merken, daß er um Alles wisse.

So verfloß eine Reihe von Jahren. Der zurückbehaltene Knabe wuchs und blühte kräftig auf, desgleichen seine elf Brüder. Da nun die Knaben das zwölfte Lebensjahr erreicht hatten, veranstaltete Isenbart ein großes Festmahl, zu dem er viele seiner Freunde lud und auch die Knaben insgeheim beschied, welche er ganz gleich mit dem Zwölften kleiden ließ. Während des Mahles, an welchem Irmentritt, die Herrin der Burg, gleichfalls theilnahm, warf Isenbart gesprächsweise die Frage auf, welche Strafe einer Mutter gebühre, die eines oder mehrere ihrer eigenen Kinder ermordet habe. Darauf sprach Frau Irmentritt, zwar mit innerem Beben im Bewußtsein der eigenen Schuld, aber doch in stolzer Sicherheit: „Die fürchterlichste Strafe! Man muß die Kindesmörderin verbrennen!"

Da öffnete sich auf einen Wink des Grafen die Thüre, welche in das anstoßende Gemach führte, und heraus traten elf Knaben, welche dem zwölften, am Tische Sitzenden in Allem und Jedem glichen. Wie vom Donner getroffen, stürzte

Frau Irmentritt entseelt vom Stuhle, der Schreck hatte sie getödtet.

Die so wunderbar gebornen und vom Tode erretteten Knaben nannte man fortan die Hunde, später die Herren von Hund oder Hunt. Sie blühten fort in zahlreich verzweigten Geschlechtern. Ein Gemälde in einem der Säle zu Dorfheim zeigt noch die Sage ihrer Abkunft.



Erzbischof Michael von Kuenburg's Grausamkeit.



Erzbischof Michael zu Salzburg, ein großer Jagdfreund, hielt 1557 eine Jagd, während welcher ein angeschossener Hirsch die Garne durchbrach und im Getreidefelde eines Bauers todt niederstürzte. Der Bauer fand den Hirsch, schleppte ihn fort und weidete ihn aus, nicht wenig erfreut, so leicht zu einem so billigen Braten gekommen zu sein. Die Sache wurde aber alsbald verrathen und dem Bischofe hinterbracht. Der ließ den Bauer allsogleich in Verhaft nehmen und in ein abscheuliches Gefängniß werfen. Seinem Gerichtshofe befahl er, mit dem Bauer kurzen Proceß zu machen und ihn zu einem schmählichen Tod zu verurtheilen. Da die Räthe dieserwegen aber einiges Bedenken trugen, so fällte der Erzbischof selbst das Urtheil, das kurz, aber grausam genug lautete: „Weil der Bauer durch Heimschleppen des Wildes sich an seiner Obrigkeit arg vergangen habe, solle er in die Haut des geraubten Hirsches eingenäht werden; würde er dann auf Händen und Füßen so schnell sein, daß er den Hunden entginge, dann sei ihm das Leben geschenkt!"

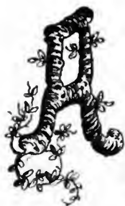
Das fürchterliche Urtheil wurde an dem armen Manne vollstreckt. Er wurde eingenäht und auf einen freien Platz ge-

bracht. Hier ließ man die besten und größten Hunde auf ihn los. Der Bischof selbst gab das Zeichen zum Beginne der entsetzlichen Jagd, die Hunde stürzten wie wüthend auf den Unglücklichen und zerrissen ihn in Stücke. Den Tag darauf ritt der Bischof wieder auf die Jagd, stürzte dabei vom Pferde und brach sich den Hals.

Gottes Strafe ereilt eben Jeden!

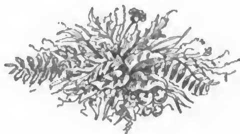


Reuterwinkel.



Auf dem Scheiblberg im Unkener Thale steht „das Landmarch", an welchem die Grenzen von Baiern, Tirol und Salzburg zusammenfallen. Im Nordwesten davon liegt der nunmehr zu Baiern gehörige „Reuterwinkel".

Um diesen an sich geringfügigen und wenig werthvollen Fleck Erde sollen der Sage nach einst die nachbarlichen Landesherren von Salzburg, Tirol und Baiern gekartet und soll der „Schellunter" denselben für den Herzog von Baiern gewonnen haben.





Der Jungfernsprung.

(Großarl.)

Auf dem Abhange des Gläsenberges, über den man nach Großarl gelangt, hat man die Ache, die aus diesem Thale herausstürzt, zur rechten Hand. In schauerlichen Abgründen, zwischen Klippen und Schluchten, stürmt dieselbe der Salzach zu. Bis zu einem dieser Felsen wurde einst eine Jungfrau verfolgt, welche sich vor dem ihr nachsetzenden Jäger, der offenbar nichts Gutes mit ihr im Sinne hatte, hierher flüchtete. Da er sie auch in diesem letzten Zufluchtsorte bedrohte, so sprang die bedrohte Jungfrau, den Tod der Schmach und Entehrung vorziehend, beherzt in die grauenvolle Tiefe.

Eine Waldkapelle verkündet der Nachwelt den Heldenmuth dieser Jungfrau.



Der heil. Rupert an der Salzachquelle.

(Krimml.)



Auf dem Salzachjoche oder der Brixener Höhe befinden sich, der eine höher, der andere tiefer gelegen, zwei kleine Hochalpseen, deren jeder kaum 100 Fuß im Durchmesser zählt. Der obere See erhält seinen Zufluß von einem Gletscher, der sich vom Geierkopf herabsenkt. Bis hierher hatte sich der heil. Rupert gewagt, um an der Quelle selbst den Namen des Flusses zu erfahren und der Stadt, welche er bauen wollte, den Namen zu geben. Er erfuhr auch beide und nannte den Fluß die „Salzach", die Stadt „Salzburg", welche Namen sie bis auf den heutigen Tag tragen. Seit jener Zeit ist durch mehr als tausend Jahre kein menschlicher Fuß mehr bis zu der Quelle der Salzach gekommen.



Der Einsiedler am Falkenstein.



Im Pfleggerichte Thalgau liegt der Attersee, ein schöner, herrlicher See von drei Stunden Länge, einer Stunde Breite und mehr denn hundert Klafter Tiefe. Mitten aus diesem See, vom Volke auch der St. Wolfgangsee genannt, steigt senkrecht fast der Falkenstein auf. Auf demselben lebte einst ein Einsiedler, Namens Rainulf, gequält von geheimem Grame, gekannt von den Pilgern in der Nähe und Ferne. Er verbarg unter seinem Habite das Kleid eines Ritters; sein Arm war rüstig, sein Herz erfüllte noch jugendliches Feuer. In heißer Minne zu Fräulein Thekla, der schönsten Maid des ganzen Gaues, entbrannt und von dieser wieder geliebt, stand seinem Glücke nur des Vaters Geiz hindernd im Wege. Mit Thekla hoffte er noch dereinst glücklich zu werden, an ihrer Seite mit ihrem Reichthum wollte er den erstorbenen Glanz seines Hauses auf's Neue beleben; allein sein Wünschen und Sehnen sollte vergeblich sein. Seines Liebchens Vater widersetzte sich mit aller Macht seinen edlen Absichten, er war der heftigste Widersacher gegen eine Verbindung zwischen Thekla und Rainulf und sperrte die Erstere schließlich sogar in einem festen Thurme ein, ihr so jede Möglichkeit nehmend, den Geliebten sehen und sprechen zu können.

Da zog Rainulf hinaus in Kampf und Streit, er wollte seiner Waffen Glück versuchen; aber auch hier verfolgte ihn

Mißgeschick; er kehrte bald wieder und ohne Entgelt gefunden zu haben, in sein Felsenthal zurück. Hier fand er einen Klausner, dessen weiches Gemüth empfänglich war für fremdes Leid. Der theilte mit ihm sein karges Brot, sein moosiges Dach, sein kleines Kämmerlein. Allein nicht lange sollte Rainulf sich des treuen Freundes freuen. Der Klausner entschlief bald in seinen Armen,



ihn mit seinem Herzeleid und Kummer ohne Trost zurücklassend. So vergingen Monate, ohne daß ihm durch alle die Pilger, denen er gastlich Unterkunft gewährte, Kunde von Thekla wurde. Immer düsterer und düsterer ward's in seinem Herzen, finstere Gedanken stiegen in ihm auf, da vernahm er eines Tages vor der Schwelle seiner Hütte eine stöhnende Stimme, die laut nach

Hilfe rief. Eilig griff er nach seinen Waffen und stürzte hinaus, die frechen Räuber mit der ganzen Wucht seines Schwertes zu treffen. Doch diese flohen, ein Pilger aber umfaßte, von bangem Schrecken bleich, seine Kniee. Er hob ihn auf und trug ihn in seine Zelle. Aber wer malt sein Entzücken, als dem Kinne des Fremdlings der Bart entfiel und er in ihm seine treue Thekla erkannte, die im nächsten Augenblick auch schon in seinen Armen lag.

Ihr Geschick hatte sich zum Guten geändert. Thekla's Vater war verstorben, nichts stand ihrem Glücke hindernd mehr im Wege. So suchte sie denn ihren Rainulf auf, um mit ihm all' ihre Freuden zu theilen und dort einzuziehen, wo einst des Vaters Wille sie nicht haben wollte.



Ritter Albrecht von Hieburg.

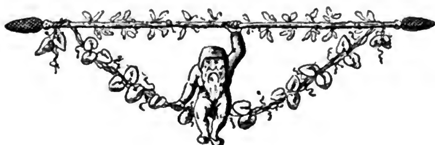


itter Albrecht von Hieburg nannte eine Gattin sein Eigen, die ihm in Liebe und Treue ergeben war. Noch war er indeß kein Jahr mit ihr vereint, da wußte eine wälsche Buhlerin seine treue Ida aus seinem Herzen, ja selbst aus der Burg zu verdrängen. Trostlos irrte die Unglückliche hin und her, bis sie endlich bei dem Einsiedler Hellfried im düsteren Graben des Dürrenbaches Ruhe und Obdach fand.

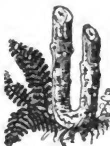
Auf der Burg wußte inzwischen die Betrügerin durch ihre Künste dem Ritter manche Schätze zu entlocken. Als deren sie endlich genug hatte, entfloh sie mit denselben. Nach dieser Enttäuschung aus seinem Sinnenrausche jäh erwacht, fühlte er erst, wie sehr er an Ida gefehlt, sein Gewissen regte sich und ließ ihn weder bei Tage, noch bei Nacht ruhen. Immer schwebte ihm das Bild seiner unglücklichen Gemalin vor Augen, die er so ungerecht Noth und Elend preisgegeben hatte; kein Schlaf kam mehr in seine Augen.

Da kam Hellfried, der des Ritters Reue genau beobachtet hatte, ob sie auch aufrichtig sei, und versprach, ihn seiner Gemalin zuzuführen. Freudig folgte ihm Albrecht von Hieburg in seine Hütte am finsteren Dürrenbache. Hier fand er Ida seiner bereits

harrend, an ihrer Hand das kleine Söhnchen, das sie ihm in dieser Waldeinsamkeit geboren. Beschämt sank er vor seinem Weibe in die Kniee und flehte um Vergebung, die ihm auch im vollen Maße ward. Darauf führte er sie und sein Kind im Triumphzuge zurück in die Burg seiner Väter und lebte fortan an ihrer Seite ein Leben des reinsten Glückes.



Die Höhle am Fürstenbrunnen.



Unweit der Fürstenquelle am Untersberge findet man als Mündung einer tiefen und weiten Felsenhöhle ein kleines Loch. Wirft man in dieses ein Steinchen, so hört man nach einer Weile aus dem Innern der Höhle gar sonderliche Töne erschallen. Die Sage sagt, daß in dieselbe ein böser Geist verbannt sei, der der Erlösung harre.

Ritter Wetzel von Glanegg hatte durch seine Greuelthaten den Zorn der ganzen Salzburg'schen Ritterschaft auf sich geladen; doch er scheerte sich wenig darum und erwartete ruhig das Kommen seiner Feinde; denn Glanegg, mit Allem wohl versehen, konnte jedem Angriffe Trotz bieten.

Wirklich war auch die Berennung der Burg von Seite des tapferen Grafen von Plain eine gänzlich erfolglose; es ward Waffenstillstand auf kurze Zeit geschlossen und Wetzel von Glanegg lud seine Feinde, darunter den Anführer Grafen von Plain, in prahlerischer Weise zum Schmause auf die Burg, damit sie sähen, welch' Ueberfluß auf Glanegg herrsche.

Graf von Plain und seine Hauptleute nahmen die Ladung an und staunten über die Zahl und Güte der Speisen und Getränke; bald herrschte allgemeine Freude, denn über dem feurigen Weine, der in zahlreichen Humpen aufgetragen wurde, vergaß man der herrschenden Feindschaft.

Da brachten auf einen Wink des hämisch lachenden Wetzel's von Glanegg die Diener eine verdeckte Schüssel, das Leibgericht für den Grafen von Plain, wie sie sagten.

Der hob den Deckel weg und sah — die Leiche seines eigenen Kindes in der Schüssel liegen. Entsetzen ergriff Alle,



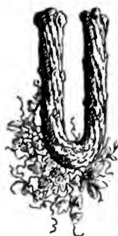
selbst die Raubgenossen Wetzel's erbebten; der Graf von Plain aber sank, seinem Schmerze erliegend, besinnungslos zu Boden.

Hohnlächelnd stand Wetzel von Glanegg in Mitte der allgemeinen Verwirrung. Doch plötzlich erschütterte ein furchtbarer Donnerschlag den weiten Saal, Blitze züngelten rings durch die

Luft, dazwischen ertönte fürchterliches Geheul, und ehe man sich's versah, war Wetzel von Glanegg verschwunden. Der leibhafte Satan hatte ihn geholt, und so sehr man auch suchte, man fand keine Spur mehr von ihm; denn wie es später erst laut wurde, ward er zur Strafe für seine Missethat in jene Höhle am Fürstenbrunnen geschleudert; dort muß er für ewige Zeiten büßen und kann nicht Ruhe noch Rast finden. So oft ein Steinchen in die Höhle hinabgeworfen wird, hört man ihn heulen und ächzen, weshalb Jedermann gerne diesen Ort meidet.



Die blutenden Hostien.

nter der Regierung des Erzbischofs Eberhard III. hatten die Juden zu Salzburg und Hallein Synagogen und besaßen große Reichthümer. Da kam es, daß ein Kirchendieb aus dem Tabernakel der Kirche zu Mülln den Speisekelch sammt den heiligen Hostien stahl und den Juden zum Verkaufe anbot. Diese sollen dergleichen öfter begehrt und auch erhalten, die heil. Hostien aber zerkratzt und zerstochen haben, so daß aus einigen derselben das helle Blut herausgequollen sei, was die Juden selbst verrathen hätten. Da nun Erzbischof Eberhard hiervon Kunde erhielt, gerieth er in so heilige Wuth, daß er alle Juden in Salzburg und Hallein durch Schergen und Knechte zusammenfangen und in die schlechtesten Kerker werfen, ihre Kinder aber taufen und christlich erziehen ließ. Diejenigen von den Erwachsenen aber, welche schuldig befunden wurden, ließ er sammt ihren Weibern auf dem Saatfelde, dem Müllner Gotteshause gegenüber, jenseits der Salzach, auf einem Scheiterhaufen zu Staub und Asche verbrennen.



Die Glocke zu Lauterbach.



n der Kirche zu Lauterbach wurde, früher häufiger, jetzt seltener, eine gewisse Glocke geläutet, wenn Jemand einen Gegenstand verloren hatte und ihn wieder finden wollte. Vieles wurde auch wirklich zu Stande gebracht, das zu finden Mancher schon alle Hoffnung aufgegeben hatte. Von daher stammt auch das allbekannte Lied:

„Z'Lauterbach hab' i mein Strumpf verlor'n,
Ohne Strumpf geh' i net hoam (heim),
Jetzt geh' i halt wieder nach Lauterbach
Und läut' mir zu den Strumpf den oan (einen).“

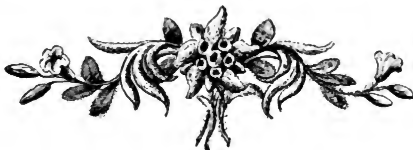


Dietstein.



ngefähr eine Viertelstunde oberhalb des Rettenbaches liegt ein zur Ortschaft Paßthurm gehöriges Bauernlehen, Dietstein genannt. Dieses ganz hölzerne Gebäude war im Innern durch eine hölzerne Wand in zwei gleiche Hälften abgesondert, besaß zwei Thüren, zwei Küchen, zwei Stuben mit Kammern, kurz Alles doppelt. Der Sage nach sollen zwei Brüder zur Zeit der Reformation dieses Gütlein besessen haben, von denen der eine sich zum katholischen, der andere zum protestantischen Glauben bekannte. Deshalb ward auch die Wand durch die Mitte des Hauses gezogen, damit keiner der Brüder den Anderen in seinem Glauben beirre.

Da in dortiger Gegend meist das Lutherthum der „Dietsteinglaube" hieß, mag jenes wohl vorzugsweise von dem Dietsteinlehen aus sich verbreitet haben.



Die sieben Kreuze im Friedhof zu St. Peter.



m Friedhofe zu St. Peter in Salzburg sieht man an der Südseite, der Katharinenkapelle gegenüber, sieben Kreuze (eines abgebrochen) mit ovalen Blechschildern, von welchen aber die Inschriften sammt und sonders im Laufe der Zeit verschwunden sind. Diese Kreuze decken sieben Ehefrauen eines gewissen Maurer- und Steinmetzmeisters Stumpfögger, welche, wie die Sage geht, von ihm zu Tode — gekitzelt worden seien. Sie starben nach einander im dritten und vierten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts.



Die Kalbelin.

Ein alter Stollen am Rathhausberge zu Gastein hat den sonderbaren Namen „die Kalbelin", und zwar zur Erinnerung an die Auffindung eines reichen Goldlagers. Eine Kuh warf nämlich an jener Stelle, an der heute der Stollen in den Berg einmündet, einst ein Kalb. Als der Hirte dazu kam, entdeckte er daselbst reiche Goldgänge.



Das Knäblein mit den zwei Hörnern.



Anno 1257 wurde zu Radstadt ein Knäblein geboren, das zwei Hörner am Kopfe trug. Vierzehn Tage, ehe es zur Welt kam, hat man schon dessen Weinen vernommen, was — wie das Volk behauptet — ohne Zweifel den bald darauf zwischen Erzbischof Philipp und Ulrich um das Erzbisthum zum Ausbruche gelangten Krieg, sowie die bei der genannten Stadt stattgefundene Schlacht vorangezeigt hat.



Die Haunsberger.

Jahrhunderte hindurch lebte das Geschlecht der Haunsberger auf seinem Schlosse bei Laufen. Zuletzt waren nur mehr zwei Brüder von demselben am Leben und erbten all' die Reichthümer ihrer Vorfahren. Aber Neid und Habsucht entzweiten sie; sie griffen zum Schwerte und stachen sich gegenseitig nieder. Da wo jetzt die Kapelle steht, hauchten sie ihre Seele aus.

Alljährlich am Todestage hört man an der Stätte der grausigen That Schritte und sieht zwei Flämmchen, die ruhelosen Seelen der beiden Gemordeten, auf- und niederflackern. Das wiederholt sich so lange, bis am selben Orte sich einst zwei Brüder das Leben retten.*

* Jakob von Haunsberg erzählt den Zweikampf in seiner handschriftlichen Chronik vom Jahre 1587 wie folgt: „Als sich ebn zween Brüder mit Namen Hartbold und Tybolt zertrugen und tödtlich uneins geworden, ja dermassen in Vehd und Feindschaft gerathen, daß Niemand verhüten mögen, und auf das Leben einander nachgestrebt, welches ihr böses Vorhaben sie zu last in Schloß und Herrschaft an der Salza gögen Laufen über gelögen, ain Endt gemacht, das sich also unversehens zugetragen. Nachdem der ain Bruder sein Gebett Im St. Pankrazen Kirchen Im Schloß verrichtet, und herausgehen wöllen, ist ihm der andere Brueder begegnet, haben also beyde zu den Waffen griffen und unter der Kirchenthür auf einen finstern Gang nach getroffenen Kampf baide an- ainander laider entlaibt, daß der ain also, wie man sagt, hinein und der ander heraus todter gefallen. Welches erbärmliches Ort noch heutiges Tags im Schloß Haunsberg gezaigt würt".



Der Kinderfresser im Untersberg.



Der Ritter von Glanegg berannte die Burg Ritter Otto's von Guetrath und zwang diesen nach heldenmüthiger Gegenwehr zur Flucht. Mit seinem kleinen Töchterchen floh Ritter Otto zu einem seiner Untersassen, dort Schutz suchend. Der Ungetreue aber verrieth seinen Herrn an den Glanegger und schon mit Morgengrauen sollte die Hütte umstellt und Otto sammt seinem Kinde in die Hände seines Feindes ausgeliefert werden. Zum größten Glücke belauschte Ritter Guetrath den ruchlosen Plan und vereitelte denselben auf fürchterliche Weise. Um die Mitternachtsstunde, als Alles um ihn her in tiefem Schlafe lag, stand er leise auf, nahm sein Töchterchen und verließ die Hütte, nachdem er früher Feuerbrand in's Stroh geworfen hatte. In wenigen Minuten schlug die helle Lohe aus der Hütte empor und herzzerreißendes Jammergeschrei erfüllte die Luft; ehe eine Stunde vergangen, war die Stätte leergebrannt und zwölf Menschen ein Opfer des entfesselten Elements geworden.

Otto eilte nach Rom, um an den Stufen des heiligen Vaters Vergebung für seine Missethat zu erlangen. Dort wurde ihm auferlegt, drei Jahre wider die Ungläubigen in Palästina

zu kämpfen, und wenn er unversehrt von dort zurückkäme, zwölf Jahre der Buße in größter Einsamkeit zu verleben. Des Weiteren ward ihm aufgetragen, zwölf Kinder armer Eltern in Gottesfurcht und Menschenliebe heranzuziehen.

Otto that, wie ihm geheißen. Glücklich überstand er all' die Kämpfe im heil. Lande und kehrte in sein Heimatland ungesehen zurück, um den zweiten Theil seiner Aufgabe zu lösen. In einer Höhle des Untersbergs fand er ein sicheres Unterkommen; seiner List gelang es nach und nach, der Kinder zwölf zu rauben, die er christlich erzog. Und da diese nicht wieder zurückkamen, so hieß es, am Untersberg hause ein Kinderfresser.

* * *

Eine Variante dieser Sage lautet:

Um das Jahr 750 nach christlicher Zeitrechnung lebten auf der Veste Guetrath, deren Ruinen noch jetzt in der Nähe der Barmsteine in's Salzachthal herniederschauen, Ritter Guetrath mit seinem Bruder Adalwert und seinem Söhnchen.

Da rief ein Aufgebot des Bischofs von Salzburg die Brüder zu den Waffen. Der Aeltere leistete ungesäumt Heerfolge, der Jüngere aber blieb mit seinem kleinen Neffen zurück, der vom Bruder ihm zur Obhut, übergeben war, und lebte in Saus und Braus ein Leben der Sünde und Entartung.

So kam es, daß seine Habe von Tag zu Tag mehr zusammenschmolz und er endlich zum Bettler ward. Da erst erkannte Adalwert die ganze Größe seines Elends. Nicht lange trug er's; eines Morgens verschwand er mit seinem Neffen aus der Veste und ward nicht mehr gesehen.

Seit jenem Tage verschwanden aber auch von Zeit zu Zeit spurlos Kinder, Knaben und Mädchen, ohne daß man sie je wieder auffand. Dann traf es sich auch, daß man zuweilen einen Eremiten gewahrte, den man sich nicht erinnerte, je in

dieser Gegend gesehen zu haben. Scheu floh er von hinnen, wenn Menschen sich nahten, und Niemand wußte, wo er seine Heimstätte habe.

So waren seit dem Verschwinden Adalwert's viele Jahre verflossen; sein Bruder war gleichfalls verschollen, da ordnete der Bischof von Salzburg an, daß die Veste Guetrath, wenn sich binnen Jahresfrist keiner der Besitzer melden sollte, dem Ritter von Glanegg als unveräußerliches Lehen anheimfallen sollte.

Schon war das Jahr dem Ende nahe, als mit einem Male von den Höhen des Untersbergs herab festlicher Gesang heller jugendlicher Stimmen erklang. Immer näher und näher tönt der Gesang, endlich schreiten aus dem Waldesdunkel, der Eremit an der Spitze, sechs Jünglinge und sechs Mädchen. So zogen sie hin nach Salzburg und vor des Bischofs Thron warf sich ihr Führer nieder und flehte in Demuth um Vergebung seiner Sünden.

Es war Adalwert von Guetrath, der, nachdem ihn alle Welt verlassen und verachtet hatte, ja er selbst sich nicht mehr achten konnte und der Schmerz ihn tief gebeugt, im irrigen Eifer volle Sühnung seiner Sündenschuld erhoffte, wenn es ihm gelang, auf fremder Kinder Heil sein Glück zu setzen.

So nahm er denn seinen Neffen damals, so entführte er da und dort ein Kind, wenn es von seinen Eltern nicht bewacht war, und führte sie mit sich in seine Felsenwohnung. Dort sorgte er getreulich für ihr geistig und ihr leiblich Wohl und zog sie heran, damit sie einst noch die Freude ihrer Eltern werden sollten.

Und das wurden sie auch. Der Eltern Glück über ihre wiedergefundenen Kinder aber war zu groß, als daß sie Adalwert zürnen konnten und sie segneten ihn.

Der junge Guetrath nahm Besitz von seiner Veste. Adalwert aber wurde vom Bischofe nach Rom verwiesen, um dort völlige

Verzeihung zu erlangen. Er erreichte indeß sein Ziel nicht, sondern starb eine Tagreise von Loretto entfernt, wo seine Gebeine ruhen.

Im Volke aber hat sich dies Märlein wohl erhalten, und giebt's wo schlimme Kinder, so droht man gleich mit dem „Kinderfresser vom Untersberg".



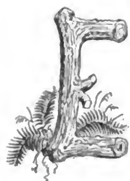
Berchta-Sagen.

Die weisse Frau.

In den unterirdischen Gängen der Veste Hohen-Salzburg haust seit uralten Zeiten eine weiße Frau. Um Salzburgs Geschick ernstlich besorgt, erscheint sie stets, wenn düstere Zeiten der Prüfung herannahen. Dann hält sie in ihrem geheimnißvollen Wirken in den unterirdischen Räumen inne und eilt an die Oberwelt, wandelt im Mondlicht durch Gänge, Thüren und Kammern und steigt geräuschlos Trepp' auf, Trepp' ab. Sie geht stets im weißen faltenreichen Kleide feierlichen Schrittes, das bleiche Angesicht von heiliger Ruhe überschattet. Kein Mensch hört ihre Tritte, vernimmt ihren Athemzug. Die Wachen stehen geängstigt und beklommenen Muthes, wenn die weiße Frau durch die alte Veste zieht. Seit langer Zeit wurde sie nun nicht mehr gesehen.



Die weisse Frau in der Weyerburg.

ine halbe Stunde von Bramberg entfernt, an der Straße nach Neukirchen, liegen die Ruinen der Weyerburg. In denselben bemerkte man lange Zeit das Gespenst einer weißen Frau, welche nach dem allgemeinen Glauben einen Schatz hütete. Um das Jahr 1780 kamen gleichzeitig mehrere Schatzgräber in die Ruinen des Schlosses und durchstöberten dasselbe in allen Winkeln und Spalten. Endlich fanden sie tief unten einen großen Sack voll — Bohnen.



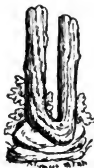
Die weisse Frau nach der Schlacht bei Mühldorf.



m Schlosse zu Hohen-Salzburg zeigte sich zu verschiedenen Zeiten die weiße Frau. Das erste Mal war dies der Fall am Abende der Schlacht bei Mühldorf. Das Erzstift war treu zu Oesterreich gestanden und hatte die Blüthe seines Adels in die Schlacht geschickt. Am Abende lagen an hundertfünfzig salzburgische Ritter und Edle todt auf der Wahlstadt. Da sahen denn Viele auf Hohen-Salzburg die weiße Frau still und traurig durch die Zimmer, Hallen und Gänge schreiten.



Frau Perth.



Um Weihnachten zieht Frau Perth umher und fahndet nach den bösen Kindern, welche das Jahr über unfolgsam gewesen. Sie ist eine große, alte Frau, hat Haare wie Flachs und trägt gerne ein langes, weißes Kleid. Sie stellt sich gewöhnlich an einem Ort auf, von wo aus sie Alles sieht und hört, was im Hause vorgeht, schaut wohl zum Oefteren auch zum Fenster herein, oder guckt durch den Kamin auf den Herd herab, wenn daselbst die Kinder stehen und auf die Suppe warten. Um ihren Beifall zu erringen, müssen die Mädchen ihre Spielsachen gut in Ordnung halten, die Mägde ihren Rocken zu Weihnachten ganz abgesponnen und unter das Dach gebracht haben. Findet sie einen Rocken und an ihm etwas Flachs, dann ruft sie zürnend:

„So manches Haar,
So manches böse Jahr!"



Ein Bergknappe als Perchtl.



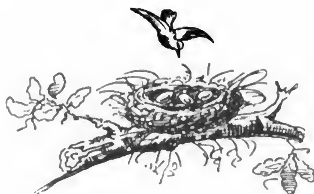
n Gastein hörte ein Bergknappe von einem alten grauen Mütterlein einmal die sündige Rede: „Das Perchtlaufen wäre weitaus lustiger, als wenn man vierzehn Tage zuvor kein Wörtlein bete und kein Kreuz mache."

Der Knappe dachte bei sich: „Man soll nichts unversucht lassen — das ist eine alte Regel! Ich will's versuchen, ob's wirklich noch lustiger werden kann, als es andere Jahre gewesen. Das Beten kann ich sonder Mühe bleiben lassen, ist ohnedem nie meine Freude, sondern immer mein Leid gewesen!"

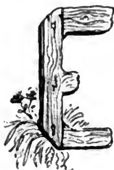
Beim Perchtllaufen am folgenden Tage herrschte allüberall die größte Lust und Freude. Plötzlich sprang ein Perchtl auf den Brunnen, schwang sich von hier auf das Hausdach und schwebte von diesem über die Gipfel des nahen Föhrenwaldes dahin. Die Zuschauer standen anfangs wie vom Blitze getroffen, aber alsbald faßten sich Einige und eilten rasch um den Geistlichen. Der holte das Hochwürdigste aus der Kirche und spendete auf dem Platze draußen nach allen Richtungen der Windrose den heiligen Segen. Da stürzte in einiger Entfernung die Perchtl klagend aus der Höhe auf den Boden herab.

Als die Leute dazu kamen, erkannten sie mit Grauen den Knappen. Einer seiner Kameraden meinte: „Dem ist's wohl vergangen, er hat sich ja auf's Perchtllaufen gefreut, daß er es

kaum erwarten konnte. Jetzt hat er das Letzte auf der Mühle." Der Knappe selbst aber sagte: „Der Herr Vikar hätte sich das Segengeben sparen können! In der Luft oben herumtanzen — Buben, das ist eine Lust. Das könnt Ihr Euch nicht im entferntesten einbilden! Aber wie der Geistliche gekommen, hat mich der Teufel verlassen!" — Nach diesen Worten gab der Unglückliche seinen Geist auf.



Das Bettelweiblein.



Ein armer Bauer ging einmal von Radstadt heim nach Altenmarkt. Da traf er am Wege ein altes Weiblein sitzen, das bitterlich weinte.

„Ja, wo fehlt's Dir denn, Weiberl" — fragte gutmüthig der Bauer — „gelt, Dir is Dein Korb z'schwer, werd' Dir'n halt i a wen'g trag'n."

„Ja wohl ist er schwer" — erwidert sie darauf — „aber i kann Dir doch den Korb nit trag'n lass'n, was würden denn d'Leut dazu sag'n?"

„Das kümmert Niemanden etwas!" sagte der Bauer wieder, nahm den Korb auf den Rücken und hieß das Weiblein ihm folgen.

Als sie nach Altenmarkt gekommen waren, erstaunten die Leute nicht wenig, den Bauern in Gesellschaft eines so zerlumpten Bettelweibleins daher gehen zu sehen, und machten sich weidlich lustig über ihn. Doch er kümmerte sich wenig um das Gerede, sondern ging ruhig seinem Hause zu. Schon von weitem rief ihm sein Weib entgegen: „Ja, Bauer, sag', wen bringst denn Du heut' daher?"

„A armes Bettelweibl is halt" — rief er zurück — „das gern a Nachtherberg möcht."

„Na, mußt halt reingehn“ — sprach wieder die Bäuerin entgegen — „etwas Weniges zum Essen wird wohl auch noch da sein, hast eh' g'wiß Hunger?“ Und mit diesen Worten führte sie das Bettelweiblein zum Ofen, setzte ihr Milch und einige Rohrnudel vor und hieß sie ordentlich zugreifen. Dann wies sie ihr die Schlafstätte an und Alle legten sich zur Ruhe. Als am nächsten Morgen der Bauer aufstand, war das Bettelweiblein



schon fort, nur ihren Korb hatte sie zurückgelassen. Bauer und Bäuerin glaubten fest, es werde wieder kommen, als aber Tage und Wochen vergingen, ohne daß dies der Fall war, da gaben sie die Hoffnung auf.

Der Bauer, neugierig, was denn im Korbe sei, öffnete ihn, greift hinein und zieht einen ganzen Pack alter Lumpen heraus. Da er diese nun zu Boden wirft, hört er aber auf einmal klimpern.

Rasch untersucht er den herausgeworfenen Pack noch einmal, und siehe, da fand er ein stattliches Häuflein von Silberthalern. Seine und seines Weibes Freude kannte keine Grenzen mehr, jetzt hatte ja alle Noth und Plage ein Ende und Beide dankten der guten Fee, die ihnen den Schatz bescheert und in der sie Frau Perchta erkannt hatten, aus dem tiefsten Grunde ihres Herzens.



Frau Perth.

(Flachgau.)



Die Frau Perth zeigt sich Nachts an Kreuzwegen Wanderern oder Schnittern, wenn diese spät von der Arbeit heimkehren. Sie winkt ihnen freundlich zu und hält ihnen ein schwarzes Tuch vor. Nimmt der Wanderer nun das Tuch an, dann stirbt er noch im selben Jahre; schlägt er aber ein Kreuz und spricht:

„Frau Perth, Frau Perth,
Wirf 's Tücherl um d'Erd!"

so kehrt Glück und Segen ein in sein Haus. Zeigt sich Frau Perth in einem Stalle, dann bricht gewiß unter dem Vieh eine Krankheit aus. Deshalb soll man am Walpurgis-Abend vor die Stallthüre zwei Hölzer in Form eines Andreaskreuzes stecken, dann kommt Frau Perth nicht hinein und das Vieh bleibt gesund.



Hexen-Sagen.

Die Hexenglocke zu Muhr.

Im Thurme der Pfarrkirche zu Muhr heißt die mittlere Glocke die Hexenglocke. Der Teufel ärgerte sich einst fürchterlich, daß diese Glocke ihn jedesmal, so oft er Böses gegen das Volk im Schilde führte, von dannen trieb und er machtlos abziehen mußte.

Da trug er einer Hexe auf, um Mitternacht in die Glockenstube zu fahren und mit einem schweren Höllenhammer ein Loch in die Glocke zu schlagen; es schlug jedoch ein Uhr, ehe die Hexe ihr Werk beendet hatte. Den hellen Klang hat die Glocke seitdem wohl eingebüßt und ein Hexenmal ist ihr auch geblieben, aber die Kraft, den Teufel zu bannen, ist ihr nicht abhanden gekommen.





Die Hexenglocke zu Muhr.

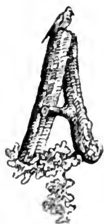
Die Hexenglocke zu Wald.



Zu Wald in Oberpinzgau wird gleichfalls die mittlere Glocke im Kirchthurme die Hexenglocke genannt. Eine uralte Sage rühmt dieselbe als bewährtes Mittel gegen Hexen jeder Art. Der untere Rand dieser Glocke ist rundum sehr beschädigt. Die Hexen sollen nämlich wiederholt um die Mitternachtsstunde voll Ingrimm gekommen sein und ganze Stücke vom Rande mit ihren Zähnen herausgebissen haben.



Die Hochkammer.



uf der steilen Hochkammer im schönen Kaprunerthale versammelten sich wiederholt die Hexen, berathschlagten und machten wohl auch hie und da ein Tänzchen.

Von da aus flogen sie dann nach allen Windrichtungen auseinander und gingen ihren Geschäften nach, als da sind: Hagelwetter machen, Verhexungen von Mensch und Vieh u. s. w. So erblickte einstmals ein Hirte bei einem Gletscher eine Hexe damit beschäftigt, Eisstücke loszuhacken. Diese trug sie alsdann auf die Hochkammer und formte daselbst aus dem Eise Hagelkörner, wodurch hervorgeht, daß Hagelkörner Hexenfabrikat sind.



Der Hexenplatz auf dem Buchberg.

(Mattsee.)



uf der Höhe des Buchberges bei Mattsee findet sich ein Platz, welcher bei herannahenden Gewittern bestimmt zuerst mit Nebelschleiern sich bedeckt und auf welchem auch nach Abzug des Gewitters zuletzt noch gespenstige Nebelgestalten herumtanzen.

Dieser Ort heißt der Hexenplatz, da die Hexen ja allezeit die Gewitter herbeiziehen und sie über gewisse Gegenden entleeren.



Teufels-Sagen.

Der Teufelsstein im Rosenthal.



Etwa eine halbe Stunde vor Wald öffnet sich das herrliche Rosenthal mit der Burgruine Hieburg und dem Teufelssteine; diesem Thale gegenüber erhebt sich der Mitterkopf, auf dessen Spitze die Ruinen des im Schutt zerfallenen Schlosses Friedburg stehen. Von diesen Ruinen weiß die Sage gar Interessantes zu berichten, was wir im Folgenden mittheilen wollen.

Der von Papst Honorius III. angefachte fünfte Kreuzzug war durch den Frieden mit Sultan Malek al Kamel beendigt. Unter den rückkehrenden Streitern befand sich auch Diether von Friedburg, ein tapferer, aber wüster Geselle, der den Kreuzzug weniger aus Frömmigkeit und Eifer für die Sache des Christenthums, als vielmehr in der Hoffnung auf reiche Beute mitgemacht hatte. In seiner Heimat angelangt, leuchteten ihm die hellerleuchteten Fenster der Hieburg einladend entgegen und er beschloß, hier einzukehren. Gastfreundlich nahm ihn der Burgherr auf und fand nicht geringen Gefallen an den Erzählungen seines Gastes aus dem gelobten Lande und Italien. Bis in die späte

Nacht pokulirten die beiden Ritter, und als Diether am nächsten Morgen wieder scheiden wollte, da forderte ihn der Hieburger freundlich auf, doch noch länger zu verweilen, und um so lieber willfahrte der Aufgeforderte diesem Wunsche, als er schon zu tief in die schönen Augen der holden Judith, der Tochter des Ritters von Hieburg, geschaut hatte. In heißer Liebe zu ihr entbrannt, warb er wenige Tage später um ihre Hand, und der Jungfrau schien die Werbung des kaum dreißigjährigen Mannes gar nicht so unangenehm zu sein. Der Hieburger aber, dem Diether's zerrüttete Vermögens-Verhältnisse wohl bekannt waren, beschied ihn, daß er seiner verstorbenen Gemalin das Versprechen gegeben habe, seine Tochter nicht vor dem vierundzwanzigsten Jahre zu verehelichen; übrigens müßte sein künftiger Eidam ein ihrer Aussteuer gleichkommendes Besitzthum aufweisen können; es stehe ihm (Diether) jedoch vollkommen frei, zu geeigneter Zeit seine Werbung zu wiederholen. Mit diesem nichts weniger denn trostreichen Bescheid kehrte Diether, im Herzen die verzehrende Liebe zu Judith tragend, in die Burg seiner Väter zurück. Jahre vergingen, seine Lage wurde immer trostloser, die Gläubiger bedrängten ihn mehr und mehr, und fast schien es, als müsse er aller Hoffnung auf die schöne Judith entsagen, da eröffnete sich ihm eine neue Gelegenheit, der Bedingung des Hieburgers entsprechen und das Ziel seiner Wünsche erreichen zu können.

Friedrich II. hatte auf's Neue den Krieg mit den lombardischen Städten aufgenommen und abermals folgte Diether den kaiserlichen Fahnen. Die Eroberung von Padua unter Ezzelius schien ihm die Pforten des Glückes zu eröffnen; denn er erwarb reiche Beute und kehrte mit Schätzen beladen in seine Heimat zurück. Sein erster Ritt galt der Hieburg; allein wer malt sein Entsetzen, wer den Schmerz, den sein Inneres durchtobte, als er erfuhr, daß die holde Judith, der Gegenstand seiner langjährigen treuen Minne, des Ritters Konrad von Velben angelobte Braut sei. Wuth und Rache im Herzen, kehrte er auf

die Friedburg zurück und schon am nächsten Tage traf sein Absagebrief auf der Hieburg ein.

Mit dem Gelde, das er sich in Italien gesammelt, warb er die nöthigen Mannen, überall hin flogen seine Boten, um Kampfgenossen zu gewinnen. Aber die Meisten sagten ab; nur von Wenigen unterstützt, zog er mit seiner Schaar vor die Hieburg und begann dieselbe zu berennen, um mit Waffengewalt sich zu erzwingen, was ihm der Hieburger schnöde verweigert hatte. Aber an dem Muthe der tapferen Hieburger scheiterte jeder seiner Angriffe.

Endlich in einer finsteren Nacht schien er sein Ziel zu erreichen. Während die tapferen Vertheidiger der Burg, ermattet von den langen Kämpfen, kurzer Ruhe pflegten, erstiegen Diether's Mannen die äußeren Ringmauern der feindlichen Burg. Schon dringen sie vorwärts, denn die aus dem Schlafe gestörten Vertheidiger vermögen nur geringen Widerstand zu leisten, im nächsten Augenblicke scheint der Fall der Hieburg gewiß zu sein, da vernimmt Diether in seinem Rücken das Schmettern feindlicher Trompeten. Konrad von Velben ist es, der, dem Rufe seiner Geliebten rasche Folge leistend, das Hoflager in Salzburg verlassen hat und nunmehr mit seinen Schaaren zum Entsatz herbeigeeilt ist. Neuer Muth beseelt die tapferen Vertheidiger der Hieburg; von zwei Seiten zugleich angegriffen, wanken Friedburgs Haufen, und nach hartnäckigem Kampfe, in dem er schwer verwundert wird, muß Diether mit dem Reste seiner Kampfgenossen das Feld räumen.

Racheerfüllt sitzt der Ritter auf seiner halbverfallenen Burg, die Schätze, die in Italien er gesammelt, sind in jener Nacht in Nichts zerronnen. Und dennoch läßt ihn der Gedanke an Judith's Besitz nicht ruhen, sein muß sie werden und wäre es selbst um den Preis seiner Seele.

Finster vor sich hinbrütend, sitzt er, jeder Hoffnung bar, seine Rachepläne ausführen zu können, in dem Ahnensaale seines Schlosses, da meldet ihm sein Knappe die Ankunft eines wälischen

Ritters, Della Branca. In schwarzen Sammt gekleidet, auf dem schwarzen Spitzhut eine wallende rothe Feder, tritt der Fremdling ein und empfängt aus Diether's Hand den Willkomm. Bei einem Humpen Wein wird Diether bald gesprächig und theilt dem Gaste sein Unglück, seine Racheplänе mit.

„Gold zwar“ — spricht jener — „und Silber vermag ich Euch nicht zu bieten, aber bedürft Ihr auf andere Weise meiner Hilfe, dann kommt um Mitternacht in das Rosenthal und ruft dreimal meinen Namen.“ Mit diesen Worten erhob sich Della Branca und reichte Diethern seine Rechte, die dieser jedoch rasch zurückzog, denn seines Gastes Hand brannte wie das höllische Feuer. Unter donnerähnlichem Gepolter verließ hierauf der unheimliche Gast die Ahnenhalle.

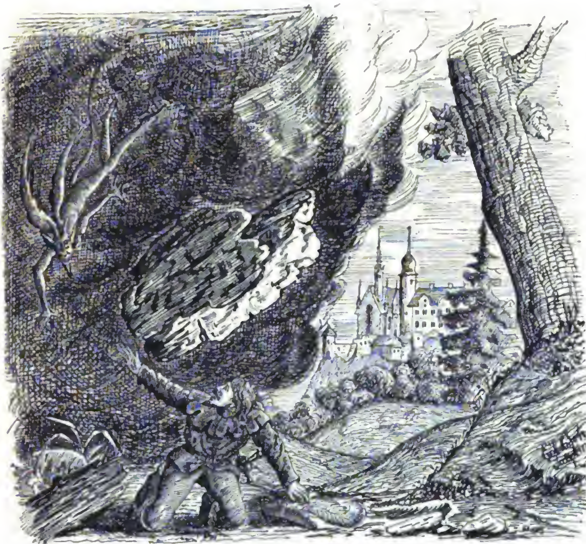
Lange schwankte Diether von Friedburg, ob er zum Aeußersten greifen und selbst sein Seelenheil opfern solle. Aber der Gedanke an Rache übertäubte jedes bessere Gefühl in seiner Brust. Zudem sollte ja schon in drei Tagen Konrad von Velben das einstige Ideal seines Herzens heimführen, da gab's kein Säumen mehr.

In der Nacht vor dem verhängnißvollen Tage, an welchem Konrad in den Hafen seines Glückes einlaufen sollte, ritt Diether, nur von einem einzigen Knappen begleitet, in das Rosenthal. Seinen Gaul demselben überlassend, schritt er in die Finsterniß und rief dreimal den Namen seines geheimnißvollen Unbekannten, dessen wahres Wesen ihm aber nicht mehr unbekannt schien. Della Branca erschien; nach wenigen Minuten war der Pakt geschlossen und mit dem Blute Diether's besiegelt. In dem Augenblicke, da Konrad am Altare aus der Hand des Priesters Judith erhalten würde, sollte diese, sowie der alte Ritter, die Hieburg mit allen ihren Mannen vernichtet werden. Dafür hatte er dem Höllenfürsten seine Seele verschrieben.

Finster und in sich gekehrt ritt Diether auf die Friedburg zurück und harrte mit Bangen dessen, was der kommende Tag bringen sollte. Langsam schleppten sich die Stunden hin, und fast

schien es, als wollte es nicht Abend werden. Endlich aber brach die Stunde, in der er Erfüllung seiner sehnlichsten Wünsche finden sollte, an. Es litt ihn nicht mehr länger im Schlosse.

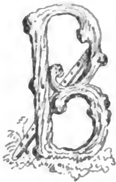
Vom Sulzbachthale her zogen schwere Wetterwolken sich



zusammen, die den Tag in finstere Nacht verwandelten. Wilder Sturm heulte um die Zinnen der Hieburg; der Donner rollte und das tausendfache Echo erhöhte noch die Wildheit dieser Naturscenen. In Mitte der finsteren Wolkenmassen sah man aber einen ungeheueren Felsblock, von unsichtbarer Hand getragen, daher schweben. Fast hing er schon über der bedrohten

Hieburg, da ertönte das geweihte Glöcklein der Schloßkapelle zum Bunde der beiden Liebenden. Sausend und zischend ließ Satan die schwere Last los, die gerade auf den harrenden Diether niederstürzte; ihr nach der Höllenfürst, der die dem zerschmetterten Körper entsteigende Seele in den heißen Pfuhl der Hölle entführte.

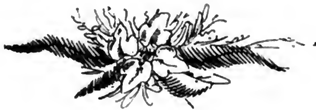




Der Teufel als Spielmann.

Bei Zell am See, im Hinterglemm, ist die „Pfonteben“, eine hochliegende Fläche mit einem steinernen Sitz und vor diesem eine steinerne Platte, wo einst das junge Volk zu Belustigungen zusammenkam.

Bei einer solchen Zusammenkunft erschien nun einmal ein Fremder mit einer Schwegelpfeife und spielte lustig zum Tanze auf. Dabei machte er aber, nach Sitte der Landmusikanten zu seinem Spiele strampfend, bald eine solche Vertiefung in die Steinplatte, daß man entsetzt in dem ungebetenen Spielmann den Satan in eigener Person erkennen mußte. Setzt man sich auf jenen Sitz, dann wird einem ganz wunderlich lustig zu Muthe. Ein Theil der „Pfonteben“, eben jener mit dem Sitze, heißt im Volke die „Schlaberstatt“.



Die Tauglbrücke.



Da, wo das Wildwasser der Taugl bei ihrem stürmischen Austritt in's Salzachthal nächst der Tauglmühle eine tiefe Klamm ausgewaschen hat, spannt sich noch heute eine gar kühne Bogenbrücke aus gewaltigen Steinquadern zusammengefügt, von einem Ufer zum anderen. Der gelehrte Forscher bringt sie mit der Römerstraße in Verbindung, die vom alten Juvavum über Gelasium (Glas), Viennum (Vigaun) auf den Fels von Georgenberg, der so recht geschaffen für ein Castell und von hier weiter in das Gebirge führte. Anders aber urtheilt der Volksmund über dieselbe. Die Tauglbrücke ist nicht Menschenwerk, sie ist ein Werk des Teufels, und wer darüber weggeht, bekreuzt sich, auf daß ihm der Böse nichts anhaben kann.

Vor achtzehnhundert Jahren schloß der Teufel mit einer Müllerin einen Bund. Er versprach ihr eine Brücke über die Taugl zu bauen. Bringe er diese eher fertig, als sie das Kind gebären wird, das sie eben unter dem Herzen trage, so gehöre das Kind ihm. Als das Letztere zur Welt kam, war die Brücke fertig — bis auf einen Stein, der heute noch im Gewölbe fehlt. Da der Teufel jetzt mit langer Nase abziehen mußte, aber dennoch nicht ohne Lohn zur Hölle fahren wollte, so sagte er

zornschnaubend: „Jetzt, da das Kind mir entgangen, soll das Erste mir gehören, was über die Brücke geht." Dies hatte die Müllerin, eine gar schlaue Frau, gehört und jagte ihren großen Hauskater darüber. Und der Teufel packte ihn und fuhr mit ihm in jenes Loch in der Tiefe, in das jetzt noch die Taugl wuthschäumend hinabströmt.



Alber.

(Lofer)



Wenn, wie es oft vorzukommen pflegt, Schweine auf den Almen sich durch Herumwälzen auf dem steinigen Boden am Rücken wund gerieben haben, so heißt es, es habe sie der „Alber“ (Alpenteufel) geritten. Drei Kreuze mit der Taufkerze auf den Rücken des Thieres gebraunt, sind das probateste Mittel gegen dieses böse Uebel.



Die Geiermühle.

(Filzmoos.)



Einst lebten zwei Brüder; der eine war reich, er besaß das Geierlehen und damit auch die Mühle; der andere war Knableituer in der Oberfritz und ein blutarmer Teufel. Dieser bat öfter den reicheren Bruder, er möge ihn auf seiner Mühle mahlen lassen; dessen Herz aber war hart wie Stein und er schlug es ihm jedesmal ab unter dem Vorwande, die Mühle sei nicht leer und er müsse selbst mahlen. Darüber tief betrübt, klagte er einstmals seine Noth einem Nachbar seines Bruders, dem Zwisler. Der rieth ihm, nur einmal des Nachts zur Mühle zu kommen, da stehe sie fast immer und er könne daher leicht sein Weniges mahlen.

Als nun eines Nachts der Geiermüllner die Mühle gehen hörte, wollte er rasch hineilen, um zu sehen, wer denn mahle. Auf dem Wege dahin ging aber langsam ein Mann vor ihm her, der ganz so wie er aussah, nur immer größer zu werden schien, so daß er es nicht wagte, ihm vorzugehen. Als sie so Beide zur Mühle gekommen waren, war sein Vorgänger bereits so groß geworden, daß er durch die Dachluke in das Innere derselben hineinschaute; der Müller selbst aber konnte die Thüre zur Mühle nicht öffnen und auch sonst nirgends eine Spalte finden, durch die er hätte hineinsehen können. Er kehrte

daher, ohnedies durch seinen geheimnißvollen Begleiter in nicht geringe Angst versetzt, schweigend zu seinem Wohnhause zurück. Vorerst plagte ihn aber doch die Neugierde, sich nach seinem Vorgänger umzuschauen. Und da sah er denn, wie dieser noch



bei der Mühle stand, aber schon weit über dieselbe hinausgewachsen war, und höhnisch lachend den Hut lüftete, so daß er darunter deutlich zwei Hörner sehen konnte. Jetzt wußte der Geiermüllner, daß er es mit dem leibhaftigen Gottseibeiuns

zu thun habe, lief entsetzt nach Hause und wagte sich von dieser Zeit an nicht mehr allein zu seiner Mühle. Wohl hörte er dieselbe von nun an Nacht für Nacht gehen, allein nachzusehen wagte er nicht mehr.

Auch andere Leute hörten oft, wenn sie des Nachts vorbeigingen, das Klappern der Mühle, sahen sie ganz erleuchtet, bemerkten aber keinen Menschen in derselben. Da sagte man denn, der Teufel mahle darinnen.

Am besten aber konnte hierüber ein alter Rötheneggbauer im Hinterwinkel Bescheid geben. Derselbe ging nämlich einmal auf einen Plausch in's Saghäusel. Als er auf seinem Heimwege um Mitternacht an der Geiermühle vorüberkam, blickte er hinein und sah und hörte den Teufel drinnen mahlen. Von Natur aus stark und verwegen, durch den genossenen Branntwein aber noch kühner gemacht, forderte er den Teufel durch allerlei „Trutzg'sangeln" zum „Ranggeln" heraus. Der stellte sich auch sogleich, war erst ganz klein, wurde dann größer und größer, so daß ihm der Röthenegger nichts anhaben konnte. Endlich nahm dieser aber eine Haagstange, schlug dem Teufel beide Hörner ab und lief mit diesen davon. Der Teufel eilte ihm zur Mooslehenhöhe (höchster Punkt des Weges nach Filzmoos und Wasserscheide zwischen der Fritz und der Mandling) nach. Dort hörte er aber das Morgenläuten, that einen Juhschrei und fuhr durch die Lüfte davon. Der Röthenegger aber steckte die beiden Teufelshörner als Trophäen auf den Giebel seines Getreidekastens, woselbst sie noch heute zu sehen sein sollen.

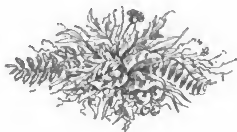


Die Teufelsmühle am Funtensee.

(Pinzgau.)



Ein Jäger spähte am Funtensee nach Murmelthieren, deren es dort noch heute giebt; da hörte er jenseits des Sees die Teufelsmühle, welche goldene Thaler mahlt, und sah gleich darauf einen solchen vor sich im Sande liegen. Der Jäger, ein gar frommer Mann, nimmt zwar den Thaler mit, taucht ihn aber zur Vorsicht in der Kirche zu Berchtesgaden in geweihtes Wasser. Und siehe da — aus dem Thaler wurde ein Stein der gewöhnlichsten Art.



Die Teufelsmühle am Funtensee.

(Eine Variante.)



or vielen Jahren lebte ein Jägersmann, der stets brav und gottesfürchtig gewesen. Da traf er auf seinem Pürschgange am Funtensee auf eine Felswand, an deren Fuße er ein ganzes Häufchen schöner blanker Silberthaler fand. Hierüber höchlich erstaunt, wußte er nicht, was er machen sollte. Sollte er das schöne blanke Geld liegen lassen oder mitnehmen? Eine innere Stimme sagte ihm wohl, er möge es lassen, wo es sei; allein die Lockung war zu groß. Er war arm, glaubte auf so leichte Weise nicht so bald wieder zu so viel Geld zu kommen, und nahm, was seine Säcke fassen konnten, ja sogar den Hut füllte er sich voll, bis endlich nicht ein Thaler mehr dalag.

Er hing die Jägerei nun an den Nagel und lebte in Saus und Braus; mit seiner früheren Frömmigkeit war's bald aus, aber auch das Geld ging zur Neige; es ruhte eben kein Segen auf demselben.

Da machte er sich eines Tages wieder auf zum Funtensee, um Geld zu suchen, denn ohne dieses konnte er nun nicht mehr leben. Er fand auch richtig die Felswand, aber blanke Thaler lagen keine mehr da.

Wie er nun so mißmuthig dastand, sah er plötzlich ein kleines Männchen vor sich, dessen Anblick ihm unwillkürlich

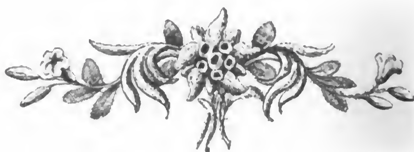
Schauder erregte. Bald wußte er auch, mit wem er es zu thun hatte; aber er floh nicht. Die Sucht nach Geld überwog jedwedes Bedenken und seine Seele war bald nicht mehr sein eigen, er hatte sich dem Teufel verschrieben.

Nun fing es von der Felswand herab Steine zu rieseln an, die, auf den Boden gekommen, sich sofort in Silberthaler verwandelten; dabei hallte es in den Bergen wider, als klappere eine Mühle.

Wieder nahm der Jäger, so viel er tragen konnte, und begann auf's Neue sein Sündenleben.

Doch nicht lange trieb er es mehr. Eines Tages fanden ihn Holzknechte an der Felswand am Funtensee furchtbar verstümmelt und fast ganz überschüttet von den beständig herabkollernden Steinen.

Das Herabrieseln der Steine hörte aber seit jener Zeit nicht mehr auf; der Widerhall des dadurch entstehenden Geräusches gleicht fast dem Klappern einer Mühle, weshalb die Leute sagen, am Funtensee mahle der Teufel Steine zu Mehl, um Silberthaler daraus zu machen und Jäger damit zu fangen.



Der schwarze Bock.

(Filzmoos.)



n der Oberfritz — Schattau gegenüber — liegt die Pleimühle, in welcher es gar unheimlich zugehen soll. Als einmal zwei lebensfrische, tanzlustige Bauernmädchen an einem Feiertage bei Anbruch der Abenddämmerung den neu gebauten Tanzboden daselbst besichtigten, soll der Teufel in Gestalt eines schwarzen Bockes durch den Söller gesprungen sein, zum nicht geringen Entsetzen der beiden übermüthigen Schönen.



Die Teufelsbrücke über die Lammer.

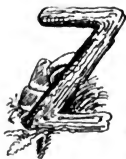


berhalb der Duscherbrücke fließt die Lammer durch zwei riesige Felsen, die gegeneinander gelehnt eine Brücke bilden.

Hier geht die Sage, der Teufel habe einstmals, als ihm die schon sicher gewesene Seele eines Raubschützen durch das Dazwischentreten eines frommen Einsiedlers wieder glücklich abgerungen war, in seiner ohnmächtigen Wuth hierüber die beiden Felsen mit solcher Kraft zusammengestoßen, daß die Funken davonstoben und er unter gräßlichem Donner und Blitze in die Hölle zurückgefahren sei. Seither führte nun dieser natürliche Felsensteg den Namen „Teufelsbrücke".



Das Felsloch am Schober.



Zu oberst dem Schober, einer Felswand, findet sich ein merkwürdiges Loch, das durch die ganze Wand geht und so groß ist, daß ein schwer beladener Heuwagen wohl durchfahren könnte. Von Mondsee aus erscheint das Loch dem Auge jedoch bedeutend kleiner. Nach einer alten Volkssage hat der Teufel einst in St. Wolfgang eine böse Jungfrau geholt und ist mit ihr durch die Luft nach Mondsee gefahren. Unterwegs soll der ungeschickte Teufel an den Schober gestoßen sein und das Loch durchgerannt haben. Seitdem besteht dasselbe zum Heile der Gläubigen und noch heutzutage wird in ihm der Schurz der Jungfrau gezeigt, was indeß auf Sinnestäuschung beruht.





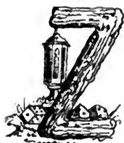
Die Grossarler (nun Liechtenstein-) Klammen.

Von diesen Klammen ist gar manches schaurige Märlein im Schwunge. Noch zur Stunde geht die Sage, der Oberarler Schmied zu Plankenau habe dem Teufel seine Tochter — eine „Feggin" (Cretin) — verschrieben, wenn er ihm bis zum nächsten Hahnenrufe die warmen Quellen aus den Großarler Klammen herausleiten würde. Der Teufel ging den Handel ein und machte sich sofort an die Arbeit. Da nun das Getöse in den Klammen immer stärker, das Gepolter des Teufels immer vernehmlicher wurde und deutlich an das Ohr des Schmieds schlug, packte diesen eine entsetzliche Furcht, ein namenloses Grauen, und in seiner Angst, wie er den eingegangenen Pakt ungiltig machen könne, lief er zur Hexe des Ortes, von der Verschlagenheit und Schlauheit derselben Hilfe erhoffend. Er theilte ihr Alles mit und diese rieth ihm, den Hahn in den Brunnentrog zu tauchen. Der Schmied that auch richtig, wie ihm geheißen. Der Hahn krähte ganz gewaltig, als er das unfreiwillige Bad nehmen mußte, die Teufelsarbeit war gebannt und eine arme Seele dem Himmel errettet. Aber auch die warmen Quellen waren dahin, der Teufel hatte sie aus Zorn wieder „zurückgerissen".



Forstau.

(Radstadt.)



Zu Forstau am Oberstein saß ein Ritter, der in Acht verfallen war und all' seine Habe in Saus und Braus durchgebracht hatte. Zu guter Letzt verschrieb er sich dem Teufel, der ihm zehn Jahre Frist gewährte und dafür das, was er eben in der Hand hielt — eine Säule seines Ahnensaales — in lauteres Gold verwandelte.

Als die Zeit abgelaufen, traf der Teufel den Ritter in lustiger Gesellschaft, in Mitte seiner Zechbrüder und gestattete ihm auf seine Bitte noch eine lustige Nacht. Mit dem Glockenschlage der Mitternacht aber trat der Satan abermals herein, faßte diesmal den Ritter und riß ihn, wie ein Wirbelwind, durch's Fenster hinaus. Sturm und Ungewitter, Blitz und Donner rasten förmlich, die Elemente schienen entfesselt, als gälte es Gottes schöne Natur gänzlich zu vernichten. Forstau fiel in Trümmer und begrub unter den stürzenden Mauern die lustigen Zecher. Zwei schwarze Hähne halten nun dort Wacht.



Der Höllberg.

(Eben.)



Auf den Höllberg legte der Teufel bei Erschaffung der Welt seinen Schweif. Daher hat der Berg seinen Namen und ist auch ziemlich unfruchtbar. Auch über Hörndl, Höll-Neideck, Haid und Oed auf der Eben soll der Schweif noch gereicht haben. Nach Einigen soll der Teufel auf dem Hocheck oder Teufeleck zwischen Hüttau und Wagrain gesessen sein und von ihm auch die Teufellacken herrühren; nach Anderen saß er auf der Höll oder beim Hörndlbauern.



Das Rösslein von Stroh.

(Lungau.)



Zu Maria-Pfarr wußten einige Bursche oft gar nicht, was sie in ihrem Uebermuthe beginnen sollten, um ihre Mitmenschen zu ärgern und zu quälen. Da machten sie sich, als um Weihnachten die Zeit zum Perchtellaufen kam, Rößlein aus Stroh und ritten darauf, wie besessen und unter großem Lärmen, im Dorfe herum. Mit einem Male wurden aber die Strohrößlein lebendig und flogen mit ihren Reitern sausend durch die Luft davon. Kein Mensch hat je erfahren, was aus ihnen geworden, noch sie je wieder gesehen.



Der Schörgen-Toni.



Vor mehr denn hundert Jahren lebte im Schlosse zu Moosham ein Gerichtsdiener Namens Anton, vom Volke schlechtweg der „Schörgen-Toni“ genannt. Der war ein grundschlechter und lüderlicher Mensch, der sich um Gott und die Kirche nichts kümmerte, das Volk aber ganz entsetzlich quälte und bedrückte. Trotz seiner vielen Missethaten ereilte ihn aber nie die gerechte Strafe, so daß die Leute behaupteten, er habe seine Seele dem Teufel verschrieben und der schütze ihn.

Da wurde er krank. Bald zeigte es sich, daß es hier keine Hilfe mehr gebe und er endlich sterben müsse. Drei Tage vor seinem Tode begann er so entsetzlich zu brüllen, daß man es weithin hören konnte. Als er schon im Sterben lag, fuhr eine schwarze Carosse, bespannt mit vier kohlrabenschwarzen Rappen, über die Schloßbrücke herein in den Schloßhof und hielt gerade unter den Fenstern des Sterbenden still. Aus dem Wagen sprang ein schwarz gekleideter Herr mit schwarzer Perrücke; sein Aussehen war ein höchst unheimliches, denn oben guckten ihm Hörner, unten Bocksfüße heraus. Gemessenen Schrittes ging diese Gestalt die Treppe hinauf in das Sterbezimmer, nahm

des Schörgen-Toni's Seele und fuhr mit ihr gestreckten Galopps wieder über die Schloßbrücke zurück, hinaus in die Nacht.

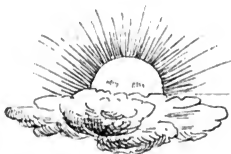
Am Tage, da Toni's Leiche zur Erde bestattet wurde, erhob sich ein grausiges Donnerwetter, wie sich die Leute an kein zweites erinnern konnten. Seither muß die Seele des Schörgen-Toni im Lungau ruhe- und rastlos umherwandern.



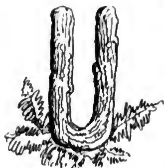
Die laufenden Stiefel.



n der Nähe des Dorfes Harrbach bei Hofgastein sah man zum Oefteren in mondhellen Nächten zwei Stiefel herumlaufen, wozu der Teufel mit einem schwarzen Roßschädel aus einem da befindlichen Stadl wieherte. Der Harrbacher Schuster zerbrach sich vergeblich darüber den Kopf, wer wohl die Stiefel gemacht haben könnte. Ein alter Bauer aber, der einmal die tanzenden Stiefel sah, bemerkte auch eine Gestalt, welche dieselben anhatte, und erkannte in ihr einen Harrbacher Bauernburschen, der längst verstorben, so lange er aber gelebt, ein rechter Schlemmer und Gottverächter gewesen war.



Der Teufel als Liebhaber.



Unter den mancherlei Heil= und Zauberkräutern wird dem sogenannten „Kudlkraut“ (Feldthymian) ganz besondere Kraft wider den Bösen zugeschrieben. Die Salzburger Mädchen winden sich am Frohnleichnamstage das „Kudlkraut“ in ihre grünen Jungfrauenkränze und diese befestigen sie dann vor dem Fenster ihres Schlafkämmerleins, damit der Teufel nicht etwa in Gestalt eines schönen Bauernburschen zu ihnen komme.

Einmal -- so erzählt die Sage — gesellte sich der Teufel als schmucker Bauernjunge auf dem Wege zu einem hoffärtigen Mädchen und schwätzte ihr vor, er wäre ein steinreicher Bauerssohn aus der Nachbarschaft. Wirklich gelang es ihm, sich ihre Gunst zu erringen, und sie bestellte ihn für die kommende Nacht vor ihr Fenster. Als er aber um zwölf Uhr Mitternachts kam, gewahrte er vor demselben „Kudlkraut“ und „Widrität“. Da fuhr er blitzschnell durch die Luft davon, erbärmlich schreiend:

„Kudlkraut und Widrität
Häb'n mi um mei' Madl brächt!“



Der Teufel als Baumeister.

(Filzmoos.)



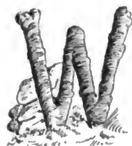
as Mooslehenhaus in Uebermoos war vor Kurzem noch das einzige ganz gemauerte Haus in Filzmoos. Dasselbe soll der Teufel gebaut und, da ihm der Bauer, um ihn aufzuhalten, kein Holz zum Baue gab, ganz aus Stein aufgeführt haben. Der Teufel hat sich's jedoch bedungen, daß das Haus nie mit Mörtel angeworfen und verweißt werden dürfe und außen am Hausthürschlosse immer sein Bild angebracht sein müsse.

Deshalb sind die Hausmauern heute noch unverputzt, grau, ja schwärzlich, und zeigen die rohen Steine; als äußere Schloßverzierung an der Hausthüre ist ein wilder Mann angebracht.



Des Teufels Badstube.

(Pongau.)



Wenn man von Dienten nach Mühlbach den Erzweg einschlägt, so findet man unter einer den Mühlbach übersetzenden Brücke eine Klamm, durch welche wildtosend der Bach seinen Weg nimmt. Dies ist des „Teufels Badstube", vom Volke deshalb so genannt, weil die Hexen hier geschäftig dem Teufel zum Oesteren Bäder bereiten sollen.



Der Teufel im Walde bei Hallein.



Zwischen Hallein und Kuchel führt ein Weg durch den Wald, den zu betreten sich vor Zeiten alle frommen Menschen scheuten. Jeder, der ihn passiren mußte, bekreuzte sich und betete angsterfüllt ein Vaterunser; denn zwischen den dunklen Tannen trieb der leibhafte Teufel sein böses Spiel. Er konnte zwar Keinem ein Leid zufügen, sprang aber immerfort jauchzend über den Weg hin und her und spie Flammen aus. Dies war so schrecklich anzusehen, daß sich gar Mancher darob arg entsetzte und vor Angst und Grauen krank wurde. Wohl versuchte es auf das dringende Bitten der Leute der eine oder andere Geistliche, den Gottseibeiuns zu bannen; allein es hatte Keiner Macht über ihn, er lachte sie aus und hielt ihnen

manche Sünde vor, die sie begangen, daß ihnen selbst angst und bange wurde. Da bereitete sich ein Priester, dessen Lebenswandel allzeit ein wahrhaft reiner und heiliger gewesen war, vor, den Teufel zu vertreiben. Nachdem er gebetet, gebeichtet und gefastet hatte, begann er die Beschwörung. Jetzt ging's dem Teufel schlecht; außer einigen muthwilligen Studentenstreichen fand er nicht das Geringste, was er diesem Priester vorhalten konnte. Da wurde er traurig, denn er sah, daß an dieser Stelle fürderhin sein Reich ein Ende haben werde.

Er fragte daher zuerst, ob er sich nicht in einen Grashalm begeben dürfte. Auf die Verweigerung dieser Bitte, bat er, ihm doch zu gestatten, seinen Aufenthalt auf einer hohen öden Bergspitze nehmen zu dürfen, wohin keines Menschen Fuß je käme. Da der Geistliche erwiderte, unter freiem Himmel wäre für ihn kein Bleiben mehr, flehte er noch um die Erlaubniß, in die Tiefe einer nahen Lache fahren zu können. Jener blieb jedoch felsenfest in seinem Ausspruch und ließ in der Beschwörung nicht nach, bis der Teufel endlich durch die Luft mitten in das Tännengebirge hineinflog.



Der Teufelsgeiger.



Der Gainfeldbach, der Bischofshofen in zwei Hälften theilt, war schon öfters ein gefährlicher Kamerad für den Ort gewesen und hat schon manches Unheil dort angerichtet.

Einst — es war im Jahre 1755 — zog sich über der Wetterwand ein gewaltiges Hochgewitter zusammen, bald blitzte und donnerte es, daß der Erdboden dröhnte, und als ob die Schleußen des Himmels sich geöffnet hätten, ging ein Wolkenbruch nieder, der den Gainfeldbach alsbald zur Hochfluth anschwellte, welche die an beiden aufgethürmten Holzstöße mit sich nahm, die Brücke verklauste und einige der nächst derselben liegenden Häuser einriß.

In einem dieser Häuser, einem kleinen Gasthause, fand eben eine Tanzunterhaltung statt. Da ging's gar lustig her, denn der sogenannte Teufelsgeiger spielte auf. Tänzer und Tänzerinnen drehten sich im wirbelnden Reigen und waren von dem zauberhaften Geigenspiel so hingerissen, daß sie der drohenden Gefahr nicht achteten und ohngeachtet wiederholter Warnung im wilden Tanze sich herumtummelten. Plötzlich brach die Sturmfluth herein. Das kleine Haus vermochte ihr nicht den geringsten

Widerstand zu leisten, ein gewaltiger Anprall der Wogen erschütterte es in seinen Grundfesten, ein zweiter brach es mitten entzwei; durch alle Fugen drang die Fluth und Tänzer und Tänzerinnen fanden in den Wellen ihren Tod. Der Teufelsgeiger war spurlos verschwunden.

So erzählten Leute, welche Zeugen dieses traurigen Ereignisses gewesen.



Des Teufels Glockenblume.

(Soldanella alpina.)



Der Teufel dachte einst, da er eben nichts Besseres zu thun hatte, daran, eine Blume zu erschaffen. Am leichtesten erschien es ihm, die Glockenblume nachzuahmen, und er machte sich auch gleich an's Werk. Wirklich gelang es ihm, eine derartige Blume zu Stande zu bringen; allein der Blumenkrone fehlt jene schwungvolle, schöne Form und die herrlich blaue Farbe der Glockenblume; die Kelchblätter sind zerrissen und zackig, die Farbe zu düster, nicht blau und nicht grau. Blätter vermißt man an ihr gänzlich, einige kleine Lappen am Wurzelstocke vertreten die Stelle derselben; auch blüht sie nur auf den Bergen in unwegsamen Gegenden und wagt sich nicht in den fröhlichen Kreis ihrer Schwestern im Thale.



Die Teufelshufeisen.



n der Ramsau, einem Thale nächst des Thorsteines an der salzburgischen Grenze, lebten einmal mehrere Bursche und Bauern, deren Kirche das Wirthshaus, deren Weihwasser das Bier war. Sie kümmerten sich weder um Gott, noch um den Teufel und lebten in den Tag hinein, Sünde auf Sünde häufend.

Da hörte einmal in einer Nacht, als schon Alles zur Ruhe gegangen war, der Wirth in der Gaststube ein sonderbares Klirren. Er stand auf, um nachzusehen, ob sich nicht vielleicht ein Spitzbube eingeschlichen; allein Alles war in schönster Ordnung, nicht die Spur von einem fremden Menschen zu finden. Schon wollte er in seine Schlafkammer zurückkehren, da vernahm er das sonderbare Klirren vor dem Fenster. Er trat hin, öffnete den Balken und blickte hinaus. Was er da erschaute, trieb ihm die Haare zu Berge. Auf dem Gerippe eines Pferdes saß eine lange, hagere Mannesgestalt, welche wie weißglühendes Eisen aussah und ein magisches Licht ausströmte, das die ganze Gegend mit einem blutrothen Feuerschein übergoß. Der Kopf des Mannes war vollkommen fleischlos und mit einer feinen, durchsichtigen Haut überzogen; in den leeren Augenhöhlen zuckten

blaue Flämmchen, auf dem Scheitel saß ein spitzes Hütchen mit rother Feder. An den Schwanzwirbeln des Pferdegerippes war eine Kette befestigt, an der der Reihe nach die sündigen Gäste des Wirthes angehangen waren. Der Wirth sah, wie die Peitsche des geisterhaften Reiters durch die Luft sauste, ohne daß ein Knall laut wurde, er sah, wie dieser sich höhnisch lachend in Bewegung setzte und stürzte ohnmächtig zusammen.

Als er wieder zu sich kam, war der Höllenspuk verschwunden.

Zur selben Stunde erwachte der Schmied des Ortes. Von einer ihm unerklärlichen Gewalt gezogen, ging er hinaus in die Schmiede, holte sechs Paare Hufeisen hervor, legte sich die Werkzeuge zurecht, wie man sie zum Beschlagen eines Pferdes nöthig hat, und trat vor die Thüre. Da stand auch schon der geisterhafte Zug mit dem unheimlichen Reiter voran. Als wenn es so sein müßte, schritt er auf die sechs ihm wohl bekannten Bauern los, welche an der Kette angehängt waren, und beschlug deren Füße mit den mitgebrachten Hufeisen. Als er mit seiner Arbeit fertig war, flog aus der Hand des Reiters ein Beutel mit Goldstücken vor seine Füße. Er sah noch, wie das Pferdegerippe sich gegen die Scheuchenspitzebene in Bewegung setzte, die sechs unglücklichen, kreidebleichen Bauern mit sich fortreißend, dann verlor er die Besinnung und sank zu Boden. Als er erwachte, vermeinte er anfangs, einen bösen Traum gehabt zu haben; aber der neben ihm liegende Beutel, welcher zwölf Goldstücke enthielt, bestätigte ihm das Gegentheil. Des Morgens öffnete er die Lade, in welche er Nachts die Goldstücke gelegt hatte, da drang ihm ein widriger Geruch in die Nase. Als er den Beutel öffnete, hatten sich die Goldstücke in Unrath verwandelt.

In derselben Nacht kam von der Scheuchenspitzebene ein furchtbares Hagelwetter herab und verwüstete die Saaten der Ramsauer gänzlich. Der erste Gemsenjäger, welcher sich wieder auf die Scheuchenspitzebene hinaufwagte, entdeckte dort sonderbare

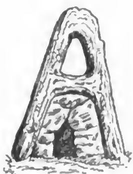
Eindrücke, welche er früher nie bemerkt hatte, und die Pferdehufen ähnlich sahen wie ein Ei dem anderen.

Wirth und Schmied starben kurze Zeit nach der Schreckensnacht. Von den sechs Bauern hat man nie wieder etwas gehört. „Die hat der Teufel geholt“ — sagte das Volk — „ob ihres sündhaften Lebenswandels auf Erden.“



Die Teufelskirche.

(Werfen.)



uf dem Wege von der Mitterfeldalpe zur Thorsäule und Uebergossenen Alpe ist ein tief abwärts gehender Schlund mit kirchenthürähnlichem Eingange sichtbar. Das Volk erzählt, der Teufel habe einstmals sich als Mönch verkleidet und eines Senners Auge geblendet, so daß er den Teufel nicht kannte und den Höhleneingang wirklich für eine Kirchenthüre ansah, hineinging und nicht mehr an die Oberwelt zurückkam. Daher der Name Teufelskirche.



Der Teufelsstein im Gassenkogel.

(Filzmoos.)

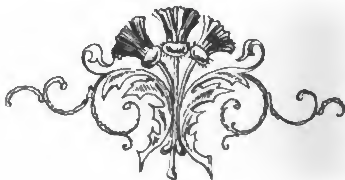


n hinterst in der Framing, einem Seitenthale der Oberfritz gegen die Gsengplatten hin, findet man jetzt zwei Zulehen, Kogel genannt. Das eine, ältere, gehört jetzt dem Gaßner in Gasthofberg und heißt Gassenkogel. Dies war früher ein selbstständiges Lehen, aber der Besitzer war arm. Als er daher ein neues Haus bauen, Holz und Steine von unten über eine steile Leiten heraufbringen

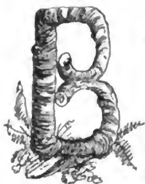
sollte, da wußte er sich nicht anders zu helfen, als daß er sich dem Teufel verschrieb. Seine Seele sollte dem Bösen gehören, wenn ihm dieser in einer Nacht das Haus baue und damit vor dem ersten Hahnenrufe fertig werde. Der Teufel war's zufrieden und begann sofort den Bau.

Wie er aber Alles verkehrt macht, so fing er auch hier von oben herab zu bauen an. Um halb vier Uhr war er schon so weit, daß nur noch der letzte Eckstein fehlte. Dem Bauer wurde angst und bange und er ging her und stupfte den Haushahn so kräftig, daß dieser laut zum Krähen anfing. Da ließ der Teufel den ungeheueren Eckstein, welchen er eben heraufschleppen wollte, mitten in der Leiten fallen und floh davon: drückte aber früher noch seine Finger in den Stein zum Zeichen dessen, daß er ihn dahin gebracht habe.

Seit dieser Zeit fehlt im Gassenkogel ein Eckstein und liegt der große Stein mit dem Teufelsmaale noch immer frei im Felde, ohne daß Jemand im Stande gewesen wäre, ihn vom Felde wegzubringen.



Das Teufelsloch zu Schleedorf.



Bei Schleedorf im Tiefenstein befindet sich im Felsen das sogenannte „Teufelsloch". In demselben ruht, der Sage nach, ein kostbarer großer Schatz vergraben, den der Teufel in eigener Person behütet. Das nimmt auch Jedem die Lust, einen Versuch zur Hebung desselben zu unternehmen.



Das Teufelsloch am Lattenberg.

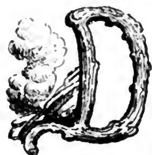


uf dem Wege von Großgmain nach Hallthurm fuhr einst ein Fuhrmann am Fuchsstein vorüber nach letzterem Orte. Die Pferde, die ohnedies schon übermüdet waren, kamen den steilen Berg nur schwer hinan und sanken alsbald ganz entkräftet zusammen. Da begann der Fuhrmann in die armen Thiere hineinzuschlagen, was Platz hielt, und fluchte dabei in gar schrecklicher Weise.

Doch dauerte es gar nicht lange, so kam der Teufel, nahm den Fuhrmann beim Kragen und fuhr mit ihm durch jene Felswand am Lattenberg. Seit dieser Zeit besteht das Teufelsloch.



Die warmen Quellen von Gastein und der Teufel.



Die heiligen Einsiedler Primus und Felician hatten die warmen Heilquellen Gasteins aufgefunden und theilten freudig diese Entdeckung ihren gläubigen Anhängern mit. Dies paßte jedoch dem Teufel nicht in seinen Kram und er beschloß, die Quellen von Gastein weg nach St. Johann zu leiten, um den beiden Heiligen, welchen er auf keine andere Art beikommen konnte, wenigstens einen Possen zu spielen.

In einer stürmischen Nacht machte er sich daran, seinen Plan auszuführen. Wirklich war er mit einer Quelle schon bis Stegenwacht über das Gebirge gekommen, da begann die Frühglocke in St. Johann zu läuten, und mit seiner Macht war's aus; er brachte das Wasser nicht mehr weiter. Noch heute fließt diese Quelle in der Bachkluft, Niemandem zum Nutzen, hat aber an Wärme bedeutend eingebüßt.

* * *

Von den zwei warmen Quellen unter dem Steglehen der Großarlerache meldet die Sage: Der Satan habe sie aus der Gastein entwendet, aber in gewohnt tückischer Weise in eine fast unzugängliche Schlucht und unter gemeines Wasser versetzt. Im vorigen Jahrhundert bedeckte dieselben eine Erdlawine, später traten sie indeß wieder zu Tage.



Der Teufelsstein in der Ziller.



ahe bei dem kleinem Wallfahrtsorte Zell an der Ziller liegt mitten im tosenden Bache ein riesiger Felsblock, an welchen sich folgende Sage knüpft. In jener Zeit, als sich in Salzburgs Gauen das Christenthum mehr und mehr verbreitete, kam in die damals noch unwirthbare Gegend an der Ziller ein frommer Mönch, der unter den Waldbewohnern die Lehre Christi predigte.

Seiner überzeugenden Rede gelang es auch alsbald, eine christliche Gemeinde zu gründen und an die Erbauung eines kleinen Kirchleins zu schreiten.

Darob erzürnte jedoch der Satan, der bisher reiche Ausbeute für die Hölle hier gefunden, in großem Maße, und rasch entschlossen, beschloß er den Untergang der ganzen Gemeinde und des Kirchleins.

Wüthend fährt er in einer stillen Nacht durch die Lüfte nach des Kreuzjochs Spitze, nimmt unter gräulichem Fluchen ein riesiges Felsstück auf sein Genick und kehrt zu dem Kirchlein zurück.

Schon schwebt er fast über demselben, noch einen Flug und er läßt das Felsstück auf das Kirchlein niederfallen und bereitet ihm den sicheren Untergang; — da tönt plötzlich das

geweihte Glöcklein, zum Gebete die Gläubigen rufend, durch das Thal hin und der schwere Stein entfällt des Teufels Krallen. Wohl flucht und wüthet er, doch vergeblich, seine Macht ist gebrochen und bebend stürzt er zurück in der Hölle finstere Nacht.

Seit jener Zeit nun liegt das Felsstück an seinem alten Platze an des Krummbachs Wasserfall, und noch heute wollen Einige die Spuren der eingedrückten Teufelstatzen an demselben erkennen.



Die Freud am End.

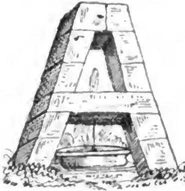


Auf der Straße über den Radstadter Tauern erblickt man oberhalb des Johanns-Wasserfalles eine hohe kahle Wand: „die Freud' am End" genannt. Der Name entstammt einer Sage, nach welcher über dieselbe ein Bursche, der Nachts von seiner Liebsten, mit der er sündhaften Umgang gepflogen, heimkehrte, abgestürzt ist.

Ebendort liegt auch ein Stein, auf welchem die Fußtritte des Teufels eingedrückt sind, als er vor dem Anblicke eines frommen Hirten das Weite suchte.



Die grosse Wasserschale im Mirabellgarten.



uf einem Berge in der Nähe Salzburgs fand einst Erzbischof Wolf Dietrich einen ungeheueren Felsblock und befahl, aus demselben eine schöne Wasserschale für den Mirabellgarten zu meißeln. Von diesem Steine behauptet nun die Sage, daß er nicht von der Stelle bewegt werden könne, weil der leibhaftige Satan mit einer Buhlerin, die er aus dem Hause eines Gottesdieners geholt hatte, hier ausgeruht habe.



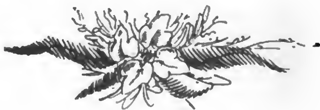




Das Pechhorn.

Auf dem Pechhorn ist ab und zu eine silberne Kanne sichtbar, an welche sich folgende Sage knüpft.

Ein Zauberer trachtete einstmals nach den Schätzen eines reichen Ritterfräuleins. Um sie nun vor dessen habgierigen Augen zu verbergen und seiner Macht zu entrücken, trug sie dieselben auf die Spitze des Pechhorns, barg sie in einer großen silbernen Kanne und vergrub sie. Viele haben schon versucht, diese Schätze zu heben, ja Manche sahen die silberne Kanne selbst, aber so wie sie darnach langen wollten, ward sie ihnen wieder entrückt.



Das Männchen an der Zillerbrücke.



Über einen Bauer nächst Rohnach waren mancherlei Unglücksfälle gekommen und er in große Noth gerathen; sein Anlehen war von Schulden überlastet und in nicht gar langer Zeit sollte es verkauft und er als Bettler mit Weib und Kind in die Welt hinausgestoßen werden. Kein Wunder also, wenn er sich in seiner Verzweiflung mit Selbstmordgedanken trug; da fiel er in einen tiefen Schlummer und hatte ein Traumgesicht. Eine Stimme sprach zu ihm, die ihm rieth, alsbald zur Zillerbrücke zu gehen, da werde er Rettung aus seinem Elende finden.

Ehe noch der Morgen graute verließ er, die Seinen bevor segnend, sein Haus und wanderte der Zillerbrücke zu. Es war ein gar beschwerliches Stück Weg, und als er endlich sein Ziel erreicht hatte, sank er vor Ermattung fast zu Boden.

Manche bange Stunde war er schon gesessen und noch zeigte sich nichts, was ihn auf Erfüllung seines Traumes hoffen ließ. Schon wollte er bitterlich weinend und an seinem Schicksal verzweifelnd sich wieder aufmachen, als er plötzlich ein kleines Bettelmännchen mit weißem Kopf und Barthaar der Brücke zuschlendern sah.

Als es den Bauer erreicht hatte, blieb es stehen und sah ihm in sein kummerbleiches Antlitz.

„Wo fehlt's denn, Bauer?“ fragte es mitleidsvoll.

Und der Bauer, gerührt von dieser Theilnahme, erzählte Alles, was ihn drückte und quälte, und endlich auch den Traum, der ihn hiehergeführt.

Da sprach das Männchen: „Mein Lieber, das Beste für



Dich ist ein wahres Gottvertrauen; denn Gott allein kann Dir Hilfe schicken. Träume sind Schäume, die sich nie erfüllen und einem nur etwas vorspiegeln, um uns das Herz noch schwerer zu machen. Mir träumte auch vor Kurzem, zu Lähn am Waldberg sei unter der Herdplatte ein großer Topf mit Gold vergraben; was nützt mir dies? Nichts. Ich weiß weder wo Lähn, noch wo der Waldberg liegt, und wenn ich's auch wüßte, ich

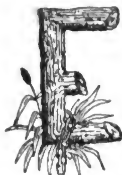
machte den Weg nicht, denn Träume sind eben Schäume!" — Sprach's und setzte den Bauer grüßend wieder seinen Weg fort.

Dieser stand ganz verblüfft und wähnt selbst wieder zu träumen. Lähn am Waldberg war ja der Name seines eigenen Lehens. Sollte da wirklich ein Schatz zu finden sein? „Ich will doch gleich sehen, ob das Alles nur ein Traum ist" — sprach der Bauer zu sich, und eilte so rasch als möglich nach Hause.

Daselbst angekommen, grub er alsogleich die Herdplatte aus und sah — den Traum erfüllt. Es fand sich wirklich ein Topf voll Geldes, der seiner Armuth ein Ende, ihn selbst mit einem Schlage zum reichen Manne machte.



Der Krimmler See.



Ein öder Platz voll Gerölle im Hochgebirge bei Gerlos heißt die „wilde Krimml“. Daselbst ist auch eine Lache, welcher das Volk den Namen eines Sees beilegt. Wirft man in diese Lache nun einen Stein, so verfinstert sich der Himmel, es fängt zu blitzen und zu donnern an, und ehe man sich's versieht, ist ein großes Unwetter fertig, mag früher der Himmel auch noch so heiter gewesen sein.

Vor Langem gewahrte einmal ein Schäfer an dem einen Ufer dieses Sees eine goldene Kette, welche zur Hälfte im Wasser, zur Hälfte am Lande lag. Er wollte sie aufheben, sah aber im selben Augenblicke am jenseitigen Ufer eine viel größere und weit schönere liegen. Nun ließ er die erste aus den Augen und eilte zur größeren; als er sich aber darnach bückte, glitten beide rasch in's Wasser, ohne daß er auch nur ein Stück von einer erhaschen hätte können. Das hatte er für seine Ungenügsamkeit.



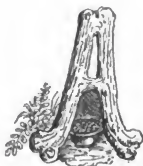
Kaprun.



as Schloß Kaprun liegt am Eingange in das gleichnamige Thal. Auch hier soll der Sage nach ein Schatz begraben liegen. Noch im Jahre 1844 versuchten es zwei Maurerer, ihn mit der Wünschelruthe zu heben; aber Geld und Mühe waren ganz vergeblich aufgewendet. Unweit vom Schlosse liegt das „Dorf". Der Neumayerbauer daselbst hatte einmal von einem bösen „Alber" (Alpengeist) ungemein viel zu leiden, bis es endlich einem frommen Mönche gelang, denselben auf immer zu bannen.



Hinterthal.
(Saalfelden.)



Am Bühelgebirge im Hinterthal erhebt sich eine rothe Wand, das „Riesengries", in welcher eine Kanne von Gold überfließt. Gesehen wurde sie schon von Manchem, allein weiter brachte es Keiner. Im Bühelmahd findet man noch deutliche Spuren eines ziemlich breiten „Heidenweges", der zu einem Heidenschlosse über dem Mahde führte. Ueber der Untermußbachalm liegt der „Zweierstein", so genannt, weil unter ihm ein Kessel voll mit halben Kreuzern verborgen sein soll.



Die Frösche.



Der Gipfel des Hundssteines bei Alm, wo alljährlich am Tage des heil. Jakobs ein Ring- und Ranggelfest abgehalten wird, besitzt eine Ebene, in welcher ein kleiner Teich durch das Wasser des schmelzenden Schnees gebildet wird. In ihm spiegelt sich die Sonne und finden eine Unmasse von Fröschen ihren Aufenthalt. Werden diese letzteren nun gerade am Charfreitage gefangen, dann findet man in dem Kopfe eines jeden derselben ein Goldkügelchen in der Größe eines Spenadelkopfes.

Leider ist es aber ganz und gar unmöglich, um jene Zeit auf die Spitze des Hundssteines zu gelangen.



Der goldene Wagen.



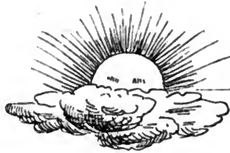
uf dem tiefsten Grunde des Teiches am Hundssteine steht ein goldener Wagen, der aber nur durch eine goldene Kette heraufgeholt werden kann. Da aber kein Mensch so reich ist, als daß er eine goldene Kette von der Länge und Stärke besitzen könnte, die nöthig wäre, den Grund zu erreichen und den schweren Wagen zu heben, so wird derselbe wohl ungehoben bis zum jüngsten Tage im Teiche bleiben müssen.



Friedburg.



och oben im Wiesenwalde am steilen Rabenkopfe stand einst die schöne und mächtige Veste Friedburg; nunmehr liegt sie längst schon in Trümmern. In ihren unterirdischen Gewölben harren weißgekleidete Jungfrauen auf eisernen Truhen, welche von großen schwarzen Hunden mit feuersprühenden Augen bewacht werden, sehnlichst ihrer Erlösung, welche am leichtesten in der St. Johannisnacht zwischen elf und zwölf Uhr zu bewerkstelligen wäre, da um diese Zeit und Stunde alle unterirdischen Schätze „blühen".



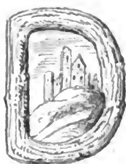
Dietrichhörnl.



Nahe der Pfannhauswand bei Unken erhebt sich aus grünen Matten und Wäldern das Unkener oder Dietrichhörnl. In seinem Innern ist ein immenser Schatz verborgen, der von einem gespenstigen Männlein mit Argusaugen bewacht wird. Wohl Dem, der sich des Männleins Gunst erwirbt, ihm fällt der Schatz anheim.



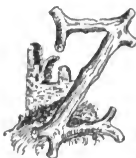
Schloss Plain.



Die Hallgrafen von Plain waren einst ein gar mächtiges Geschlecht; sie hausten in dem festen Schlosse Plain, das im Volksmunde „das Salzfassel" genannt wurde, wie das benachbarte Staufenegg „die Badwanne". In den weiten und starkgebauten Gewölben dieser längst verfallenen Burg nun sollen sich große Schätze befinden, nach welchen schon Manche Gelüste trugen, aber vergebliche Mühe daran wendeten, dieselben zu heben. Denn sie werden von bösen Geistern bewacht, denen nur ein sündenreiner Mensch beizukommen vermag. Wo aber findet sich ein solcher?



Ruine Burgstall.



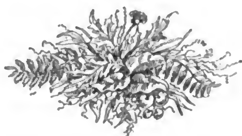
unächst der Ausmündung des Hollersbachthales werden am Burgstalllehen noch die Mauerreste einer längst verfallenen Burg gezeigt, auf welcher einst die Herren von Burgstall geherrscht haben sollen. Nahe dem dermaligen Hause sind Ueberbleibsel von Mauern sichtbar, die einen Raum von anderthalb Tagwerken guten Baugrund umschließen. In den Kellern dieser Burg liegt nach der Sage ein großer dreißig Centner schwerer Schatz, bestehend aus reinem Kupfer, das sich jedoch im Laufe der Jahrhunderte in pures Gold verwandelt hat. Schon Viele haben es versucht, diesen Schatz zu heben, doch mühten sie sich vergeblich seinetwegen, er blieb ihnen unerreichbar.



Schlangen als Schatzhüter.



ei dem Einödhofe in der Rauris steht eine kleine Kapelle, weiß und hellroth gefärbelt. „Dort geht es" — wie der Bauer zu sagen pflegt — „um!" Auf einem kleinen in der nächsten Nähe gelegenen Hügel steht nämlich eine mächtige Fichte, an der Jahrhunderte ihre Macht versucht. Unter ihr ruht sehr viel Gold vergraben. Doch wagt es kein Mensch, nach diesem Schatze zu forschen, denn er wird von gräulichen Hütern — riesig großen Schlangen — bewacht, welche sich von Zeit zu Zeit in ansehnlicher Zahl blicken lassen.



Die „Schwarzlacken".



s giebt in Filzmoos zwei „Schwarzlacken", die eine an der Ostseite der Gsengplatten, die andere an der Ostseite des Wurmeckberges gelegen. Bei herannahendem Gewitter oder wenn überhaupt ein Wechsel vom schönen zum schlechten Wetter stattfindet, soll man aus den Tiefen beider ein unheimliches dumpfes Grollen vernehmen, das man im ganzen Thale hören kann. Bei der ersteren soll dieses sonderbare Geräusch von einem in ihr verborgenen Goldwagen, bei der anderen von einem gräulichen Lindwurm herrühren, der in ihr haust.

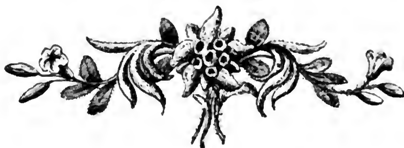
Den Goldwagen, der in jeder Sonnwendnacht mit der Deichsel herausschaut, wollten einstmals drei Bursche herausziehen. Indeß Zwei an der Deichsel zogen, betete der Dritte inbrünstig um das Gelingen der schweren Arbeit. Als nun Zwei den Wagen fast schon ganz herausgezogen hatten und den unermeßlichen Werth desselben beurtheilen konnten, führte sie der Geizteufel in Versuchung und sie faßten den Entschluß, den Schatz unter sich allein zu theilen, den Beter aber um seinen Theil zu betrügen. Kaum hatte aber diese Absicht in ihnen Wurzel gefaßt, so rollte der Wagen wieder zurück und verschwand auf Nimmerwiedersehen.



Das „verblendete Wirthshaus".

In der Gasteiner Klamm steht das sogenannte „verblendete Wirthshaus", von den Einwohnern gemieden und gefürchtet wie die Pest. In ihm treiben unzählige Geister ihr Unwesen. Zur Nachtszeit erhellen sich die Räume in demselben und ein Gewirre von Stimmen wird vernehmbar, als wäre eine große Zahl von Gästen in demselben anwesend; auch vernimmt man deutlich das Auffallen von Gold- und Silbermünzen. Wirft man jedoch einen Blick hinein, so sieht man, daß Alles leer ist; auf den Tischen liegen große Haufen Goldes.

Aber nur dem Berufenen sind sie erreichbar; ein Anderer sieht sie gar nicht und kann sie auch nicht holen.

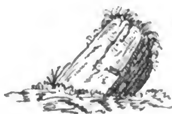


Oberweissburg.

(Lungau.)



ieses Schloß, von dem heute nur mehr wenige Spuren vorhanden sind, war einst einem alten salzburgischen Edelgeschlechte zu eigen. Da brach Margaretha Maultasch über die Höhe des Einecks auf der alten Römerstraße in das Thal ein, zerstörte Schloß Eineck und berannte und verwüstete auch die Weißburg. In den verborgenen unterirdischen Gewölben dieser Ruine sollen eine Menge Schätze vergraben sein, die ein großer schwarzer Hund mit feurigen Augen bewacht, der im feurigen Rachen einen Schlüssel hält. Gelingt es, ihm diesen Schlüssel zu entreißen, so ist man Herr und Besitzer aller Schätze.



Die goldene Egge.

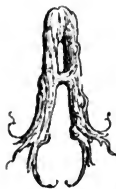


ine goldene Egge wird einst im Lungau auf jenem Hügel gefunden werden, auf welchem die schöne Leonhardskirche steht.

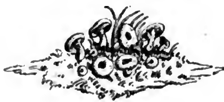
Wenn der Prebersee austritt und seine Fluthen Tamsweg zerstört haben werden, dann wird die goldene Egge heraus-geschwemmt, bis zur Höhe des Hügels vom Wasser empor-getragen werden und so viel werth sein, daß man damit ganz Tamsweg wieder neu aufbauen und noch ein Erkleckliches er-übrigen wird.



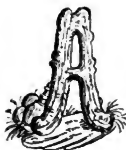
Ein Schatz im Watzmann.



uch im Watzmann ist ein großer Schatz verborgen; wer einen Theil desselben für sich gewinnen will, muß früher nach der Kirche Unserer lieben Frau zu Maria Plain wallfahrten und dort die heiligen Sacramente empfangen. Hat er dies würdig gethan, dann findet er den Weg zu den Schätzen, darf sich aber von dem aufgehäuften Golde nur so viel nehmen, als er für den dringendsten Bedarf nöthig hat, sonst ereilt ihn beim Verlassen des Berges große und schwere Strafe.



Guetrathsberg.



uf Guetrath, der alten verfallenen Burgruine zu Niederalm, weiß man auch von einem Schatze zu erzählen, der in neun goldenen Kegeln und zwei eben solchen Kugeln besteht. Er wird von einem bösen Geiste bewacht. Wer den Muth hat, mit diesem eine Kegelpartie zu machen und dieselbe gewinnt, kann Kegel und Kugeln unbehindert mit sich nehmen. Geschieht aber das Gegentheil und geht die Partie für ihn verloren, dann wäre es besser, er hätte die Ruine Guetrath nie betreten, denn einem gar schrecklichen Lose ist der unglückliche Spieler verfallen.



St. Georgen.

nter der Kirche zu St. Georgen bei Kuchl liegt eine Höhle, in der viele Schätze verborgen liegen. Manche haben dieselben schon gesehen und können nicht genug Wunders erzählen, wie kostbar und reich dieselben sind. Wer nicht berufen ist, sie zu heben, aber dennoch die Hand nach ihnen ausstreckt, erhält von unsichtbarer Macht einen so tüchtigen Schlag auf dieselbe, daß ihm die Lust für sein ganzes Leben vergeht, noch ein zweites Mal hinzulangen.





Die enterische (unheimliche) Kirche.

Von Brandstatt bei Unterberg, am Ende der Gasteiner Klamm, erblickt man hoch oben über dem Wächterhause eine nur schwer zugängliche Felsenhöhle, welche vom Volke die enterische oder Heidenkirche genannt wird. Sie gilt für den Wohnsitz alter heidnischer Götter, welche sich zu gewissen Zeiten des Jahres in goldene Bildsäulen verwandeln. Diese werden aber nur von Demjenigen erblickt, der sich in den Besitz der vorgeschriebenen Zaubermittel zu setzen verstanden hat. Ein Besuch der Höhle bleibt immer sehr gefährlich, da ihr Eingang von unsichtbaren Geistern bewacht wird.

Nach anderen Behauptungen hielten in dieser Felsenhöhle die ersten Christen des Thales insgeheim aus Furcht vor den Heiden ihren Gottesdienst ab.



Die heidnische Kirche.

(Eine Variante.)



ine der auffallendsten enterischen Kirchen ist jene Höhle, welche über den tosenden Wassern der Gasteiner Klamm gelegen ist. Zu ihr pilgern um die Zeit der Sommersonnenwende eine Menge von Beutesüchtigen, welche von der Hoffnung getragen werden, dort drinnen die Schätze blühen zu sehen und heben zu können. Besonders viel erzählt man sich von zwölf großen goldenen Bildsäulen, den sogenannten „enterischen Götzen", welche, das ganze Jahr über verborgen, nur in der Sommersonnenwendnacht sich zugänglich zeigen.

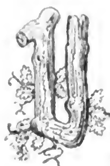


Das Freimannsloch.

Etwa eine halbe Stunde von der Rosaninalpe im Lungau entfernt, befindet sich das Freimannsloch oder die Freimannsgrube. Der Boden ist mit Steingerölle bedeckt und zeigt da und dort verfallene Oeffnungen, welche alten Bergstollen gleichen. Eine von diesen ist noch heute der Zielpunkt oft weither kommender Schatzgräber; denn unter ihr liegen unermeßliche Schätze an gemünztem und ungemünztem Golde, das von einem Geiste bewacht wird, der den Besuchern als Scharfrichter oder Freimann mit blutigem Schwerte entgegentritt.



Das Götzenschloss.



Unweit des schönen Bachfalles bei Bischofshofen zwischen grünen Auen und blumenbesäten Wiesen, schaut man über der unteren Berglinie das sogenannte Götzenschloß.

In den Tagen des Wunderglaubens hoch berühmt, suchte man auch in ihm nach unterirdischen Schätzen, welche in eisernen Kisten aufbewahrt und von feuersprühenden Hunden bewacht werden. Ganz verloren haben sich diese Sagen auch in unseren Tagen nicht.



Der Hüter und der Geist.

(Werfenweng.)



uf der „Aualm“ am Tännengebirge lebte vor langer Zeit ein frommer Hüter. An seine Hütte war ein Geist gebannt, mit dem er aber im besten Einvernehmen lebte. Eines Tages sprach der Geist



zu ihm: „Du kannst mich erlösen, wenn Du genau thust, was ich Dir sage. Bete fort, wie bisher, dann wird Dir Nachts

eine Schlange erscheinen, die einen goldenen Schlüssel zwischen den Zähnen hat; diesen nimm beherzt heraus, worauf sich die Schlange in die schönste Jungfrau verwandeln wird, die ich selbst bin. Mit dem Schlüssel erklimme die Höhe des Berges, daselbst wird sich Dir eine alte, verrostete Eisenthüre zeigen. Oeffnest Du sie, so werden Schaaren von Geistern erscheinen und Dir Gold, Edelsteine und Kronen anbieten; Du aber sprich immer nur: „Nichts als die Jungfrau will ich.“ — Der Senner that, wie ihm bedeutet. Als er alle Schätze zurückgewiesen, naht sich ihm noch ein Geist und spielt ihm auf einer silbernen Zither so lieblich und verlockend auf, daß der Senner Alles um sich her vergessend, bei sich denkt: „Für diese Zither gäb' ich wohl die Jungfrau hin!“

Da schließt sich donnernd der Schacht und weitweg schleudert den erschreckten Senner wild heulender Sturm. Aus dem geschlossenen Berge aber drang die unheilverkündende Klage in sein Ohr:

„Du konntest erlösen mich, weh' mir!
Du konntest beglückt sein, weh' Dir!
Nun bin ich verloren, verloren bist Du,
Und findest im Leben nicht wieder Ruh.“

Und so war es auch.



Der schwarze Hund als Schatzhüter.



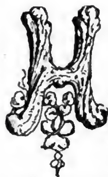
Im Scheucklehen bei Radstadt hütet ein großer schwarzer Hund einen ungeheuren Schatz.

Eine arme Taglöhnerin stand einst um die Erntezeit beim Scheucklehenbesitzer in Diensten. Gegen Abend hatte sie noch etwas im Obstgarten zu thun, da stand plötzlich ein großer schwarzer Hund vor ihr, der goldene Schlüssel zwischen den Zähnen trug und ihr mit dem Kopfe ein Zeichen gab, ihm zu folgen. Sie fürchtete sich zwar sehr, aber ihrer und ihrer armen Kinder Noth eingedenk, folgte sie dem Hunde. Er führte sie durch sieben eiserne Thore, die alle von selbst aufsprangen, in eine große dunkle Halle, in welcher rings herum eiserne Kisten standen, sonst aber nichts zu sehen war. Vor einer dieser Kisten ließ der Hund die Schlüssel fallen und verschwand. Beherzt öffnete die Taglöhnerin dieselbe, und siehe da, ihr Auge fiel auf pures gemünztes Gold, das bis zum Deckel fast reichte. Rasch füllte das arme Weib damit ihre Taschen, ja selbst ihre Schürze, und eilte dann dem Ausgange zu, den sie auch glücklich erreichte. Als die umwohnenden Bauersleute von dieser wunderbaren Märe Kunde erhielten und das viele Gold sahen, eilten sie schnell an den von der Taglöhnerin bezeichneten Ort und harrten daselbst des Hundes. Der aber ließ auf sich warten und sie Alle mußten mit langer Nase wieder abziehen.



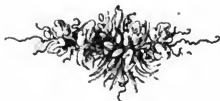
Schenkofen.

(Paß Lueg.)



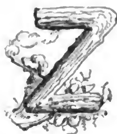
Hoch oben am Hagengebirge über der „Steinwändalm" findet sich eine Höhle, der Schenkofen genannt, welche einst das Volk weit umher mit Schrecknissen und Hoffnungen erfüllte. Man glaubte nämlich allgemein, daß in der Höhle ein Berggeist einen großen Schatz bewache. Feurige Hunde stünden ihm zur Seite, welche jeden Unberufenen und Frevler zurückscheuen. Nach Anderen sah man vor dem Eingange öfter eine weiß gekleidete Jungfrau dem Wanderer winken; folgte er ihr, so mußte er unfehlbar zu Grunde gehen.

Die Sage von den vielen Schätzen zog so viele Goldsucher an, daß sich die fürsterzbischöfliche Regierung im Jahre 1650 endlich veranlaßt sah, den Pflegern Bericht darüber abzuverlangen, wie viele und welche Menschen den Schenkofen besuchen, warum und mit welchem Erfolge. Der Bericht lautete: „Ganze Schaaren von In- und Ausländern kommen heimlich und öffentlich in die Höhle. Sie bringen eine schotenähnliche, weiße Materie heraus, die sie Nix nennen und das Pfund zu vier Kreuzer an die Apotheker verkaufen." Im Jahre 1791 fand man in der Höhle auch zwei Todtenköpfe.



Das Hündlein mit der Fackel.

(Filzmoos.)



Zwischen Kirchgaß und Schwaig im Untermoos liegt das Krahlehen, ein Bauerngut. Früher stand das dazu gehörige „Zimmer“ (Stallung und Scheune) westlich vom Wohnhause und die Viehgasse ging mitten zwischen beiden durch.

In dem „Zimmer“ nun geisterte es oft gewaltig herum. Wenn die Stallmagd Nachts in den Stall hinaus ging, sah sie oft ein kleines Hündlein, das, auf einer kleinen Truhe sitzend, eine Fackel im Maule hielt. Auffallenderweise brannte das „Zimmer“ auch wiederholt nieder, ohne daß das so nahe liegende Wohnhaus den geringsten Schaden litt; die Ursache des oftmaligen Brandes schrieb man dem Hündlein mit der Fackel zu und baute endlich das „Zimmer“ nördlich vom Wohnhause auf. Als man später auf der Brandstatt nachgrub, fand man an der Stelle, wo das Hündlein zu sitzen pflegte, einige Kisten voll Geld. Von daher schreibt sich auch der frühere Reichthum der Krahlehenbesitzer her, der so bedeutend war, daß man, als eine Tochter zum Schaidl in die Hachau hinaus heiratete, das Geld auf Wagen nachführte. Das auf der Brandstatt aufgefundene Geld soll gelegentlich der Emigration der Protestanten aus Salzburg dort vergraben worden sein.



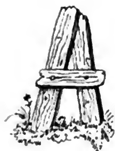
Das Kroatenbegräbniss am Mönchsberg.



An der Westseite des Mönchsberges, gerade oberhalb des Neuthores, liegt ein bewachsener Abhang von breiten Mauern umgeben. Eine dunkle Sage nennt diesen Ort das „Kroatenbegräbniß“ und läßt hier ungeheuere Schätze vergraben sein, die einst von Schatzgräbern unter Gertrudens Geleit — leider vergebens — beschworen wurden.



Das Thurmschallweibl.
(Lungau.)


n die Ruine Thurmschall knüpft sich manche Sage. So sollen in den unterirdischen Gewölben derselben ungeheuere Schätze begraben sein, die von einem Geiste, dem gefürchteten „Thurmschallweibl", bewacht werden. Vorübergehende vernehmen oft ein klägliches Jammern nach Erlösung.

* *
*

Bei Thurmschall sollen die Wöltinger die Kriegsknechte der Margaretha Maultasche geschlagen haben. Als besondere Anerkennung für diese rühmliche Kriegsthat habe der Erzbischof Denen von Wölting das Recht verliehen, bei öffentlichen Aufzügen den Riesen Samson als das Sinnbild der Stärke und Tapferkeit mit herumtragen zu dürfen.

* *
*

Ein altes Weiblein stieg einstmals in die unterirdischen Gewölbe der Thurmschallburg hinab und sah da im hintersten der Gewölbe mehrere große eiserne Kisten stehen, aus welchen Gold und Edelsteine hervorleuchteten. Doch war es ihr unmöglich, auch nur das Geringste von den Schätzen zu nehmen, da ein schwarzer großer Hund mit feuersprühenden Augen und fletschenden Zähnen sie bewachte.

* *
*

Vor vielleicht hundert Jahren hörte in der Nacht der Besitzer des Gamsenhofes in Lessach ein gräßliches Gejammer;

erschreckt fuhr er aus dem Schlafe auf, da klappte der Zeiger der Hängeuhr gerade die zwölfte Stunde. Der Bauer horcht, woher das Jammern käme, und schleicht sich vorsichtig zum Fenster. Da sieht er zu seinem Entsetzen das Thurmschallweibl draußen stehen. Das tröstet und beruhigt ihn aber sofort, sagt



ihm, daß er nichts zu fürchten habe von ihr, und fordert ihn dringend auf, er solle seine Ochsen an seine festesten Wagen spannen und damit über Lessach nach Thurmschall fahren, dort könne er von den aufgespeicherten Schätzen nehmen, so viel er wolle und seine Wagen zu fassen und seine Ochsen zu ziehen vermögen.

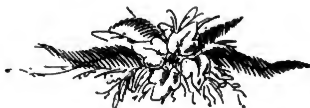
Doch dürfe er seinem Weibe nicht ein Wort mittheilen und müsse verschwiegen sein wie das Grab, bis Alles glücklich vorüber. Sie werde vor dem Hause warten, bis er zurück sei.

Der Bauer begab sich in die Schlafkammer, um sich anzukleiden. Sein Weib frug ihn gleich, was und mit wem er gesprochen. Er wich ihrer Frage aus. Da frug sie dringender, der Bauer schwieg. Als sie sah, daß sie auf geradem Wege aus ihrem Manne nichts herausbringe, verlegte sie sich auf's Heucheln und Schmeicheln und bat und flehte, bis endlich der Bauer richtig mit dem Geheimniß herausplatzte.

Das Thurmschallweibl hörte den Verrath, stieß einen herzzerreißenden Klageruf aus und entschwand. Der Bauer aber bekam von den Schätzen nichts zu sehen und verwünschte die Neugierde seines Weibes, die ihn um den sicheren Reichthum gebracht.

* * *

Das Thurmschallweibl muß der Erlösung so lange harren, bis aus den auf den Zinnen der Ruine stehenden Zirkelkieferbäumen in der Sägemühle Bretter geschnitten werden können; aus diesen Brettern muß dann eine Wiege gemacht werden, in der der Erstgeborne einer Familie heranwachsen muß. Dieses Kind, zum einstigen Manne herangereift, ist allein dann im Stande, das Thurmschallweibl zu erlösen und wird es auch vollbringen.





Die Reichenspitze.

Geister, so erzählt man im Volke, bewahren und bewachen seit Jahrhunderten in der Reichenspitze unerschöpfliche Gold- und Silberminen; diese Geister nennt man die Reichenspitzer und zu gewissen Zeiten sieht man sie einzeln oder in langen Zügen, mit hochgespitzten Hüten und Schnabelschuhen, bekleidet mit schwarzem Talare, langsam und feierlich den Sennhütten zuschreiten, um sich in denselben zu wärmen.

Die Hirten, an ihr Erscheinen gewöhnt, wissen sich zu benehmen. Sie stören ihre geheimnißvollen Gäste weder durch Worte noch durch Geberden, und bezeugen ihnen große Ehrfurcht durch lautloses Schweigen. Viele haben es versucht, durch Beschwörung und Zauber wenigstens eine Schale Goldes aus der Hand dieser Geister zu erhalten, aber nur Wenigen wurde ihr Wunsch erfüllt, und diesen nur dagegen, daß sie sich mit ihrem Blute in das Geisterbuch eingetragen haben. Um so trauriger war ihr Loos, das sie nach dem Tode traf und sie zum ewigen Froste in den dunklen, kalten Grüften der Reichenspitze verbannte Noch heutigen Tages lebt dieser Glaube im Volke fort.



Der Bauer von Stumm.



uf der Grenzscheide zwischen dem Zillerthale und Pinzgau, in der Gerlos, erhebt sich ein scharfer, mit ewigem Schnee bedeckter Bergkogel, der seine Nachbarn um ein Bedeutendes überragt — das ist die reiche Spitze. Auf der höchsten Höhe derselben zeigen sich mehrere Höhlen und Klüfte, in deren Tiefen die kostbarsten Schätze ruhen. Wer Muth und Entschlossenheit besitzt, der kann daselbst Geld nehmen, so viel er nur immer zu tragen vermag, und wird im Leben gewiß der Reichsten Einer sein. Nach dem Tode aber findet seine Seele weder Ruhe noch Frieden; denn er ist verdammt, über die Schätze in den Höhlen zu wachen. Dabei wird er von unsäglichem Frost gequält und muß, wie es im Volksmunde heißt, „die kalte Pein leiden". Immerfort muß eine bestimmte Anzahl solcher Wächter auf dem Posten sein. Sobald ein neuer Goldhüter ankommt, kann Der, welcher am längsten oben gewesen, zur ewigen Ruhe eingehen.

Ein Bauer aus Stumm im Zillerthale kam einst von einem weiten Gange heim. Der Morgen graute bereits, das Wetter war schön und klar, kein Wölkchen stand am Himmel. So durch die Wiesen dahinschreitend und die üppigen Saaten mit Wohlgefallen betrachtend, dachte er bei sich: „Jetzt heißt's Sensen dengeln (schleifen), was mein Arm aushält! Vormittag wird

wieder gemäht, so viel als möglich. Denn heute giebt's einen Tag, wo's mit einer Sonne schon rauschdürres Heu giebt."

Da kam ihm auf einmal sein Nachbar entgegen, in einen schweren Winteranzug gehüllt, mit dicken Pelzhandschuhen versehen und einem tüchtigen Bergstocke. Der Bauer lachte nicht



wenig über diesen Aufzug im Hochsommer und fragte neugierig: „Ja, wo aus denn, Nachbar, marschirst vielleicht gar über'n Tauern?" Der Angesprochene eilte jedoch mit gar ernsthaftem Gesichte vorüber und erwiderte blos mit hohler Stimme: „Auf die reiche Spitze Geld hüten!"

Verwundert sah ihm der Bauer nach, denn er verstand

den Sinn der Antwort nicht; dann eilte er heim. Dort angekommen, überraschte ihn sein Weib mit der Botschaft, daß sein Nachbar in der Nacht plötzlich sterbenskrank geworden sei und vor wenigen Augenblicken das Zeitliche gesegnet habe. Jetzt theilte er seine Begegnung mit und nun ging Beiden ein Licht auf. Der verstorbene Bauer war nämlich vor Jahren nahe daran gewesen, um Haus und Hof zu kommen. Schnell und unvermuthet hatte er aber Hilfe gefunden und war binnen Kurzem der reichste Bauer weit und breit geworden. Niemand vermochte sich damals die Sache zu deuten, heute aber lag's klar am Tage, er hatte durch das Geld von der reichen Spitze Hilfe und Rettung gefunden. Aber um welchen Lohn?



Die Brüder.



u Piesendorf lag ein reicher Bauer im Sterben; klagend standen seine beiden Brüder am Bette und beteten für den Kranken, dessen Rettung vom Arzte längst aufgegeben war. Er schloß auch alsbald seine Augen für immer, und im selben Momente, da die beiden rückgebliebenen Brüder wähnten, die Seele des Dahingegangenen schwebe dem Himmel zu, sahen sie vor dem Stubenfenster einen Mann vorübergehen, der ihrem verstorbenen Bruder auf's Haar glich; er trug ein warmes Jägergewand, hielt einen langmächtigen Bergstock in der Hand und sah überaus traurig d'rein. Da erschraken die Beiden und sagten unter sich: „Gnade Gott seiner armen Seele! Unser Bruder hat sein Geld gewiß von der reichen Spitze geholt und muß jetzt dahin gehen, Geld hüten. Wir wollen ihn aber erlösen und seine arme Seele zur Ruhe bringen!" Gesagt, gethan. Eilends machten sie sich auf den Weg und schritten muthig durch's Pinzgau aufwärts der reichen Spitze zu. Als sie ungefähr die Mitte dieses Bergkogels erstiegen hatten, fielen plötzlich Nebel ein, und so finster ward es auf einmal um sie her, daß sie kaum den Boden unter ihren Füßen ausnehmen konnten. Gleichzeitig begann ein fürchterliches Donnern, das um so ärger wurde, je höher sie stiegen. Allein fest auf Gott vertrauend und von dem Gedanken beseelt, das Erlösungswerk um jeden Preis vollbringen zu wollen, verließ sie ihr

Muth nicht einen Augenblick und glücklich erreichten sie den Gipfel. Kaum waren sie da angekommen, so hatte das Donnern ein Ende, die dunklen Nebel zerrannen in Nichts und der blaue Himmel lachte wieder freundlich auf sie herab. Auf einmal stand ihr Bruder vor ihnen, dankte ihnen innigst und sagte: „Nun bin ich erlöst. Wäret Ihr nicht bis hierher gekommen, hätte ich hier oben büßen müssen, Gott weiß es, wie lange! Seid nochmals bedankt und lebet glücklich!“ Damit war er verschwunden. Die beiden Brüder kehrten froh gestimmt nach Hause zurück und beschlossen in Glück und Zufriedenheit ihre Tage.



Die drei Männer.



m Volke herrscht allgemein der Glaube, daß der große Schatz auf der reichen Spitze von drei Männern bewacht wird. Gar Viele riefen dieselben schon an, allein äußerst Wenige erhielten etwas.

Ein Senner, der in der wilden Gerlos auf der Finkauer Alm sein Heim hatte, legte sich in einer Christnacht zur Ruhe. Die Kammer war lauschig warm, dafür hatte er früher gesorgt. Als er eben einschlafen wollte, öffnete sich die Hüttenthüre und herein traten drei Männer, mit gewaltig großen Eisschuhen an den Füßen, und setzten sich ruhig an den warmen Herd. Der Senner hütete sich wohl, sie anzureden, und blieb ruhig, halbwachend die ganze Nacht in seinem Bette liegen. Mit Tagesgrauen verschwanden die Männer plötzlich; der Senner aber stand auf und fand in der Pfanne am Herde einen großen Goldklumpen liegen.

* * *

Von diesen drei Männern lebt noch manche andere Sage im Volke fort. So wagte einst ein Gemsjäger den steilen Abhang zur reichen Spitze zu erklimmen. Droben sah und hörte er nichts Verdächtiges. Als er aber wieder herabstieg und sich umblickte, entdeckte sein Auge drei Männer, die bis an den Hals in Schnee staken, nur deren mit Eis bedeckte Häupter ragten aus demselben hervor.

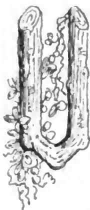
* * *

Unter Anderen hatte auch ein Venediger von den unermeßlichen Reichthümern der reichen Spitze gehört. Er machte sich auf, ging in ein Bauernhaus des benachbarten Thales, um einen Knecht zu finden, der ihm als Führer diente. Nach vielem Bitten und Zureden ließ sich denn auch Einer herbei, ihn zu begleiten, bedang sich aber einen Führerlohn von acht Thalern aus, die ihm jener ohne Widerrede zusicherte. Beide gingen nun bis auf die G'schwand neben der „Urlesboden-Alm" an der Grenze des Zillerthales und des Salzburger Gebietes. Auf der G'schwand, von der aus man die reiche Spitze erblickt, machte der Venediger Halt, zog einen Kreis, trat in denselben und forderte seinen Führer auf, ein Gleiches zu thun. Hierauf nahm er ein Buch aus seiner Tasche und las eine Weile laut etwas vor, aber in einer gar wunderlich klingenden Sprache. Da kam von der reichen Spitze herab ein als Jäger gekleideter Mann, trat vor den Kreis hin und fragte den Venediger, was er wolle.

„Dreißig Pfund gediegenen Goldes!" antwortete dieser, ohne aufzublicken. Der Jäger verschwand, kehrte aber nach einer Weile wieder und setzte sich neben dem Kreise auf einen kleinen Sack, den er eben mitgebracht hatte. Der Venediger las ohne Unterbrechung weiter, und der Knecht neben ihm sah, wie der Jäger mit dem Sacke wieder aufwärts eilte. Da aber der Venediger fortlas, kam der Jäger ein drittes Mal, warf den Sack, der dreißig Pfund gediegenen Goldes enthielt, in den Kreis und verschwand wieder. Da der Knecht nun verlangte, daß jener das Gold mit ihm theile, meinte der Venediger: „Du erhältst Deine acht Thaler. Wärest Du bereitwilliger gewesen, so hätte ich sechzig statt dreißig Pfund von den drei Männern verlangt und Du wärst jetzt ein reicher Mann, gleich mir!" Und dabei blieb's.



Der alte Jost von Krimml.



Unter den Leuten in der Krimml erzählt man sich Folgendes: Der alte Jost von Krimml, der durch eine Berglähne, die sein Haus verschüttete, um sein ganzes Hab und Gut gekommen war, dachte auf der reichen Spitze sein Glück zu finden. Er hatte keine Lust zur Arbeit und war zu faul, um gleich den Anderen, die dasselbe Schicksal ereilt hatte, in redlicher Arbeit wieder unverdrossen sich ein neues Heim zu gründen; der Reichthum, den die reiche Spitze bot, war ja nach seiner Meinung viel leichter zu erwerben. So stieg er denn empor, kam aber nicht wieder. Seitdem steht er auf dem Gipfel in einen Eismantel gehüllt und büßt seinen Vorwitz hart genug.





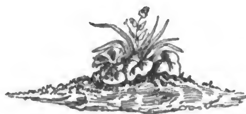
Spuk-Sagen.



Der Nussbachgeist.

(Pinzgau.)

Eine Stunde von Piesendorf, im Nußbachhause zu Aufhausen, polterte einst in Gestalt eines schwarzen Bockes der sogenannte „Nußbachgeist" herum und drang des Nachts namentlich gerne in die Dienstbotenkammer ein, unter dem Gesinde Angst und Schrecken verbreitend. Um sich gegen ihn zu schützen, verband man die Thürklinke mit einem geweihten Rosenkranz; wenn aber der Geist den Drücker berührte, so klapperten alle Perlen des Rosenkranzes auf den Boden nieder. Dennoch fand man jedesmal am Morgen den Verband ganz und gar unverletzt.



Das Käsmandel.



m Lessachwinkel (Lungau) treibt sich das Käsmandel, ein kleines Männlein von eisengrauer Farbe, mit erdfahlem, runzeligem Gesichte herum, das den Leuten manchen Schabernack spielt. Während des Sommers hält es sich auf den höchsten Bergspitzen, in unzugänglichen Gewänden und dunklen Wäldern auf und lebt von Wurzeln und Kräutern. Im Herbste aber, wenn der Senner die Alm verlassen und mit der Heerde „heimgefahren" ist, dann kommt das Käsmandel aus seinem Schlupfwinkel hervor, sucht die Almhütten auf und sammelt da Alles, was die Senner und Hirten weggeworfen, verloren oder zurückgelassen haben. Diese Ueberreste käset es dann und lebt davon den ganzen langen Winter über.

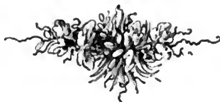
Im Sommer, zur Zeit der Auffahrt in die Almen, verläßt das Käsmandel die Almhütten wieder und kehrt in seine einsamen Schlupfwinkel zurück.





Ein Bursche fordert das Käsmandel heraus.

Eines Tages im Spätherbste, die Almen standen längst schon verlassen, stiegen einige Burschen zu einer Almhütte empor. Einer derselben, der vom Käsmandel noch nie ein Wort gehört hatte, schrie im Vorübergehen in eine Almhütte hinein, daß ihm das Käsmandel — im Allgemeinen heißen auch die Senner und Hirten Käsmandeln — Milch herausbringen solle. Er glaubte die Hütte verlassen und war nicht wenig entsetzt, als plötzlich auf der Schwelle derselben ein eisgraues Männlein von gespenstigem Aussehen erschien, das eine hölzerne Schüssel trug, in welcher sich statt Milch gelbweißes Eiter befand. Mit zornigem Blicke hielt es dem Burschen die Schüssel hin und sagte: „Trink aus oder ich zerreiße Dich!" Zitternd nahm er sie und that, als ob er trinken würde; in Wahrheit aber goß er sich die ekle Brühe in die Kleider, ohne daß das Käsmandel etwas davon merkte. Als die Schüssel leer war, gab er sie ihm wieder zurück, worauf es verschwand. Der Bursche eilte aber, so rasch ihn seine Füße tragen konnten, wieder in's Thal zurück und mied in Zukunft jene Alm, als wäre sie verpestet.



Das Käsmandel und die Geige.



m Vorabende des Martinitages sagte ein Bauer zu seinem Knechte: „Wenn Du mir heut' das Käsmandel vorbeigeigst, dann schenk' ich Dir mein' „Blößadö" (roth= und weißgefleckte Kuh). Der Knecht ließ sich's gesagt sein, holte seine Geige hervor, setzte sich vor

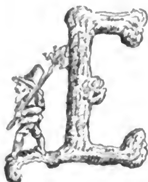
das Hausthor und spielte fleißig fort bis zum Abende. Da kam auf einmal das Käsmandel mit vielen schwarzen Kühen am Hause vorüber. Als es den Knecht so lustig d'rauf losspielen hörte, da rief es ihm lachend zu:

„Geig' na brav zua,
Bodeanst Da 'n Bauan
Sei blößadö Kuah."

Damit war's verschwunden. Bauer und Knecht jedoch verwunderten sich gar sehr, daß das Käsmandel um das Versprechen des Bauers und die Absicht des Knechtes gewußt hatte.



Das Käsmandel und der Jäger.



Ein Jäger, der den Tag über in den Wäldern des Lessachwinkels herumgepürscht hatte, kam beladen mit einem starken Rehbocke, den er erlegt hatte, todtmüde zu einer Almhütte, um sich in derselben etwas auszuruhen und zu erfrischen. Eben hatte er Feuer angemacht und wollte ein Stück seiner Jagdbeute an demselb'en braten, als plötzlich das Käsmandel aus der Milchkammer heraus zum Jäger kam. Der kümmerte sich aber nicht um das Mandel, sondern war mehr für seinen Rehbraten besorgt; nun brachte das Käsmandel einen Frosch zum Vorscheine, den es nebenbei braten wollte, dabei betastete es aber lüstern den Braten am Spieße, der bereits tüchtig zu schmoren anfing. „Dein Fleisch“ — meinte es endlich — „prasselt und schmilzt; meines nicht!“ und betastete wieder den Braten, als wollte es gerne ein Stücklein für sich abbekommen. Der Jäger aber, selbst über die Maßen von Hunger gequält, hatte keineswegs die Absicht, sich einen ungebetenen Gast zu Tische zu laden, und klopfte das Käsmandel derb auf die Finger, so daß es vor die Almhütte sprang und in Lessacher Mundart den Bergen klagte:

„Daselb'n tho hat mi g'schlag'n!“
(Der da hat mich geschlagen!)

und das Echo antwortete:

„Selb'n than, selb'n hab'n!“
(Selbst gethan, selbst haben.)

Auf das kehrte es wieder in die Hütte zurück, sagte mit zorniger Miene zum Jäger: „Hättest Du nicht Deinen vieräugigen Beiß (Hund) und Deinen einäugigen Heiß (Gewehr), ich wollte Dir's anders machen!“ und verließ die Stube.





Der Mann mit dem blutigen Bart.

Hans Ziller, ein Bauer nahe an den Achtzigern, kam am 2. August 1590 in die „Waldner Etz“ bei Adnet, um Holz zu schlagen. Daselbst erblickte er in einer Grube, die weder mit Steinen noch mit Holz ausgefüllt werden konnte — hätte man nun noch so viel hineingeworfen — einen weißen Mann, der nochmals so groß als er selbst war und einen langen, getheilten blutigen Bart trug. Vor Schrecken und Entsetzen über diese Erscheinung, ließ er seine Hacke fallen. Da er näher kam, hörte er, wie der riesige Geist mit drei Steinen zu sprechen anfing. Dreimal fragte er: „Wird sich die Welt bekehren?“ und fuhr dann fort: „Wenn sich die Welt nicht bekehrt, dann werden alle Friedhöfe der ganzen Christenheit durchwühlt werden wie die „Waldner Etz“ — welche Tausende von Erdhügeln, ein Werk der Schermäuse, aufwies. Sodann wandte sich der Mann mit dem blutigen Bart zum Ziller und befahl ihm, das, was er da vernommen, dem Geistlichen seines Ortes mitzutheilen, aber nicht vor Ablauf von drei Tagen, wenn er wolle, daß es ihm wohl ergehe. Darauf war die Erscheinung verschwunden. Hans Ziller aber erzählte nach Ablauf der ihm gestellten Frist Alles seinem Pfarrer, der es wieder in einem Berichte dem Erzbischofe Wolf Dietrich mittheilte.



Die Christnacht beim Schiderbauer im Velberthal.



n der heiligen Mettnacht machte sich Alles, was Beine hat, auf zur Kirche. Auf dem Schidergut blieben aber der Fütterer und der „Bua" zurück und vertrieben sich bei Käse und Schnaps die Zeit im Spiel. Endlich ging auch der „Bua" in die Kirche und der Haushund folgte ihm. In der Zwischenzeit ging der Fütterer in den Stall, um nach dem Vieh zu sehen, und da vernahm er plötzlich, aus der Luft herab, folgendes Zwiegespräch: „Schoib an! Schoib an!" (Schiebe an!) — „Hab' (halte) auf! — Hab auf! Es geht da Schößwendta Hund von der Mett'n hoam!" — Und richtig war der Hund von der Kirche nach Hause gekommen. Dem Fütterer war gerade so zu Muthe, als ob das Haus und er vor drohendem Untergange bewahrt worden wären.

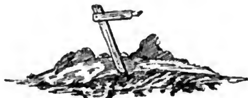




Der rollende Baumstamm.

(Reichenhall-Anken.)

Vor einigen Jahren hat sich mit dem Knechte Lenzl Niederberger im „Kaitl" gar etwas Seltsames zugetragen. Dieser war nämlich auf Vorspann ausgewesen und ritt am hellen Mittag mit seinen zwei Pferden über den Allerseelenbühel nahe an der Wegscheid heimwärts. Da stürzt auf einmal aus dem Dickicht ein langer, dicker Baumstamm, oben und unten beschnitten, heraus auf die Straße und kollert dem Lenzl nach. Dieser schlug einen kurzen Trab ein, aber auch der Baumstamm wurde schneller, hielt Jener an oder ritt er langsamer, that es ihm auch der Baumstamm nach, blieb aber immer nur eine Spanne weit vom Pferde entfernt. Dies kam dem Niederberger endlich nicht mehr recht geheuer vor; er vermuthete einen Spuk dahinter und sprengte schließlich, von einem jähen Schreck befallen, im Galopp den Berg hinab bis in's „Kaitl". Lange noch vernahm er den Baumstamm in wilder Hast hinter sich d'rein jagen. Zu Hause angekommen, theilte er sofort seinen Mitknechten mit, was er eben erlebt, und ging mit ihnen hinaus, um dem geheimnißvollen Wesen nachzuspüren. Allein so sehr sie auch forschten, von dem Baumstamm war nichts mehr zu sehen und zu hören.





Das Wegscheidweiblein.

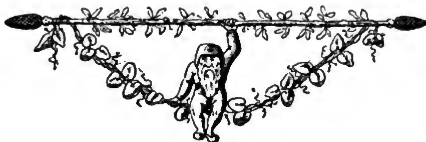
Seit undenklichen Zeiten erzählt man sich in der Gegend von Reichenhall und Unken allerlei Geschichten von einem Wegscheidweiblein und behauptet nicht ganz grundlos, daß dasselbe mit jener Gisela identisch sei, welche sich einst vom Carlstein herabgestürzt habe. Manche haben es an der Wegscheide sitzen gesehen oder dort winseln gehört; zuweilen wurde auch vom Carlstein herab in stillen Nächten ein grauenvolles Schreien vernommen. Am ärgsten aber war es im Jahre 1831, seit Menschengedenken hatte es das Wegscheidweiblein nicht so arg getrieben als damals. Durch vierzehn Tage und Nächte hindurch ließ es von den höchsten Wänden herab ein Winseln und Heulen vernehmen, das nicht eine Minute aufhörte. Da machte sich denn der Brunnenwärter vom Nesselgraben auf und stieg auf den Berg, um zu erforschen, woher die Klagelaute kämen. Als er aber die höchste Matte erreicht hatte, entdeckte er, daß die Klagelaute aus einer steilen Wand hervordringen, wohin zu gelangen nach seiner Meinung selbst einer Gemse unmöglich gewesen wäre. Er gab daher sein weiteres Forschen auf, da er sein Leben nicht größerer Gefahr aussetzen wollte, und machte sich wieder auf den Heimweg.

Nun begegnete ihm aber der Kreuzer von Helmbach, einer der kühnsten und vorzüglichsten Bergsteiger, der eben seine Schafe suchte; dem theilte er seine Wahrnehmungen mit und dieser beschloß, ohne sich lange zu bedenken, dem Abenteuer nachzugehen. Er legt Hut und Joppe ab und kletterte durch die Felsritzen und Spalten an der besagten Wand dem Orte zu, woher das Winseln kam. Wirklich gelang ihm das Menschenunmögliche, er erreichte sein Ziel und erblickte da zu seinem Erstaunen in einer Felsspalte ein kleines, zusammengeschrumpftes, uraltes Weiblein sitzen, das zu winseln fortfuhr, und auf seine Frage, wieso es hierher gekommen, keine Antwort gab, sondern ihm auf's Haar mit ihren beiden dürren Händen in's Gesicht gefahren wäre. Da machte der Kreuzer mit ihr kurzen Proceß, riß sie ohne Umstände heraus und zwang sie, mit ihm zu gehen. So gelangte er mit ihr bis zu jener Stelle, wo er Hut und Joppe abgelegt hatte, und bückte sich, um Beides wieder an sich zu nehmen. Als er sich wieder angezogen hatte und sich nach dem Weiblein umsehen wollte, war dieses spurlos verschwunden und all' sein Suchen nach ihm blieb erfolglos. Nun kam ihm selbst die Sache nicht mehr recht geheuer vor, es erfaßte ihn jähes Grauen, so daß er nur mühselig nach Hause kam, wo er acht Tage lang in Folge des Schreckens krank im Bette liegen mußte.

Am nämlichen Tage aber wurde das Weiblein beim Bauer am See gesehen, wo es sich auf die Bank vor dem Hause hingesetzt hatte. Die Bäuerin gab ihm einen Krapfen, den es, ohne zu danken, annahm, wie es denn überhaupt keine der gestellten Fragen beantwortete. Gleich darauf stellt es sich unten am „Kaitl" auf der Sommerbank ein, erhielt auch hier Speise, gab aber kein Wort von sich, sondern flüsterte nur unverständliches Zeug vor sich hin. Seitdem wurde das Wegscheidweiblein aber auch nicht mehr gesehen und gehört.

Leute, die es gesehen, schildern es als ein kleines, steinaltes Mütterchen, das wohl viele hundert Fältchen im Gesichte hat.

Seine Kleidung ist recht altfränkisch, aber tadellos rein und nett. Auf dem Kopfe trägt es ein schwarzes, mit Pelz verbrämtes Häubchen, das fast die Augen bedeckt; ein rothes Corsett nach uraltem Schnitte mit langen Schößen am Rücken bedeckt den Oberkörper, ein schwarzes Röcklein mit blauem Schürzchen vervollständigt ihren Anzug.



Das Weidwiesenweiblein.



n den Jahren 1782 und 1783 machte in Reichenhall und Unken das Weidwiesenweiblein viel von sich reden; es war winzig klein, trug schwarzes Gewand und in der rechten Hand ein brennendes Lämpchen. Das Gesicht konnte man nicht ausnehmen, denn ein großer Hut lag flach auf seinen Schultern, so daß man zu dem Glauben verleitet wurde, es fehle ihm der Kopf ganz und gar. Wenn Leute über die Weidwiesen zu später Nachtstunde heimwärts gingen, da stellte sich gewiß, ohne daß man wußte, woher es kam, das Weidwiesenweiblein ein und geleitete sie getreulich und sicher. Manchmal kam es aber auch vor, daß es Menschen recht irre führte, sie an Orte brachte, wo sie gar nicht sein wollten, und dann stehen ließ. Da mochte man dann schreien, so viel man nur vermochte, es ließ sich nicht mehr blicken und die Irregeführten mußten sich allein wieder zurechtfinden. Es sprach nie ein Wort, that auch Niemandem Böses an und ward von keinem Menschen gefürchtet. Man nahm seine Dienste gerne an, dankte aber nie dafür, weil man sie für selbstverständlich betrachtete.

Einmal aber begegnete einem Fuhrmann beim Kalkofen in stockfinsterer Nacht der Unfall, daß ihm ein Wagenrad brach. Da stand plötzlich das Weidwiesenweiblein vor ihm und leuchtete

ihm, worüber er so froh war, daß er demselben ein herzliches „Tausend Dank!" sagte. Darüber gerieth aber das Weiblein in große Freude und erwiderte: „Ich hätte schon mit einem



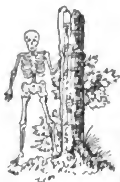
Dank genug gehabt; jetzt sieht mich Niemand mehr!" Seit dem ist es auch verschwunden und wurde nicht wieder gesehen.*

* In Kaprun ist eine Sage im Schwunge, nach welcher das sogenannte „Angerer"-weibl" Wanderburschen zur Nachtzeit auf der Kaprunerbrücke sich zeigt und ihnen solche Angst einflößt, daß ihre Haare sich sträuben.



Der Zehentstadl.

(Filzmoos.)



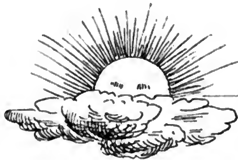
In der Gegend von Ploimühl und Schattau, näher dem letzteren, stand früher zwischen Weg und Bach der Zehentstadl; jetzt führt der Weg gerade über jene Stelle, da ehedem der Stadl lag. Diesen letzteren soll der Teufel erbaut und in ihm auch die Lutherischen vor ihrem Abzuge aus dem Lande ihre Versammlungen gehalten haben. Seitdem geht's dort gar unheimlich zu. Wer da des Nachts allein durchgehen muß, dem erscheint ganz gewiß etwas Schreckhaftes. Bald ist es ein großer Lotter, der die Bäume überragt, und vor und hinter einem hergeht, bald ein schwarzer Bock oder Hund mit feurigen Augen, oder ein funkensprühendes Pferd; ein andermal wieder liegt eine Leiche quer über den Weg, ein Gerippe tritt dem Wanderer entgegen oder es strömt vom Bache her durch das Erlengebüsch plötzlich eine geisterhafte Helle. Kurz, unzählig sind die Erscheinungen, von denen dort erzählt wird. Und Jeder, der einmal nur des Nachts die Stelle passirt hat, behauptet, etwas Gespenstiges gesehen zu haben. Manche machte der Schreck sogar krank.





Der Schneider von Unken.

Ein Schneiderssohn von Unken ging einmal mit seinem großen Fanghunde in einer hellen Mondnacht über die „Wegscheid". Da sah er mit Entsetzen plötzlich einen schwarzen Mann neben sich, der gleichen Schritt mit ihm hielt, aber kein Wort sprach. Der Fanghund fing ängstlich zu winseln an und lief auf der Stelle davon; der Schneiderssohn aber zog Messer und Gabel aus seinem Hosensacke hervor und bewehrte sich damit; wagte aber trotzdem nicht einmal seinen unheimlichen Begleiter anzusehen, geschweige denn, ihn gar anzureden. Auf der Säumerbrücke blieb dieser endlich stehen, indeß der Schneiderssohn kreidebleich vor Angst Fersengeld nahm und ohne innezuhalten lief, so schnell ihn seine Beine trugen, bis er todtmüde im Wirthshause zu Schnaizelrait ankam. Da nahm er Nachtquartier und suchte flugs das Bett auf, in das er sich verkroch; denn nicht um tausend Gulden wäre er heute mehr einen Schritt weiter gegangen.





Der Osreitwand-Geiger.

Nicht weit von Kaprun entfernt, erhebt sich steil ansteigend ein fürchterlicher Felsabhang, die „Osreitwand" genannt, in deren Geklüfte man oft einen riesengroßen Mann sieht, der die Geige spielt. Er weiß dem Instrumente so schöne Töne zu entlocken und giebt so lustige Weisen zum Besten, daß Jedem, der unten vorübergeht, die Lust zum Tanzen in die Füße fährt. Während des Spieles springt er flink und behende von Felszacke zu Felszacke und scheint sich selbst seines Spieles baß zu erfreuen. Das ist der „Osreitwand-Geiger.*

* Aehnliches erzählt die Sage vom Falkensteinwand-Geiger, der mit dem einen Fuß auf dem Bergkogel und mit dem anderen auf der Falkensteinwand steht und dessen Spiel man sogar bis nach Salzburg hören soll.



Das „Achenlichtl".

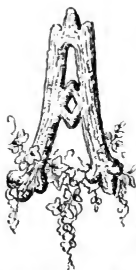


eim Krinnerer Rain nächst Hundsdorf und bei Fürth, unweit von Kaprun, wurde noch vor einigen Jahrzehnten das häufige Erscheinen des „Achenlichtls" beobachtet. In dunklen oder regnerischen Sommernächten tanzte es am Ufer der Ache auf und ab und machte die possirlichsten Sprünge. Nicht selten kam es auch in die Wiesen, ja bis in die Nähe von Fürth herauf; hatte man es eben hier gesehen, so erblickte man es im nächsten Augenblicke weit davon an einem ganz anderen Orte. Ihm in die Nähe zu kommen, scheuten sich die meisten Leute; denn es schreckte und verfolgte die nächtlichen Wanderer. Ein Mann, der einmal auf dem Heimwege vom Wirthshause ganz nahe an das Achenlichtl herankam und schon etwas im Kopfe hatte, so daß er seiner Sinne nicht mehr ganz mächtig war, sprach zum Lichtl also: „Geh', Achenlichtl, sei so gut und laß mich meinen Tabak anzünden!" Da kam er aber böse weg; denn als er mit seiner Pfeife hinkam, verbrannte ihm das Achenlichtl das Gesicht, daß er lange daran dachte. Manche wollen in der Nähe des gespenstigen Lichtes mitunter eine blaue Hand gesehen haben.

Das „Achenlichtl“ aber soll nach der Sage die arme Seele eines Vaters sein, der sein unehelich gebornes Kind lebendig in eine Grube verscharrte, ohne von der irdischen Gerechtigkeit entdeckt worden zu sein. Da er im Leben der verdienten Strafe entgangen, muß er nun im Tode für seine Unthat büßen und seine Seele der Ruhe entbehren.



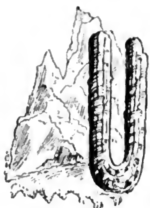
Die eisernen Buben.



Auf der berüchtigten Schlapperstätte, einer Bergebene zwischen Oberpinzgau, Brixenthal und Jochberg, dann auf dem Hundssteine in der Hochfilzen kamen und kommen auf letzterem noch heute die stärksten Bursche zu ehrlichem Wettkampfe im Recken und Ringen zusammen. In früherer Zeit nun geschah es nicht selten, daß zu solchen Kampfspielen wilde Bursche kamen, die Keinem bekannt waren, von welchen Niemand wußte, woher sie stammten. Wegen ihrer ungeheueren Stärke, die sie fast unbezwingbar machte und der nicht einmal mit schwarzer Kunst beizukommen war, nannte man sie im Volke „die eisernen Buben". Kam aber doch einmal der seltene Fall vor, daß ein solcher gestürzt und besiegt wurde, dann rächte er sich dadurch, daß er Nachts den Hirten und Wanderern als Spukgeist erschien und ihnen große Furcht einflößte.



Vögerl, der Eisspalter.



Unter dem Eise des Wisbachhornes im Fuscherthale haust Vögerl, der im Leben einer der reichsten Bauern Pinzgau's war und vierundzwanzig Dienstboten hatte. Sein Herz war böse und erfüllt von Geiz und Neid. Im ganzen Gaue wurde er wegen seiner Härte gemieden und gefürchtet. Klopfte ein Armer an seine Thüre, so ward er mit Schimpfworten abgewiesen, nicht selten mit den Hunden von der Schwelle gehetzt. Den ganzen Tag über fluchte er gräulich und schalt das Gesinde, das bei magerer Kost zur härtesten Arbeit angehalten wurde.

Eines Tages stieg er im Dämmerlichte zu seiner Alm empor, um nachzusehen, ob seine Knechte, die er zum Holzfällen hinaufgesandt, auch flink die Hände rührten. Er fand sie feiernd und betend. Da erfaßte ihn fürchterlicher Zorn. „Was unterbrecht Ihr Euere Arbeit, Ihr Faulpelze!" schrie er sie an.

„Herr, hört Ihr nicht das Sanctusläuten vom Thale herauf? Wir gaben Gott, was Gottes ist!"

„Daß Euch der Kukuk hole, Ihr Betbrüder!" erwiderte er wüthend. „Ich gebe Euch Arbeit, auf mich habt Ihr allein zu schauen. Ich bin Euer Gott, ich gebe Euch den Lohn, für mich habt Ihr das Holz zu spalten, auf mich ganz allein dürft Ihr bauen."

Kaum waren diese Frevelworte gesprochen, so nahte sich auch schon die Vergeltung. Tiefe Nacht sinkt hernieder, der Sturm heult sein schauerliches Lied, dumpfe Donnerschläge machen den Boden erzittern und grelle Blitze beleuchten das wilde Schauspiel der entfesselten Elemente. Da fährt Gottes Racheblitz hernieder und schleudert den Frevler mit ewigem Fluch beladen hinab in der Gletscher eisige Macht.

Wenn das Wisbachhorn aber von der Sonne erwärmenden Strahlen getroffen wird und sein Gletscher donnernd kracht, dann wacht der Erstarrte auf und versucht vergeblich durch wuchtige Faustschläge die mächtigen Eiswände, die ihn gefangen halten, zu brechen. Dann sagen die Hirten und Senner: „Heute spaltet Vögerl wieder Eis!“

Mit der sinkenden Sonne erlahmt seine Kraft und er fällt in die alte Erstarrung zurück, aus welcher ihn wohl erst die Posaunen des jüngsten Gerichtes erlösen werden.



Eisbühel.



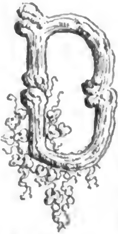
on der Fusch her gelangt man auf den „Eisbühel“. Von diesem erzählt die Sage, daß vor Zeiten die beiden reichen Bauern Vögerl und Altjud ihre bis dahin immer gemeinsam bewirthschaftete Alm getheilt haben und dabei über jene Parzelle, die heute der „Eisbühel“ genannt wird, in heftigen Streit gerathen seien, den sie sogar vor das Reichsgericht zu Wetzlar brachten. Nach ihrem Tode sah man sie oft am Eisbühel mit ihren Urkunden in der Hand auf- und abwandeln und vernahm ihr fortwährendes Gezänke. Der Eine behauptete in der Urkunde stehe: „Der Eisbühel *mit*“ — der Andere: „Der Eisbühel *nit*“.

Jetzt werden sie schon seit Längerem nicht mehr gesehen. Vielleicht haben sie sich endlich geeinigt.



Die Keesschieber.

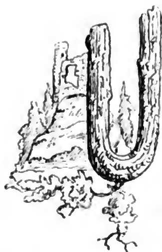
(Pinzgau.)



Der äußerste, hinter der Hohenburg gelegene Theil des Wasserfallthales heißt Mosen. Von dorther kamen einst die „Keesschieber", nachdem die Hüter von den Wasserfall-Almen abgezogen waren, mit beschneitem Gewande und eisigen Schuhen in die Hütten, um sich daselbst etwas zu erwärmen. Es waren das verwunschene Bauern, die in Mosen einen heftigen Grenzstreit hatten und sich nicht einigen konnten, bis der strittige Boden ganz und gar von Eis überzogen wurde, das sie sich vergeblich zurückzuschieben bemühten. Daher der Name Eis- oder Keesschieber.



Lamprechtsofenloch.



Unfern der Saale zwischen Lofer und Unken im sogenannten Schlösselwalde stand einstmals die Burg der Saalecker, von deren Bestehen heute nur mehr epheuumrankte Ruinen Zeugniß geben. Auf derselben hauste Ritter Lamprecht mit seinen beiden Töchtern, von welchen die Jüngere blind war. Als er starb, hinterließ er diesen alle seine Schätze. Da es nun zur Theilung des Nachlasses kam, betrog die sehende die blinde Schwester im Maße und verbarg das also unrecht erworbene Gut in einer Höhle unweit des Schlosses. Als sie starb, konnte sie nicht zur ewigen Ruhe eingehen, sondern ward verdammt, die veruntreuten Schätze mit schwarzen Hunden hüten zu müssen, bis sich ein frommer Christ fände, der sie erlöse.

* * *

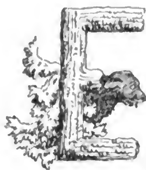
Nach einer Variante hatte Ritter Lamprecht seine Schätze nicht auf rechtliche Weise erworben und dieselben wahrscheinlich deshalb zu milden Stiftungen bestimmt. Seine Tochter aber, vom Geiz- und Hochmuthsteufel besessen, entfremdete dieselben ihrem frommen Zwecke und brachte sie in die am Fuße des Schlösselwaldes gelegene Berghöhle, welche seitdem das „Lamprechtsofenloch" genannt wird. Zur Strafe hierfür muß das Edelfräulein bis zur Erfüllung gewisser Bedingungen ruhelos in der Höhle mit Höllenhunden die unterschlagenen Schätze bewachen.

* * *

Lamprechtsofenloch werden mehrere in den Felsen sich verbreitende Höhlengänge bei Lofer genannt, in welchen sich vor langer Zeit drei sehr reiche Schwestern aufhielten, von denen die Jüngste blind, die Aelteste, mit dem Beinamen die Böse, halb schwarz und halb weiß war. Als die Zweitälteste starb, betrog die Böse die Blinde beim Theilen des Erbes, indem sie, sobald sie für die Schwester den Theil abmaß, das Schäffel umkehrte und blos den Boden bis zum Rande mit Goldstücken anfüllte und die Blinde mit der Hand darüber wegstreichen ließ, damit diese glauben sollte, sie habe das volle Maß erhalten. Dafür wurde ihrer armen Seele der Eingang zur ewigen Seligkeit verwehrt und sie verdammt, die der Schwester gestohlenen Schätze zu hüten. Zum Ofenloch, dem Eingang in die oben erwähnten Höhlen, führt ein stets gebahnter Weg, ohne daß sich ein Mensch für die Herhaltung desselben bekümmern würde. Auch bemerkt man im Schnee dahin häufig Fußspuren, ähnlich jenen eines Pferdehufes; da heißt es dann, der Teufel machte im Lamprechtsofenloch seine Visite.



Die Loferer Jungfrauen.



Ein mit Schätzen reich gesegneter Mann besaß drei Töchter, von welchen eine des Augenlichtes beraubt war. Als er am Sterbebette lag, empfahl er diese den Schwestern ganz besonders an und beschwor sie, für ihr leibliches und geistiges Wohl nach Kräften zu sorgen und sie im Erbe ja nicht zu verkürzen. Sie sicherten dies zu und bald schloß der Vater die Augen für immer. Als es nun zur Theilung der Baarschaft kam, nahmen die sehenden Schwestern, da das Zählen zu langsam gegangen wäre, ein Schäffel und maßen das Geld. Für sich machten sie das Maß übervoll, für die blinde Schwester aber kehrten sie das Schäffel um und belegten nur den Boden mit Geld. Dann ließen sie die Betrogene tasten, ob das Gefäß voll sei, was diese, da sie ja nur fühlen, aber nicht sehen konnte, allemal bejahte. Diese ungerechte Uebervortheilung der Armen blieb aber nicht ungestraft. Beide Schwestern müssen im Loferer Loch den unterschlagenen Schatz bewachen, bis er auf den letzten Pfennig behoben ist. Wer in das Loch einzudringen den Muth hat, findet in demselben eine Truhe voll Geld, welche ein Hund mit feurigen Augen bewacht und jedem Ankömmling grimmig die Zähne zeigt. Bleibt man unerschrocken, so kann man der Truhe Geld entnehmen, so viel man tragen kann, und gelangt am entgegengesetzten Ende in's Freie. Würde

aber Jemand mehr nehmen, dann müßte er seine Geldgier mit dem Leben bezahlen. Die beiden Jungfrauen lassen sich öfter, meist zu den heiligen Zeiten des Jahres sehen; die Eine von ihnen, welche der Erlösung näher ist, sieht halb schwarz, halb weiß aus. Im frisch gefallenen Schnee wurden oft Fußstapfen bemerkt, welche zur Höhle führten.





In Gottes Namen.

(Variante.)

Im Volke ist allgemein der Glaube verbreitet, daß, sobald Jemand im Handel betrogen wird und, ohne es zu wissen, beim Geschäftsabschlusse spricht: „In Gottes Namen!“ Gott den Betrüger sehr bald und empfindlich strafen wird, weil er sich der Sache so annehme, als wäre er selbst der Betrogene.

So erzählt man sich auch von jener Jungfrau zu Lofer, welche ihre blinde Schwester dadurch hinterging, daß sie beim Messen des ererbten Geldes sich stets das volle Schäffel zumaß, der Schwester aber nur so viel zukommen ließ, als der Boden des umgestürzten Gefäßes fassen konnte. Bald genug erfuhr die Blinde durch Zuträger den Betrug, vermied jedoch jeden Streit mit der Schwester und sagte nur sanft und ergeben: „In Gottes Namen!“ Kurze Zeit darauf starb sie und nun besaß die betrügerische Schwester Alles, welche sich jetzt darüber ärgerte, daß sie nun gar Niemanden mehr zu beerben hatte. Aber nicht lange war es ihr gegönnt, die Früchte ihres Betruges zu genießen; denn auch sie wurde krank, starb aber nicht, sondern fiel nur in einen todtähnlichen Zauberschlaf, von dem sie noch heute befangen ist.

Man sagt, ihr Haus stehe noch in Lofer, doch sehe es nur Der, welcher berufen ist, sie zu erlösen. Da liege sie in ihrem Wohnzimmer bei offener Thüre und harre der Erlösung. Ein schwarzer Höllenhund aber bewache sie und die große Geldtruhe. Nur Der, welcher alle Bedingungen zu erfüllen vermag, gelangt zu dem Gelde.



Das Loferer Fräulein.



Bei Lofer findet sich im Gebirge eine Höhle, in der ein Fräulein wohnt, das über große Schätze verfügt und sehnsüchtig der Erlösung harrt. Nur Wenigen ist es gelungen, bis in ihre Nähe vorzudringen. Denn die Meisten werden beim Eintritt in die Höhle durch einen tiefschwarzen Wassertümpel am Vorwärtsgehen gehindert, der sie verschlingen würde, wenn sie es wagten, ihn zu übersetzen. Einmal wäre indeß die Erlösung nahezu geglückt. Das kam nämlich so.

Im Dorfe lebte ein Ehepaar, das zwei Kinder besaß, in großer Armuth. Um diese nur halbwegs zu lindern, mußten die beiden Kleinen in Begleitung eines alten Bettlers von Haus zu Haus gehen und um milde Gaben flehen. Eines Tages führte der Alte die Kinder zum sogenannten „Loferer Loch" — zu jener Höhle nämlich, von der oben Erwähnung gethan wurde — und hieß sie da hineingehen; darinnen würden sie sicherlich sehr viel bekommen. Ihm selbst sei der Eingang verschlossen, da er die Höhle stets voll Wasser sehe. Die Kinder, denen Sünde noch ganz fremd war, gingen auch richtig trockenen Fußes durch den Felsengang und gelangten zu einer herrlich grünen Wiese, auf der zwei prächtig schöne Häuser standen. Vor einem derselben stand eine liebliche Jungfrau, an welche sich die Kinder mit der Bitte um eine Gabe wendeten.

Die Jungfrau führte sie in das Haus in ein fürstlich eingerichtetes Zimmer, gab ihnen Speise und Trank und sprach: „Für heute kann ich Euch nicht mehr geben; bleibet aber die Nacht über bei mir, dann sollt Ihr morgen so viel bekommen, als Ihr nur immer tragen möget und womit Euren Eltern



sicherlich für alle Zeit geholfen sein wird. Eines aber merket Euch! Was immer Ihr während der Nacht sehen möget, und wäre es noch so schaurig, fürchtet Euch nicht, denn Ihr steht in Gottes Hand und sein Schutzengel wacht über Euch, der nicht ein Haar auf Eurem Kopfe krümmen läßt. Ja, Ihr könnt mich sogar erlösen und werdet glücklicher werden als der Kaiser

selbst.“ Die Kinder gingen hierauf in das Schlafgemach der Jungfrau, in welchem schon zwei kleine Betten für sie bereit standen, und begaben sich sofort zur Ruhe. Um Mitternacht erweckte sie plötzlich Flammengeprassel aus ihrem Schlummer. Sie blickten erschrocken auf und sahen das Bett der Jungfrau in hellen Flammen stehen; sie selbst wälzte sich vor Schmerz in dem Feuermeere, das schreckliche Geistergestalten stets auf's Neue anfachten, wenn es zu erlöschen drohte. Noch mehr des Fürchterlichen schauten die beiden Kinder, so daß sie endlich von ihren Betten sprangen und ohnmächtig zu Boden sanken. Als sie erwachten, sahen sie Alles wie vor und ehe, das Bett der Jungfrau stand unversehrt, sie selbst neben ihnen in gleicher Schönheit und Milde. Da glaubten sie, sie hätten einen schweren Traum gehabt. Die Jungfrau aber belehrte sie vom Gegentheil und sagte ihnen, daß sie in jeder Nacht solche Pein leiden müsse, in der sie hoffe, durch unschuldige Kinder erlöst zu werden. Hierauf füllte sie ihre Mehlsäcklein mit Goldstücken, befahl ihnen heimzugehen und dies den Eltern zu bringen. „Gebet allen wahrhaft Armen reichlich Almosen davon“ — sprach sie weiter — „nur dem alten Bettler, der Euch begleitet, gebet nicht einen Pfennig, denn er ist böse und schlecht. Ihr dürft auch nicht dort hinaus, wo Ihr hereingekommen seid, denn der böse Mann lauert dort, um Euch das Geld abzunehmen und Euch zu tödten. Folgt getreulich meinem Befehle und kommet in dreimal sieben Tagen wieder hierher, dann wollen wir über das Erlösungswerk weiter sprechen.“ Hierauf führte sie die Kinder durch einen verborgenen Gang in's Freie hinaus und diese liefen, so rasch sie nur konnten, der Heimat zu. Da gab's denn frohe Gesichter; die Noth hatte ein Ende und in Küche und Keller herrschte Ueberfluß. Auch die Armen wurden gut bedacht, nur der böse Bettler nicht. Der wußte aber so bitterlich zu weinen und schmerzlich zu klagen über den großen Undank der durch ihn Reichgewordenen, daß die Kinder und deren Eltern sich endlich wirklich rühren ließen und ihm eine ansehnliche Summe schenkten.

Nach dreimal sieben Tagen gingen die Kinder wieder hin zur Höhle; da sie aber zum Eingang kamen, fanden sie Alles voll Wasser und jenseits derselben rang die Jungfrau schmerzlich die Hände. Der Bettler aber, der am Höhleneingang stand, stieß eine boshafte Lache aus und sagte, daß es mit der Erlösung nun vorbei sei; denn sie hätten dem ersten Gebote hierzu, dem Gehorsam, nicht entsprochen und gegen den Befehl der Geberin ihm ihr Geld gegeben.



Das Loferer Fräulein und die Witwe.



u Lofer lebte einst eine arme Witwe mit einem einzigen Kinde, einem liebreizenden Mädchen. Ihr ganzes Hab und Gut bestand in einer Hütte und einer Kuh. Da stürzte diese eines Tages von einer Felswand ab und verendete. Nun war die Noth groß und des Jammers kein Ende. In ihrer Verzweiflung erinnerte sich die Witwe an das Loferer Fräulein, von dem sie schon so viel Gutes vernommen hatte, und beschloß, dasselbe um seine Hilfe anzuflehen. Sie theilte diesen Entschluß dem Herrn Pfarrer mit, der denselben aber entschieden mißbilligte und sie auf die vielen Gefahren aufmerksam machte, die sie dort bedrohten: der Wildbach, der feurige Hund und die Tücke aller Dämonen. Aber die Witwe ließ sich von dem einmal gefaßten Entschluß nicht mehr abbringen, und so gab ihr denn der Herr Pfarrer den Rath, sich, ehe sie den schweren Gang antrete, durch den Empfang der heil. Sacramente zu läutern und zu reinigen und auch ihr Kind mitzunehmen. Dann hieß er sie in Gottes Namen gehen.

Sie kam zu einem reißenden Wildbach, über den eine Brücke aus feinstem Sand führte, welche einzustürzen drohte, sobald man sie betrat; aber sie überschritt dieselbe glücklich. Dann gelangte sie auf einen Felsen, auf welchem die Jungfrau

saß, neben ihr ein großer Hund, der laut zu bellen begann, als er die Witwe mit ihrem Kinde erblickte, denn er durfte nur Den zerreißen, der mit einer Todsünde auf dem Gewissen den Gang wagte. Die Frau grüßte mit demuthsvoller Verneigung das Fräulein und dieses fragte: „Was giebt's?" Die Witwe hob ihr Kind empor, das die Händchen bittend faltete, und sprach: „Ich thäte recht demüthig um Etwas bitten."

„So komm in mein Haus!" entgegnete die Jungfrau, schlug dreimal mit einem ahornen grünschimmernden Stocke an den Felsen, drehte sich dreimal herum, wobei sie immer größer zu werden schien, und schritt sodann der Witwe durch eine Oeffnung, die sich alsbald in dem Felsen gebildet hatte, voran. Da kamen sie zu einem schönen Schloß auf grüner Wiese, die mit den seltensten und prachtvollsten Blumen dicht besäet war und von einem klaren Silberbächlein durchzogen wurde. Das Schloß hatte sieben Thürme, an deren Spitzen je ein Karfunkelstein strahlte, so daß die Umgebung taghell beleuchtet war. Erstaunt und verwundert betrachtete die Witwe alle die Herrlichkeiten, bis die Jungfrau sich abermals mit der Frage an sie wendete, was und wie viel sie wünsche. Die Witwe antwortete: „Nur so viel, als ich brauche, um mir wieder eine Kuh einzukaufen." Das Fräulein lobte sie um ihrer Bescheidenheit willen und sicherte ihr Hilfe, jedoch nur unter der Bedingung zu, daß die Witwe ihr auf drei Jahre das Kind überlasse. Das kostete dem Mutterherzen einen schweren Kampf, allein endlich willigte sie doch ein, erhielt Geld, kaufte sich eine Kuh und lebte durch drei Jahre hindurch in stillster Zurückgezogenheit, im Geiste stets nur mit ihrem Kinde beschäftigt. Endlich war die Frist um und ihre Sehnsucht nach demselben sollte gestillt werden. Wie das erste Mal nahm die Frau auch diesmal die heil. Sacramente und gelangte wieder glücklich zur Jungfrau. Diese fragte, was sie wolle?

„Gar nichts" — antwortete sie — „als mein Kind." Mit trauriger Miene gab ihr das Fräulein das Mädchen zurück und

gleichzeitig so viel Geld, daß Beide Zeit ihres Lebens genug daran hatten. Das Kind wuchs heran zur schönen Jungfrau, war aber stets in sich gekehrt und verschlossen, hat nie den Tanzboden besucht, nie sich verheiratet. Am liebsten war es allein; es war gerade, als hätte das Schicksal einen Schleier über sein Lebensglück gebreitet, den wahre, herzinnige Freude nie zu durchdringen vermochte.



Das Loferer Loch.



Auf einer Höhe, unweit von Lofer, geht ein Gang in die Erde. Wer Muth hat, denselben zu betreten und einzudringen in die Tiefe, gelangt an einen mit Schilf verwachsenen See, in dessen Mitte eine weiße Gestalt auf einem Felsen thront, in welchem ein großer Schatz in einer Truhe geborgen ist, den dieselbe hüten muß. Ueber dies erzählt die Volkssage Folgendes:

Vor vielen Jahren stand über dem See eine königlich gebaute Grafenburg. Der Herr derselben aber war ein wilder und gottloser Trunkenbold, der Tausende mit seinen Zechgenossen verpraßte, den Armen aber selbst die Abfälle von seiner Tafel verweigerte und sie mit den Hunden vom Schloßhofe hetzen ließ, was ihn allezeit höchlich ergötzte. An einem Abende vor einem heil. Frauentage gab's beim Grafen wieder ein wüstes Sauf- und Zechgelage bis in die Nacht hinein, keiner der zahlreichen Geladenen war nüchtern geblieben. Da gelüstete es dem Jäger des Burgherrn sich auch ein Tröpflein guten Weines schmecken zu lassen und er schlich mit einer brennenden Kerze in der Hand hinab in den Keller. Wie er bei der Pulverkammer vorbeikam, vergaß er derselben, putzte mit der Hand das Licht und warf den noch glimmenden Docht weg, ohne weiter darnach zu sehen. Der Zugwind führte ihn aber gerade durch ein unverglastes

Gitterfenster in die Pulverkammer auf ein offenes Pulverfäßchen. Im selben Augenblicke erschütterte ein fürchterlicher Donnerschlag das ganze Schloß, ein entsetzliches Krachen ließ sich vernehmen, der ganze stolze Bau war in die Luft geflogen und hatte unter seinen Trümern alle Bewohner und Gäste begraben. Der Teufel aber fuhr mit dem Grafen in den Abgrund hinunter und verwandelte ihn in einen Höllenhund, die großen Schätze versanken in den See, wo sie nun von dem Ritter und seiner Liebsten, der weißen Gestalt, gehütet werden.



Der Putz in der Dürrenbach-Au.

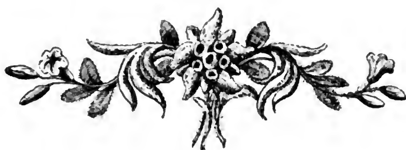


ber Neukirchen im Pinzgau nimmt die große Dürrenbach-Au ihren Anfang, die dicht mit Gebüschen und Fichten bewachsen ist und vom Dürrenbach durchströmt wird.

In den Tagen des Faustrechtes nun geschah es, daß ein Ritter von der Burg Neukirchen in den Krieg ziehen und sein Eigen unbewacht zurücklassen mußte. Er raffte daher alle seine Schätze zusammen und vergrub sie unweit seiner Veste in der Dürrenbach-Au. Als er aber im Kampfe den Tod fand, ward er zur Strafe für seine Habgier, die lieber Gold und Silber in der Erde verderben, als sie zu gutem Zwecke verwenden ließ, in ein kleines, graues Männchen verwandelt und verdammt, seine eigenen Schätze zu hüten. Seitdem treibt er in der Dürrenbach-Au sein Unwesen, äfft die Durchreisenden, führt sie besonders des Nachts auf jede mögliche Weise irre und ist im Volke als „Putz" (Gespenst, Kobold) gefürchtet. Bald hüpft er als Flamme um den einsamen Wanderer her, bald in seiner eigenthümlichen Gestalt eines drei Spannen hohen Männleins; ja in neuester Zeit soll er einen Mann sogar als zudringliches Schwein lange verfolgt haben und erst durch fromme, eben aus der Kirche kommende Leute vertrieben worden sein.

Am Fußsteige nach Neukirchen steht auf der rechten Seite eine Doppelfichte, an der ein Kruzifix befestigt ist. Zwischen den

beiden Stämmen derselben wurde der Putz zu wiederholten Malen bald mit lachenden, bald mit schmerzlich verzogenen Mienen sitzen gesehen. Man erzählt sich von diesem Baum, daß die Stunde der Erlösung für den Putz dann geschlagen hat, wenn das Kruzifix ostwärts nach der Kirche von Neukirchen hinschaut. Alte Leute erinnern sich auch ganz gut, daß das Christusbild einst gerade nach Norden quer über den Fußsteig hin geschaut habe. Seither hat sich die Fichte im Wuchse so gedreht, daß das Kreuz heute gerade den Winkel zwischen Nord und Ost nach dem Schlosse Neukirchen hin durchschneidet.



Der Putz und der Holzhauer.

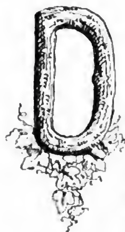


iele Jahre hindurch hatte man vom Putz nichts mehr gehört und gesehen; da kam einst ein Bauer in die Dürrenbach-Au, um daselbst Holz zu fällen. Als er in den Wald kam, hörte er auf einmal eine Stimme, die ihm zurief: „Geh nur weiter!“ Dem Holzhauer kam dies sonderbar vor, er forschte, jedoch vergeblich, nach dem Besitzer der Stimme und ging endlich weiter. So kam er auf einen freien Platz, der rings von Fichten eingeschlossen war. Hier vernahm er wieder die geheimnißvolle Stimme, welche diesmal rief: „Hier schlag' Holz!“ Wieder spähte der Holzhauer umher und da gewahrte er endlich auf einer Fichte einen Zwerg, in welchem er sogleich den Putz erkannte, von dem man ihm in seiner Kinderzeit so oft erzählt hatte. Der Holzhauer wollte eiligst das Hasenpanier ergreifen, der Putz hinderte ihn jedoch daran und sprach also zu ihm: „Da ich Dein Taufpathe bin, so will ich Dir einen Platz zum Holzfällen andeuten, der Dir sehr viel eintragen wird. Also wähle Dir einen von diesen Bäumen, jedoch sei geschickt und vorsichtig in Deiner Wahl!“ Der Holzhauer nahm nun seine Axt von der Schulter, besah sich die Bäume und ging dann auf jenen los, welcher eben den kleinen Zwerg beherbergte: er gedachte ihn zu fällen, weil er meinte, der Zwerg könne nicht herab kommen. Er musterte die Fichte nochmals und sagte dann: „He, Pathe, wenn ich Dir von da oben herabhelfe, so ist das wohl ein tüchtiges Stück Arbeit und, denke ich, einen guten Schluck Wein doch werth.“ Der Putz aber machte ein

so bedenkliches Gesicht, daß dem Holzhauer alle Lust zum Spaßen verging und er anfangs allen Muth verlor, Hand an die Fichte zu legen. Endlich faßte er sich doch ein Herz und fällte die Fichte, welche schon unter dem dritten Streiche fiel. Der Stamm war hohl und vollgefüllt mit Ducaten. „Nimm!" schrie der Zwerg ihm zu, und lief in wilder Hast davon, dem Dorfe zu. Der Holzhauer aber ließ sich das nicht zweimal sagen und füllte alle seine Taschen mit dem blinkenden Golde. Dann ging er daran, den gefällten Baum zu zerspalten, um Holz für den Ofen zu haben. Weil ihm aber die Schwere des edlen Metalles in seinen Taschen beim Holzspalten hinderlich war, so legte er alles Gold auf die Erde und ließ seinem Hunde die Bewachung desselben über. Am Abende, als er mit seiner Arbeit fertig war, füllte er seine Taschen abermals mit den Ducaten an und ging frohgestimmt nach Hause. Daselbst angekommen, wollte er seinen Reichthum auf den Tisch leeren, brachte aber statt der Ducaten Haselnüsse aus den Taschen. Dazwischen fand er einen Zettel, auf dem Folgendes geschrieben stand: „Die Erde verschlingt die Menschen wie auch das Erz; und Menschen und Erz bilden den Samen, aus dem eine Fichte wachsen wird, die in ihren Zweigen ein Kreuz befestigt hat; wenn sich nun die Fichte im Wuchse so gedreht haben wird, daß das Kreuzbild gerade nach der Kirche sieht, dann hat erst die Stunde meiner Erlösung geschlagen, die Du vollbringen konntest, hättest Du nicht den Dir gewordenen Reichthum wieder von Dir gegeben." Kaum hatte der Holzhauer diese Zeilen gelesen, so stürzte er zu Boden und gab seinen Geist auf.



Der Abwaschel.



er „Abwaschel" ist ein polternder Alpengeist, der nach dem Abzuge der Sennerinnen von den Almen in die verlassenen Alphütten einzieht und durch geräuschvolles Scheuern und Reinmachen der rückgebliebenen Geschirre, Kessel und Pfannen die Vorübergehenden von der Einkehr abschreckt.

Nach einer anderen Sage soll sich der „Abwaschel" auch namentlich dann in den Alphütten zeigen, wenn die Sennerinnen nächtlicher Weise und ohne Erlaubniß ihres Brotherrn dieselben verlassen, um zu einem „Winkeltanz" zu gehen und verbotener Lust zu fröhnen.



Der Gollinger Graf.



Im Schlosse zu Golling hauste einst ein schlimmer Graf, der durch sein sündhaftes Lotterleben den Zorn Gottes auf sich herabbeschworen hat. Aus Strafe für seine zahllosen Frevel muß seine Seele nun ruhelos wandern. Alle sieben Jahre sieht man in dunklen Nächten auf der Mauer der alten Burg eine Gestalt sitzen, vor sich ein Becken, gefüllt mit Feuerschaum, aus welchem sie mit einem Rohre glühende Blasen in die Nacht hinausbläst, die gleich feurigen Kugeln über die Berge fliegen und als schwarze Kohlen liegen bleiben. Das ist niemand Anderer als der Gollinger Graf, und Jeder bekreuzt sich, der sein unheimliches Treiben gewahr wird.





Schloss Carlstein.

(Reichenhall.)

Vom Carlstein erzählt die Sage, daß auf demselben einstmals ein schönes, liebliches Fräulein, Gisela, des Ritters von Carlstein Töchterlein, herangewachsen sei, welche der Vater einem fremden Rittersmann zum Weibe bestimmt, der ihm einmal einen großen Dienst erwiesen hatte. Das Herz der Jungfrau schlug aber einem anderen Manne entgegen, und da der Vater gleichwohl auf der von ihm beschlossenen Heirat bestand, so stürzte sich die unglückliche Maid am Hochzeitstage von den Zinnen der Burg herab in die Tiefe. Seit jener Zeit war es in der Gegend und auf der Burg selbst nicht mehr recht geheuer.

Als noch der alte Ferchl Revierförster, oder wie es damals hieß, Holzschaffner war und im Jägerhause unter dem Carlstein wohnte, fand er jedesmal, so oft er in die Burg hinaufkam, einen Ruperti-Groschen. Den durfte er nun zwar aufheben, aber er mußte sich auch gleich wieder aus dem Staube machen. Denn so wie er den Groschen an sich genommen hatte, begann es Sand auf ihn zu regnen und von allen Seiten flogen kleine, dann größere und wieder größere Steine nach ihm, so daß es ihm oft an's Leben zu gehen schien, obgleich er nicht ein einziges Mal getroffen wurde.





Feurige Männer auf der Salzach.

Früher kam es häufig vor, daß Fischern, welche in sogenannten Lässel- oder Loosnächten auf der Salzach bei Laufen unterhalb Salzburg fischten, feurige Gestalten erschienen, die anfangs klein, wie ein Kerzenlicht waren, allmälig aber immer größer und größer wurden, endlich zu Riesen anwuchsen. Ebenso wie sie herangewachsen, wurden sie dann allmälig immer wieder kleiner und kleiner, bis sie den Augen der Fischer gänzlich entschwanden.



Die Nachtsendin.

(Gastein.)



uf den Gasteiner Alpen traf einst in einer eisig-kalten Winternacht — die Sennerinnen waren schon seit vielen Wochen heimgezogen — ein von der Jagd ermüdeter Jäger auf eine Alpenhütte, ging in dieselbe und legte sich mit seinem Hunde auf der „Hossen" in's Heu. Trotz aller Ermüdung und Schlafsucht fand er aber nicht die geringste Ruhe; denn immerzu vernahm er ein unheimliches Geräusch, bald ein Knistern, bald Kesselrühren, dann wieder, wie wenn Geschirr gereinigt würde, ganz so, wie die Sennerinnen zur Sommerszeit auf den Almen hantiren. Auf einmal aber rief es in hellem Tone:

„Du auf der Hossen,
Möcht'st nicht von meinem Rührmuß kosten?"

Der Jäger erschrak über die Maßen und brachte nicht ein Wort über seine Lippen. Doch bald rief's wieder:

„Komm' r'unter, Jäger, von den Hossen,
Mußt auch von meinem Rührmuß kosten!"

Da bellte der Hund laut auf, drunten krachten die Geräthe alle zusammen, ein gellendes Lachen durchzitterte den Raum, dann heulte und wimmerte es wieder; darauf fiel die Hüttenthüre in's Schloß und eine kreischende Stimme rief:

„Hätt'st Du den Brandl (Hund) nicht bei Dir,
Zerrieb ich Dich zu Laub und Staub!"

Das war die Gasteiner Nachtsendin, welche, in Sünden verstorben, im Tode keine Ruhe finden kann und Nachts zur Winterszeit auf den Alpen wacht und in der Hütte ihr Unwesen treibt.



Die Nachtsendin.

(Filzmoos.)

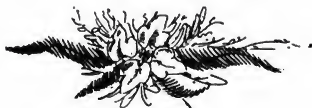


Wenn eine Sendin bei der Arbeit recht nachlässig ist, viel Milch verschüttet, verpraßt oder verderben läßt, so muß sie nach ihrem Tode als Geist „nacharbeiten", das heißt Alles, was durch ihre Schuld zu Grunde gegangen ist, zu Butter und Käse verarbeiten, es wäre denn, daß sie vor ihrem Tode Alles den armen Seelen geschenkt hätte.

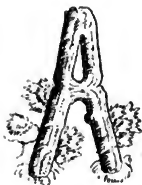
So erzählt man sich an vielen Orten von „Nachtsendinnen", so genannt, weil sie stets zur Nachtzeit arbeiten müssen; erlöst werden sie nur, wenn Alles, was sie die Nächte hindurch verarbeitet haben, aufgezehrt ist. Wenn Jäger oder Wildschützen zur Winterszeit auf die Jagd oder im Frühjahr auf die „Hahnenpalz" gehen und in einer einsamen Almhütte übernachten, hören sie oft die Nachtsendin arbeiten und ihnen zurufen:

„Jaga auf da Host'n,
Magst net a Rührmüli (Butter und Käse) kosten?"

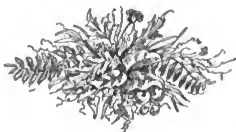
Hat der Jäger genügend Muth, dieser Aufforderung Folge zu leisten, und ißt er wacker mit, dann ist die Nachtsendin erlöst.



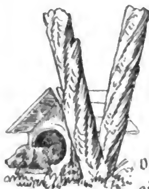
Der wilde Senn und die wilde Sendin.



uf den Alpen bei Heiligenblut und jenen des Drauthales treiben der wilde Senn und die wilde Sendin ihren Spuk. Ein Berg des Lessachthales hat von ihnen den Namen. Die wilde Sendin kommt nach dem Viehabtrieb in die Alpenhütte und spielt den in derselben übernachtenden Jägern und Wildschützen arg mit, quält sie bis zum Morgenläuten mit allerhand schauerlichem Spuk bis auf's Blut und ängstigt sie fürchterlich. Ein Mensch, der die wilde Sendin einmal in seinem Leben gesehen oder gehört hat, lacht sein Lebtag nicht mehr, „so schiach (grundhäßlich) is das Ding".



Sagen von Gottesgerichten.

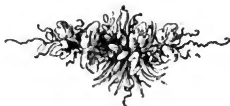


Der Geist „Thalraitt“.

(Pinzgau.)

Vor langer, langer Zeit stand im Felberthale ein Bauerngehöfte, „Wasserfall“ genannt. Die Bewohner desselben, lasterhafte und gottlose Leute, trieben selbst mit dem Heiligsten Spott, verhöhnten die Religion und ihre Priester und übten an ihren Mitmenschen nur Böses. Daß so frevelhaftes Beginnen nicht für die Länge straflos bleiben werde, darüber herrschte unter den Gutgesinnten der Gegend kein Zweifel. Und die Strafe kam.

In der heil. Weihnacht, indeß alle Gläubigen zur Mette eilten, um vor Gottes Altar ihre Andacht zu verrichten, praßten und schlemmten die Bewohner des „Wasserfall“ in altgewohnter Weise und gingen in ihrem frevlen Uebermuth so weit, den Haushund an ihrer Statt in die Mette zu schicken. Da hatte ihr letztes Stündlein geschlagen. Denn noch in der nämlichen Nacht fuhr „die Thalraitt“, ein rächender Geist, in zerstörendem Sturme über das gottlose Gehöfte und seine Bewohner und vernichtete Beide.



Der gusseiserne Hirsch.



uf seinem Schlosse zu Salzburg lebte vor vielen hundert Jahren ein Fürst, der mit wahrer Leidenschaft dem edlen Waidwerke fröhnte. Um seine Herrscherpflichten kümmerte er sich wenig und ließ seine Räthe schalten und walten, wie's ihnen beliebte, wenn nur er im Jagdvergnügen nicht gestört wurde. Von Natur aus ein gar strenger Herr, kannte sein Zorn gegen Wilddiebe keine Grenzen, und wehe, wenn ein solcher ergriffen wurde, ihm war der peinlichste Tod gewiß.

Anfänglich ließ er jeden Wilderer, dessen er habhaft wurde, auf einen lebenden Hirsch schmieden und gab dem Thiere dann die Freiheit, das die ungewohnte Last auf jedmögliche Weise abzuschütteln suchte und dabei dem Opfer menschlicher Grausamkeit oft die namenloseste Pein bereitete. Da er aber vernahm, daß hie und da ein Wilddieb seinem fürchterlichen Schicksale dadurch entrissen wurde, daß seine Genossen den Hirsch erlegten, sann er auf andere Strafe, der der Wildfrevler nimmer entrinnen sollte. Er ließ einen Hirsch aus Gußeisen herstellen, dessen Körper hohl war. Wurde ein Wildschütze eingefangen, so setzte man ihn auf diesen Hirsch und kettete ihn fest an. Sodann füllte man den hohlen Raum mit Brennstoff und entzündete diesen. Nach und nach wurde das Eisen rothglühend und der arme Wilderer auf entsetzliche Art zu Tode gebraten.

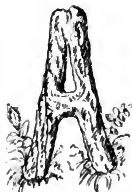
Für seine beispiellose Grausamkeit erntete der Fürst aber auch eine fürchterliche Strafe. Er wurde von einer schrecklichen Krankheit befallen, welche kein Arzt kannte, noch auch zu heilen vermochte. Sein ganzer Körper bedeckte sich mit Geschwüren und Beulen, aus welchen zahllose Läuse hervorkrochen. Was nützte es, daß er täglich in die köstlichsten Bäder gesetzt und von dem ekelhaften Ungeziefer gereinigt wurde; je mehr von diesen garstigen Thieren vertilgt wurden, desto mehr wuchsen wieder nach. Dem Rathe seiner Leibärzte Folge leistend, ließ er sich nach Blühnbach bringen. Aber auch der Aufenthalt im Blühnbachhain half nichts mehr; die Krankheit nahm immer mehr überhand.

Eines Tages fand man ihn auf einem Bühel, wohin er sich hatte tragen lassen, todt. Das Ungeziefer hatte ihn getödtet. Seit jener Zeit führt dieser Bühel den Namen „Lausbühel“.

So ereilt selbst die Mächtigsten dieser Erde Gottes strafende Hand für verübtes Unrecht.



Die Mordau.



m Wege zwischen der Reuteralpe und dem mit ewigem Schnee bedeckten Watzmann liegt eine Alm, die „Mordau" genannt. Daselbst lebte vor langer Zeit eine bildschöne Sennerin, die hatte einen herzigen Burschen zum Schatz, der ihr in innigster Liebe zugethan war. Sie ward jedoch seiner bald überdrüssig, denn ein schmucker Jäger hatte den armen Hirten aus dem Herzen der Dirne verdrängt. Darüber grämte sich der Bursche gar sehr und ward seines Lebens nicht mehr froh; die Sennerin aber hatte Angst, daß die beiden Nebenbuhler einmal aneinandergerathen würden, deshalb bangte ihr für das Leben des Jägers und sie sann nach, wie sie ihren ersten Liebsten am Besten losbringen könnte. Sie vertraute sich deshalb dem Jäger an und fragte ihn um seinen Rath. Der meinte: „Schick den Buben doch 'nauf auf den hohen Göll, jenseits der Aachen, da wächst das schönste Edelweiß. Begehr' ein Edelweißsträußl von seiner Hand, begehr' es immer wieder, einmal wird ihm doch etwas begegnen, daß er auf's Wiederkommen vergißt."

Die treulose Dirne nahm den bösen Rath gar gerne an. Kurze Zeit darauf, an einem Samstag war's, kam der Hirte zu ihr und sprach: „Weißt D' was Neues? Der Herzog Friedrich von Baiern fällt in's Berchtesgadener Land'l herein. Da bin ich denn herauf gekommen zu Dir, um Dich zu beschützen, da Du doch so ganz allein hier oben wirthschaftest und kaserst."

„O Du mein Gott!" erwiderte die Falsche. „Was Dir doch geträumt hat! Geh' nur wieder heim oder besser noch, geh' hinüber auf den Göll und hol' mir ein frisches Edelweiß,

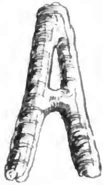
die schönsten Blüthen, damit ich meinen Hut schmücken kann, wenn ich morgen früh hinunter nach Berchtesgaden zur Kirche gehe".

„Wie Du glaubst" — antwortete traurig der Hirte — „ich hab's gut gemeint!" und ging. Richtig stieg er auf den Göll und fand Edelweiß in Hülle und Fülle. Aber keine Blüthe schien ihm schön und groß genug, immer höher stieg er, bis er endlich am äußersten Rande einer Felswand eine Blüthe entdeckte, die leuchtete wie laut'res Silber, und groß und schön war, wie keine zweite weit umher. Die mußte sein werden. Er erreicht sie auch, pflückt sie, im selben Augenblick aber weicht der Boden unter seinen Füßen und er stürzt mit einem gräßlichen Aufschrei hinab in die Tiefe, einen elenden Tod findend.

Inzwischen hatte sich der schmucke Jäger bei der Sennerin eingefunden. Beide waren guter Dinge. Aber ihre Freude war von kurzer Dauer; denn alsbald kam ein Haufe roher Kriegsknechte, die ihren Weg über die Mordau genommen hatten. Die machten nicht viele Umstände mit Beiden, stießen den Jäger nieder und verfuhren auch mit der Sennerin hart genug, daß sie den Tod davon hatte. Im Sterben schwebte ihr der Geist ihres verrathenen Liebsten vor den brechenden Augen und machte ihre letzten Augenblicke zu den martervollsten ihres ganzen Lebens. Die Kriegsknechte aber plünderten die Hütte, nahmen mit, was nicht niet- und nagelfest war, schlachteten das Vieh und warfen Brand in die Sennhütte, die beiden Leichen der Gemordeten den Flammen überliefernd. Seitdem trägt die Alpe den Namen „die Mordau". Im Zwielicht aber schweben allabendlich Geisterschatten trüb und schwer über sie hin. Das sind die Seelen des Jägers und der treulosen Sennerin, die nicht Ruhe finden können.



Der untere Rothgülden-See.

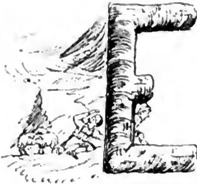


Am unteren See im Rothgülden-Thale (Lungau) ist's seit Langem nicht mehr geheuer; da treibt der Geist des bösen Schörgen-Toni sein Unwesen. Seine arme Seele wurde nämlich über vieles Flehen der Leute vom Speierecke hinweg

in den unteren See des Rothgülden-Thales gebannt. Dort haust er nun und ängstigt die wenigen Besucher dieses einsamen Hochthales nicht wenig. Bald wälzt er sich als feurige, Funken sprühende Kugel über den See hin, bald fährt er zischend auf feurigem Wagen, mit zwei blauen Böcken bespannt, über denselben, bald wieder treibt er als getigertes Pferd sein Spiel in den Wellen.

Vor etlichen Jahren war's. Hiesel, ein kühner Gemsjäger, stieg aus dem Katschthale am Gewände des oberen Sees herüber, da erblickte er in den Fluthen desselben eine riesig große Schlange mit furchtbar rollenden Augenrädern. Sie sehen und mit der Büchse auf sie anlegen, war das Werk eines Augenblicks. Das kam aber dem Hiesel gar übel zu statten. Denn im Nu richtete sich die Schlange haushoch auf und schwamm eilig gegen das Ufer auf den kühnen Jäger zu. Der hatte kaum noch Zeit, ein Kreuz zu schlagen und sein Heil in der Flucht zu suchen, die ihm glücklicher Weise noch gelang. Seit jener Zeit setzte er aber keinen Fuß mehr in das Rothgülden-Thal.





Der Röthenstein-Peter.

(Filzmoos.)

Es lebten einst zwei Schafhirten auf dem Röthenstein, der eine Namens Hansl, der andere Peter genannt. Der Erstere war klein und schmächtig, dabei aber fromm und gottergeben; der Letztere konnte es mit dem Stärksten aufnehmen, war aber ein gottloser, hoffärtiger Patron. Die Beiden kamen oftmals darüber in Streit, wessen Namenspatron denn mehr vermöge, der heil. Johannes oder der heil. Petrus. Da kam eines Tages ein böses Ungewitter; Blitz und Donner wechselten in rascher Folge und dichte schwarze Nebel senkten sich nieder und hüllten die ganze Gegend in Nacht. Hansl fing inbrünstig zu beten an, Peter aber schrie lachend und vom hellen Uebermuth gepackt:

„A was! I heiß Peter,
Drah' (drehe, wende) mein A . . . . geg'n das Wetter!"

Kaum jedoch waren diese frevelhaften Worte seinen Lippen entwischt, als ein Blitz niederfuhr und ihn todt zu Boden streckte. Hans und die Schafe kamen mit heiler Haut davon. Trotzdem Peter in Sünde verstorben war, wurde ihm dennoch ein christliches Begräbniß auf dem Friedhofe zu Filzmoos zu Theil. Ueber Nacht jedoch öffnete sich sein Grab, sein Leichnam verschwand aus demselben und Tags darauf fand man auf dem Röthenstein an der nämlichen Stelle, wo Peter so plötzlich vom Tode ereilt worden war, einen Steinhaufen, der seitdem des bösen Peter's Grabstätte bezeichnet.



Der Tannhäuser.



An der Maria Pfarrkirche im Lungau befindet sich in der linken Ecke oberhalb des Taufbeckens ein Denkstein, einen Helm mit geschlossenem Visir, einen Schild und den Fuß eines großen Raubvogels mit ausgestrecktem Gewäffe darstellend. Ebendaselbst befand sich früher an Stelle des Taufsteines der Grabstein eines Ritters, „Chounrat der Tannhäuser", welcher nunmehr an der Außenseite der Kirchenmauer angebracht ist. Davon erzählt die Sage Folgendes:

Ein Ritter, der sich schwer vergangen, wurde zum Tode verurtheilt, wiewohl er behauptete, unschuldig zu sein. Da indeß die Richter ihrer Sache dennoch nicht ganz sicher waren, so sollte das Gottesurtheil entscheiden. Es wurde ihm demnach aufgetragen, um die Mitternachtsstunde den babylonischen Thurm auf seinem Schlachtrosse zu durchreiten; derselbe maß zwölf Stunden im Umkreise und drei Stunden im Durchmesser, war von lauter gräulichen Bestien, verbannten Seelen in Gestalt von Tigern, Krokodilen, Lindwürmern, Molchen, Drachen, riesigen Schlangen, Geiern, Adlern und — dem schrecklichen Vogel Greif bewohnt. Im tiefsten Innern hauste der Meister aller Quälgeister, der leibhaftige Groß-Luzifer in schrecklicher Gestalt; seinem Willen beugten sich alle Bewohner des Höllenpfuhles und waren ängstlich seines Winkes gewärtig, mit dem Geheule der wilden Jagd durch den weiten Thurm rasen zu müssen. Nur in der Stunde vor Mitternacht ruhten sie von der dreiundzwanzigstündigen fürchterlichen Jagd, um mit dem zwölften Glockenschlage wieder von vorne zu beginnen. Wenn es daher Jemand wagte, in diesen Höllenpfuhl hinabzusteigen, so mußte

er dies, wollte er nicht unrettbar verloren sein, in der Ruhestunde thun. So that's denn auch der Ritter. Punkt elf Uhr begann er seinen unheimlichen Ritt; pfeilschnell trug ihn sein Roß durch das Thor in den inneren Raum des Thurmes, den er im Sturmgebrause durchmaß. Nichts regte sich. Links und rechts am Wege reihte sich Ungeheuer an Ungeheuer, noch im Schlafe befangen, aus den erst das Mitternachtshorn sie erwecken sollte. Schon sieht der Ritter das Ausgangsthor vor sich, nur noch zwei Minuten und er ist geborgen, da plötzlich ertönt des Hornes Schall und im Nu sind alle Bestien entfesselt. Zu letzter Kraftanstrengung geißelt der Ritter sein Streitroß auf — vergebens; — hinter sich vernimmt er bereits mit Entsetzen das Rasen des wilden Heeres. Heran kriechen Drache, Lindwurm und Molch, noch entkommt ihnen der Reiter auf seinem muthigen Roß — da, fast am Ziele des schrecklichen Rittes, braust es durch die Lüfte und in die Lenden des Roßes krallt sich der schrecklichste der Raubvögel, der Vogel Greif. Wild bäumt sich das arme Thier auf im fürchterlichen Schmerze, das andere Geschmeiße naht mit Sturmeseile und sicher wäre der Ritter verloren gewesen, hätte nicht Gott ihm Muth und Geistesgegenwart gegeben. Behende riß er das Schwert aus der Scheide und trennte mit gewaltigem Hiebe die eingekrallten Pranken vom Leibe des Unthieres; in letzter Kraftanstrengung holte das Roß zum mächtigen Sprunge aus und stand im nächsten Augenblicke mit dem Ritter gerettet, im Freien.



Zur

Quellenliteratur der Salzburger Volkssagen.

Von

Nicolaus Huber,

Verfasser der Literatur der Salzburger Mundart.

Album aus Oesterreich ob der Enns. Linz, 1843. gr. 8°.

Alpenburg, J. N. Ritter von. Mythen und Sagen Tirols. Zürich, 1857. 8°.

— — Deutsche Alpensagen. Wien, 1861. 8°.

Alpenfreund, der. Herausgegeben von Dr. Ed. Amthor. I. Bd. Gera, 1870. 8°.

Amts- und Intelligenzblatt, Salzburger. Jahrgänge 1819, 1821, 1823, 1824, 1831, 1832, 1833, 1834, 1835, 1836, 1840, 1845, 1846, 1847. Salzburg. 4°.

Auer, Emil. Die Alpen im Lichte deutscher Dichtung. Gera, 1872 8°.

Austria oder Oesterreichischer Universalkalender. Für die Jahre 1843—46. Wien. gr. 8°.

Bavaria. Landes- und Volkskunde des Königreichs Bayern. I. Bd. München, 1860. gr. 8°.

Bechstein, Ludwig. Die Volkssagen, Märchen und Legenden Oesterreichs. Leipzig, 1841. 8°.

— — Deutsches Sagenbuch. Leipzig, 1853. gr. 8°.

Beiträge, bayerische. München, 1780. 4°.

Benedix, Roderich. Deutsche Sagen. Zweite Ausgabe. Wesel, 1851. 8°.

Beschreibung, kurzgefaßte, des k. k. Lustschlosses Hellbrunn. Mit Zeichnungen von B. Seitner. Salzburg, 1836. qu. 8°

Braun, Isabella. Jugendblätter. Jahrgang 1860. Stuttgart. 8°.

Braune, Fr. A. A. von. Salzburg und Berchtesgaden. Ein Taschenbuch für Reisende und Naturfreunde. Wien, 1821. 8°.

Bube, Adolf. Deutsche Sagen und sagenhafte Anklänge (Gedichte). Herausgegeben von J. Günther. 4. Auflage. 1842. kl. 8°.

Bühler, Adolf. Salzburg, seine Monumente und seine Fürsten. Salzburg, 1873. 8°.

— — Die Sage vom Kaiser Karl und den Zwergen im Untersberg. Reichenhall, 1875. 8°.

Carl der Große und seine Zeit. Dem deutschen Volke und der Jugend gewidmet. Aachen, 1849. 12°.

Carrière, M. Karl der Große und seine Zeit in der Geschichte und in der Sage. In „Westermann's illustrirte deutsche Monatshefte" Nr. 133 (1867). Braunschweig. gr. 8°.

Colshorn, Th. Die deutschen Kaiser in Geschichte und Sage. Leipzig, 1863. gr. 8°.

Dückher Franciscus. Saltzburgische Chronica. Saltzburg, 1666. kl. 4°.

Dümmler, E. Zur deutschen Kaisersage. In „Sybel's historische Zeitschrift", 1873. 2. Heft. München 8°.

Dürlinger, Josef. Vom Pinzgau. Salzburg, 1866. 8°.

— — Historisch-statistisches Handbuch vom Pongau. Salzburg, 1867. 8°.

Edelweiß-Blüthen. Reichenhall, 1868. 8°.

Eisenmann, Jos Ant. Topographisches Lexikon vom Königreiche Baiern. 2 Bde. München, 1819. 8°.

Englmayr, Mathias. Kurze Chronik von Radstadt Salzburg, 1840. 12°.

— — Bergfahrt über den ewigen Schnee auf die hohe Wetterwand bei Werfen. Salzburg, 1862. 8°.

— — Die ehemalige Hofmark Bischofshofen im Pongau, und Umgebung. Salzburg, 1872. 8°.

Erzählungen und Volkssagen aus den Tagen der Vorzeit (von B. Pillwein). Linz, 1834—35. 8°. 2 Bde.

Faber, P. Virgil. Gecrönter Marianischer Granatapfel. Salzburg, 1679. 4°.

Falkenstein, Joh. H. Vollständige Geschichte des ehemaligen Herzogthums und Königreichs Bayern. 2. Theil. München, 1763. Fol.

Falkenstein, K. von. Das Buch der Kaisersagen, Burg- und Klostermärchen. Schwäbisch-Hall, 1850. 8°.

Flora. Ein Unterhaltungsblatt. 6. Jahrgang München 1826. 4°

Förster, E. jun. Der Stadtschreiber von Reichenhall. Eine Untersberger Sage. In der „Bayerische Zeitung", 1865. Morgenblatt Nr. 128 ff. Fol.

Foß, Prof. Dr. R. Zur Karlssage. Berlin, 1869. 4°.

Frater Felizian's merkwürdige Reise zum Kaiser Karl im Untersberg nächst Salzburg von Elisäus. München, 1787. 8°. (Der Verfasser dieses Büchleins ist Franz Xaver Huber, nicht Lorenz Hübner, wie Maßmann irrthümlich berichtet. — Dieses sehr seltene Büchlein findet sich in der k. k. Studienbibliothek in Salzburg vor).

Freisauff von Neudegg, Rud. Der Birnbaum auf dem Walserfelde. Salzburg, 1876. kl. 8°.

Freyberg, Max Freih. von. Sammlung historischer Schriften und Urkunden. 3. Bd. Stuttgart, 1831. gr. 8.

Gebhart, J. Die heilige Sage in Oesterreich. Wien, 1854. 8°

— — Oesterreichisches Sagenbuch. Pest, 1862. 8°.

Germania, Vierteljahresschrift für deutsche Alterthumskunde. Begründet von Franz Pfeiffer, herausgegeben von Karl Bartsch. 1. bis 23. Jahrgang. Stuttgart und Wien, 1856—78. 8°. (Bibliographie.)

Gnadenbrunn, Kirchenthalischer. Salzburg, 1780. 8°

Gnadenthron, Marianischer, des Herzogthums Kärnten. Klagenfurt, 1762. 4°.

Grimm, Brüder. Deutsche Sagen. Berlin, 1816—18. 2 Bde. 8°.

Grimm, Jakob. Deutsche Mythologie. 3. Ausg. Göttingen, 1854. 8°.

Groß, F. Illustrirter Westbahnführer. Wien, 1876. 8°.

Gruber, Josef. Das Kaprunerthal im Pinzgau. Salzburg, 1871. 8°.
Günther, J. Großes poetisches Sagenbuch des deutschen Volkes. Mit erklärenden, historischen und geographischen Anmerkungen herausgegeben. 2 Bde. Jena, 1844–46 Lex. 8°.
Hans Jörgel's österreichischer Volkskalender für Humor und Ernst, auf das Jahr 1851, herausgegeben von Anton Langer. Wien. 8°
Happelii, Ev. Guern., relationes curiosae: historische Denkwürdigkeiten. 1. Thl. Hamburg, 1683. 4°.
Henne-Am Rhyn, Dr. Otto. Die Deutsche Volkssage. Leipzig, 1874. 8°. 2. Aufl. (1879).
Hinterhuber, Rudolf. Aus den Bergen. Wien, 1864. 8°.
Hoelzl, Heinrich. Gedichte. Straubing, 1828. 8°.
Hocker, N. Deutscher Volksglaube in Sang und Sage. Göttingen, 1853. 4°.
Hoffmann, Franz. Deutsche Sagen. 6. Aufl. Stuttgart, 1875. 12°.
Hormayr's Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. 7. und 12. Jahrg. Wien, 1826, 31. 8°.
Hub, Ignaz. Deutschlands Balladen- und Romanzen-Dichter. Karlsruhe, 1849. 8°.
Huber, Nicolaus. Die Literatur der Salzburger Mundart. Salzburg 1878, 8°.
Hübner, Lorenz. Beschreibung der hochfürstl.-erzbischöflichen Haupt- und Residenzstadt Salzburg und ihrer Gegenden verbunden mit ihrer ältesten Geschichte. I. Bd. Salzburg, 1792. 8°.
— — Beschreibung des Erzstiftes und Reichsfürstenthums Salzburg in Hinsicht auf Topographie und Statistik. 3 Bde. Salzburg, 1796. 8°.
— — Abschied vom Mönchsberge in Salzburg am Schlusse des Jahres 1799. Gedichte. (Salzburg). 16°.
Hund, Wigul. Metropolis Salisburgensis. Ingolstadii, 1582. Fol.
Jablonsky, Heliodor. Zehn Volkssagen aus Oesterreichs Vorzeit. (Linz, 1847.) 8°.
Intelligenzblatt, Salzburger. Jahrgänge 1788, 1800, 1801, 1802, 1803, 1805, 1809, 1810, 1813. Salzburg, 4°.
Jugendfreund, Münchener. IV. und VI. Bd. München, 1853, 54. 8°.
Jurende's Vaterländischer Pilger. Für das Jahr 1857. Brünn, 4°.
Juvavia. Eine Rundschau auf dem Gebiete der Politik, der Literatur und Kunst, der Industrie und aller anderen vaterländischen Interessen. Jahrgang 1849. Salzburg. Fol.
Kaltenbäck, J. P. Mariensagen in Oesterreich. Wien, 1845. 8°
Keyßler, J. G. Neueste Reise durch Teutschland &c. Hannover, 1740. 2. Aufl. 1751. 4°.
Kircheri, Athanasii, mundus subterraneus. Amsterodami, 1678. Fol.
(Kleinmayrn Thadd.) Nachrichten von dem Zustande der Gegenden und Stadt Juvavia. Salzburg, 1784. Fol.
Kobell, Fr. von. Ueber Pflanzensagen und Pflanzensymbolik. München, 1875. 8°.
Koch, Mathias. Reise in Oberösterreich und Salzburg. Wien, 1846. 8°.
Koch-Sternfeld, J. E. Ritter von. Rhapsodien aus den norischen Alpen. 2 Aufl. Salzburg, 1813. 8°.
— — Geschichte des Fürstenthums Berchtesgaden und seiner Salzwerke. I. Bd. Salzburg, 1815. 8°.
— — Die Tauern, insbesondere das Gasteinerthal und seine Heilquellen. München, 1820. 8°.
— — Beiträge zur deutschen Länder-, Völker-, Sitten- und Staatenkunde. I. Bd. Passau, 1825 8°.
Körner, Friedrich. Illustrirte geographische Bilder aus Oesterreich. I. Bd. Leipzig, 1856. 8°.
Kürsinger, Ign. von. Lungau. Salzburg, 1853, gr. 8°.
— — Oberpinzgau oder der Bezirk Mittersill. Salzburg, 1841. 8°.
Laber, M. Salzburger Sagen. Für die Jugend und das Volk ausgewählt. Wien (1878). kl. 8°.
Landeszeitung, Salzburger. Jahrgang 1852, 54. Salzburg. Fol.
Lechner, J. Volkssagen und Schilderungen prachtvoller Gebirgsausflüge aus dem k. k. Salzkammergute. Mit 7 Illustr Linz, 1859. 8°.
Lewald, A. Deutsche Volkssagen. Für die erwachsene Jugend bearbeitet. 2. Aufl. Stuttgart, 1869. 8°.
Lexer Dr. Kärnthisches Wörterbuch. Leipzig, 1862. 8°.
Ludwig's des Ersten, Königs von Baiern, Gedichte. 3 Thle. München, 1839. 8°.
Lustschlösser, die kaiserlichen, Hellbrunn und Kleßheim (von Ant. Ritter von Schallhammer). Salzburg, 1856. 8°.
Märzroth, Dr. Bitt' gar schö — Singa lass'n Gedichte in Salzburger Mundart. Salzburg, 1878. 8°.
Maßmann, Dr. H. F. Bayerische Sagen. I. Bdchn.: Der Untersberg bei Salzburg. München, 1831. 12°.
Mayer, J. M. Das Bayern-Buch. München, 1869. gr. 8°.
Menzel, W. Deutsche Dichtung von der ältesten Zeit bis auf die neueste Zeit. 3 Bde. Stuttgart, 1858. 8°.
Mittheilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde. Jahrg. 1860. Steinhauser, A. Eine Meinung über den Namen „Untersberg". — 1860—63. Zillner, Dr. Fr. Salzburger Sagen 1. bis 3. Hundert. — 1864. Wallmann, Dr. H. Zwölf Salzburger Sagen. — 1867. Wallmann, Dr. H. Wanderungen und cultur-historische Streifzüge durch den Salzburg-Gau. Salzburg, 1861—67 8°.
— — der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale. 19. Jahrgang. Wien, 1874. 4°.
Morgenblatt, österreichisches. Herausg. von Nikolaus Oesterlein, 6. Jahrg. Wien, 1841. 4°.
— — der neuen Salzburger Zeitung. Jahrg. 1855. Salzburg. Fol.
Moser, Peter. Aus den Alpen. Gera, 1874. 8°.
Muchar, Dr. Albert von. Das Thal und Warmbad Gastein. Grätz. 1834. 8°.
Mutzl, Sebast. jun. Cella S. Maximiliani. Salzburg. 1852. 4°.
Neumann, Karl Woldemar. Zwei unglückliche Verehrer der Berggeister. Regensburg, (1875). 8°.
Nodnagel, A. Deutsche Sagen aus dem Munde deutscher Dichter und Schriftsteller. 2. Ausg. Dresden und Leipzig, 1844. gr. 8°.
Noë, Heinrich. Der Zauberer im Hochgebirge. Berlin, 1864. 8°.
— — In den Voralpen. München, 1865. 8°.
— — Oesterreichisches Seebuch. München, 1867. 8°.
— — Gasteiner Novellen. Wien, 1875. 8°.
— — Robinson in den hohen Tauern. Jena, 1875. 8°. 3 Bde.
— — Deutsches Alpenbuch. Glogau, 1875. 8°.
Nork. Mythologie der Volkssagen und Volksmärchen. Stuttgart, 1848. 8°. (Scheible's Kloster 9. Band).
Notizen, topographisch-historische, über den Markt St. Johann, die Liechtensteinklamme und anderweitige Umgebung. St. Johann, 1879. kl. 8°.
Pach, A. A. Juvavia. Wien und Leipzig. 1845. kl. 8°.
Panorama des Universums. Prag, 1834. kl. Fol.
Panzer, Friedrich. Beitrag zur deutschen Mythologie. 2 Bde. München, 1848, 55. 8°.
Perger, A. von. Deutsche Pflanzensagen. Stuttgart, 1864. 8°.
Pillwein, Bened. Das Herzogthum Salzburg oder der Salzburger Kreis. Linz, 1839. 8°.
(Pogensberger, P. R.). Die Einsiedelei des heiligen Maximus zu Salzburg. Salzburg, 1844. 7. Aufl. 1865. kl. 8°.
Post, Salzburger. Jahrgänge 1850—51. Salzburg. Fol.
Prätorius, Joh. Alectryomantia, Francof. et Lipsiae, 1681. 4°.
— — Anthropodemus plutonicus, d. i.: Eine neue Weltbeschreibung von allerley wunderbahren Menschen. Magdeburg, 1668. 8°.
Pröhle, H. Deutsche Sagen. Berlin, 1867. 8°.
Quitzmann, Dr. Ant. Die heidnische Religion der Baiwaren. Leipzig und Heidelberg, 1860. 8°.

(Radnitzky, Aug.) Vaterländische Volkssage vom Untersberge bei Salzburg. Salzburg, 1837. 2. Aufl. 1846. 8°.

Recke, Elisa von der. Tagebuch einer Reise durch einen Theil Deutschlands und durch Italien in den Jahren 1804 bis 1806. Herausgegeben von Hofrath Böttiger. I. Bd. Berlin, 1815. 8°.

(Reinsberg-Düringsfeld.) Das festliche Jahr. Leipzig, 1863. 8°.

(Reisigl, Fr. Ant.) Historisch-topographisch und ökonomische Beschreibung des Oberpinzgaus im Erzstifte Salzburg. Salzburg, 1786. 8°.

Reitzenbeck, Heinrich. Sagen und Märlein des Untersberges im „Jahresbericht der k. k. Unterrealschule in Salzburg". Salzburg, 1855. 4°.

— — Blätter für Erziehung und Unterricht. 6. Jahrg. Salzburg, 1860. 8°.

Richter, A. Deutsche Sagen. Leipzig, 1871. 8°.

Rolfus, Karl. Klänge aus der Vorzeit. Fromme Sagen und Legenden aus Baden, Württemberg, Hohenzollern, Elsaß, Schweiz, Vorarlberg, Tirol, Bayern und Salzburg. 2 Bde. Mainz, 1873. 8°.

Rollet, Hermann. Heldenbilder und Sagen. St. Gallen, 1854. 16°.

Rutnner, Dr. Ant. von. Das Kaiserthum Oesterreich und Königreich Ungarn in malerischen Originalansichten. III. Darmstadt und Wien, 1876. 4°.

Sagen, fromme, oder: Novellen und Schilderungen von Ober- und Unter-Oesterreich, Salzburg, Steyermark und anderen Gegenden aus der Vorzeit und Gegenwart. I. und II. Bdchn. Linz, 1837—38. 8°.

Sagen Süddeutschlands. Gesammelt und Herausg. von J. B. R. Reutlingen, o. J. 8°.

Sagen, die, und Legenden des Gasteiner Thales. Aus Dr. Storch's Sagen von Salzburg. Salzburg, 1879. 12°.

Sagenwelt, die, oder Volkssagen, Erzählungen, Märchen, Schilderungen, Balladen, Romanzen, Phantasie-Stücke, Anekdoten und Novellen, mitunter kriegerischen Inhalts, aus der ganzen österreichischen Monarchie und anderen Gegenden von alten und neuen Tagen. 3 Bdchn. Linz, 1837. 16°.

Salzach-Kreis Blatt, königl. baierisches, f. d. J. 1812—15. Salzburg. 4°.

Sartori, Dr. Franz. Naturwunder des Oesterreichischen Kaiserstaates. I. Bd. Wien, 1807. 8°.

Schatzkästlein, historisches, für Bayern (von J. von Hormayr). I. Bd. München, 1832. 8°.

Schaubach, Ad. Die deutschen Alpen. III. Jena, 1846. 2. Aufl. Jena, 1866. 8°.

Schilling, Julius. Der Untersberg und seine Volkssage. Salzburg, 1851. 12°.

Schmeller, J. Andr. Bayerisches Wörterbuch. 4 Bde. Stuttgart und Tübingen, 1827—37. 8°.

Schmid, Hermann. Die Holburg des ersten deutschen Kaisers, mit einer Abbildung des Untersberges, gez. von J. Heilmair, in der „Gartenlaube" Jahrg. 1875. Nr. 15 (Leipzig). 4°.

Schmidl, A. A. Das Kaiserthum Oesterreich. II. Erzherzogthum Oesterreich mit Salzburg. Stuttgart, 1838. 8°.

— — Album. Zum Besten der durch die Ueberschwemmung im Frühjahr 1845 in Böhmen Verunglückten. Wien, 1845. 8°.

Schmidt, Ferd. Die schönsten Märchen, Legenden und Sagen des deutschen Volkes. Für Schule und Haus. Berlin, 1851. 16°.

Schöppner, A. Sagenbuch der bayerischen Lande. 3 Bde. München, 1874. 8°.

Schottky, J. M. Bilder aus der süddeutschen Alpenwelt. Innsbruck, 1834. 8°.

Schrank, Fr. von P. und Moll, K. E. Ritt. von. Naturhistorische Briefe über Oesterreich, Salzburg, Passau und Berchtesgaden. II. Bd. Salzburg, 1785. 8°.

Schubert, Dr. G. H. Wanderbüchlein eines reisenden Gelehrten nach Salzburg, Tirol und der Lombardei. Erlangen, 1848. 8°.

Schwab, Gustav. Die deutschen Volksbücher. 4. Aufl. Stuttgart, 1859. 8°.

Sedelmaier, Maria Joh. Der heilige Maximus und Salzburgs Gründer, der heilige Rupertus. Salzburg, 1836. 8°.

Seelos, A. Der berühmte k. k. österreichische Salzberg und Wallfahrtsort Dürrenberg bei Hallein. Salzburg, 1832. kl. 4°.

Sepp, Prof. D. Altbayerischer Sagenschatz zur Bereicherung der indogermanischen Mythologie. Mit 7 Illustrationen. München, 1876. 8°.

Sievert, A. Deutsche Heldensage. Halle, 1858. kl. 8°.

Simrock, Karl. Karlingisches Heldenbuch. Sagenlieder von Karl dem Großen, der deutschen Jugend gewidmet. Frankfurt a. M. 1848. 8°.

— — Die geschichtlichen deutschen Sagen. Frankfurt a. M., 1850. 8°.

— — Handbuch der deutschen Mythologie mit Einschluß der nordischen. 4. Aufl. Bonn, 1874. 8°.

Sohn, Alois. Hohen-Salzburg. Historisch-romantische Dichtung. Wien, 1874. 8°.

Söltl, J. M. Der Untersberg. Deutsche Bilder im Spiegel der Sage und Geschichte. Augsburg, 1862. 8°. 2 Bde.

Sonntagsblatt. Beiblatt zur „Neue Salzburger Zeitung", Jahrg. 1855—57. Salzburg. Fol.

(Spaur, Graf Friedrich.) Eine Historia vom Untersberg, und was sich darin mit einem Ritter hat zugetragen, und wie der Ritter ein Mönch wird, mit Fleiß in hochdeutsche Reimlein gebracht, in seinen „Nachrichten über das Erzstift Salzburg". I. Bd. Passau, 1805. 8°.

Steub, Ludwig. Aus dem bayerischen Hochlande. München, 1850. 8°.

— — Deutsche Träume. 2. Thl. Braunschweig, 1858. 8°.

— — Wanderungen im bayerischen Gebirge. München, 1864. 8°.

Stieglitz, Heinrich. Bergesgrüße aus dem Salzburger, Tiroler und Bayerischen Gebirge. München, 1839. 8°.

(Storch, Dr.) Volkssagen aus Salzburg. 8 Bändchen. Salzburg, 1853—58. 12°.

Tourist, der. Organ für Natur- und Alpenfreunde. Red. von Gustav Jäger. II. Jahrg. Wien, 1870. 8°.

Ueber Land und Meer. 37. Jahrg. Stuttgart, 1877. Fol.

Vernaleken, Theod. Alpensagen. Wien, 1858. 8°.

— — Mythen und Bräuche des Volkes in Oesterreich. Wien, 1859. 8°.

Vierthaler, Frz. Mich. Reisen durch Salzburg. Salzburg 1799. 8°.

— — Meine Wanderungen durch Salzburg, Berchtesgaden und Oesterreich. 2 Thle. Wien, 1816. 12°.

Voigt, Georg. Die deutsche Kaiserfage. In „Sybel's historische Zeitschrift." 1871. XXVI. Bd. München, 8°.

Volksblatt, Salzburger. Jahrg. 1876. Salzburg. Fol.

Volksbücher:

Aurbacher, L. Volksbüchlein. 2 Thle. München, 1829. 8°.

Beschreibung vom Untersberge. Brixen, 1850. 8°.

— —, Geschichten, Sagen, Prophezeihungen von dem berühmten und allgemein bekannten Untersberg. München, O. J. 8°.

Lazarus Gitschner's und Anderer merkwürdige Erlebnisse und Abenteuer im Salzburgischen Untersberg oder Wunderberg. Reutlingen, O. J. 8°.

Sagen der Vorzeit, oder ausführliche Beschreibung von dem berühmten Salzburgischen Untersberg oder Wunderberg, wie solche Lazarus Gitschner, ein frommer Bauersmann von der Pfarr Bergheim, vor seinem Tode seinem Sohne Johann Gitschner in Gegenwart mehrerer geistlichen und weltlichen Personen geoffenbaret, und dieses alles nach seinem Tode bey vorgenommener Inventur schriftlich gefunden worden. Brixen im Jahre 1782. 8°. (39 Seiten.) *

* Das mir vom Herrn Bibliothekar Hammerle in gefälligster Weise zur Benützung überlassene Exemplar gehört unzweifelhaft der ersten, äußerst seltenen Edition an und unterscheidet sich von allen späteren Drucken seinem Inhalte nach sehr wesentlich. Auch Herrn Maßmann scheint bei seiner Arbeit nicht die Original-Ausgabe, sondern nur ein Nachdruck vorgelegen zu haben, wie die von ihm gebrachten Auszüge mit Recht vermuthen lassen.

Sagen der Vorzeit oder ausführliche Beschreibung von dem berühmten salzburgischen Untersberg oder Wunderberg. Wien. (1816). 8⁰.
— — Daselbe. Neue verbesserte (?) Auflage. Brixen, im Jahre 1834. 8⁰.
— — der Vorzeit von dem fabelhaften Untersberge bei Salzburg. Linz, 1835. 8⁰.
— — und Geschichten des Untersbergs, auch Wunderberg genannt, bei Salzburg (von K. W. Vogt). Augsburg, 1845. 12⁰.
— — die, von dem Untersberge bei Salzburg. Linz, 1847. 8⁰.
— — die, des Untersberges. Reichenhall, 1876, 8⁰.
— — der Vorzeit oder ausführliche Beschreibung von dem berühmten salzburgischen Untersberg. Altötting, O. J. 8⁰.
— — Daselde. Reichenhall, O. J. 8⁰.
Untersberg, der, bei Salzburg. Burghausen, O. J. 8⁰.
— — der, bei Salzburg. Bearbeitet von G. und B. Dom. Urfahr-Linz, O. J. 8⁰.
Wehrmann, Karl. Der Bauer vom Gaisberge. Eine Erzählung aus dem 16. Jahrhundert. St. Gallen, 1845. 8⁰.
Weier, Dr. Johann. De praestigiis daemonum. Von Teuffelsgespenst, Zauberern vnd Gifftbereytern, Schwartzkünstlern, Hexen vnd Vnholden ꝛc. Frankfurt a. M., 1568. Fol.
Weißenbach, Dr. Alois. Aigen. Beschreibung und Dichtung. Salzburg, 1817. 8⁰.
Widimsky, V. R. Städtewappen des österreichischen Kaiserstaates. II. Herzogthum Salzburg. Wien, 1864. 4⁰.
Wiener, Franz. Die Maria Pfarrkirche zu Zell am Moos. Salzburg, 1855. 8⁰.
Witthauer, Friedrich. Album. 2. Aufl. Wien 1838. 8⁰.
Wolff, Dr. O. L. B. Mythologie der Fern und Elfen. Weimar, 1828. 8⁰. 2 Bände.
— — Märchenschatz. Sammlung der schönsten Märchen und Sagen aller Zeiten und Völker. Leipzig, 1846. 3 Bände.
— — J. W. Die deutsche Götterlehre. Göttingen, 1852. 8⁰.
Wutke, Dr. Adolf. Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart. 2. Aufl. Berlin, 1869. 8⁰.
Zauner, Thadd. Chronik von Salzburg. VI. Theil. Salzburg, 1803. 8⁰.
Zeitschrift des deutschen und österreichischen Alpenvereines. Jahrg. 1872. München, 1872. 8⁰.
— — für deutsche Mythologie und Sittenkunde. Göttingen, 1853—56. 8⁰. 4 Bände.
Zeitung, Salzburger. Jahrg. 1861. Salzburg. Fol.
— — Neue Salzburger. Jahrge. 1852—53. Salzburg. Fol.
Zeytung, Newe. Pasquillus vom salzburgischen Bawrn-Gjaid, geschen im Siben und fünffzigisten (1557) Jar um Ruperti im Herbst. Ohne Jahrzahl und Druckort. 1½ Bogen in 4⁰. (Ein Exemplar von dieser äußerst seltenen Schrift findet sich in der Bibliothek zu Weimar, woraus Thadd. Zauner durch Vermittlung Goethe's eine beglaubigte Abschrift erhalten hat.)
Zetter, C. Wahrheit und Traum. Erzählung vom salzburgischen Untersberge. Graz, 1869. 8⁰.
Zillner, Dr. Fr. V. Die Untersberg-Sagen. Salzburg, 1861. 8⁰. (Separatabdruck aus den Mittheilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde. I. Jahrg.)
— — Salzburger Sagen. Zweites Hundert. Salzburg, 1862. 8⁰. (Wie oben II. Jahrg.)
— — Salzburgische Culturgeschichte in Umrissen. Salzburg, 8⁰.
Zimmermann, Dr. Wilh. Aus dem Leben und aus der Sage von Karl dem Großen. Stuttgart, 1875. 8⁰.
Zingerle, Ign. Vinc. Sagen, Märchen und Gebräuche aus Tirol. Innsbruck, 1859. 8⁰.
— — Die Sage von Margaretha, der Maultasche. Innsbruck, 1863. 8⁰.
Zwölf und eine Welt, oder: Das Walten der Riesen und Zwerge. Linz, 1835. 8⁰.

Poetische Bearbeitungen durch:

Absalter Alex. — Auerbach Ludwig — Birch-Pfeiffer Charlotte — Braune Fr. A. A. von — Chamisso A. von — Englerth Fr. J. — Fechner Gust. Th. — Ferchl Fr. — Follen A. A. J. — Gallenstein J. R. von — Gotter J. N. — Guggenthal Al. von — Hinterhuber Rudolf — Hoelzl Heinrich — Hutter Barthol. — Kaltner J. A. — Kartsch Josef — Kirchbölzler — Kobell Frz. von — Koch-Sternfeld J. E. Ritt. von — Koeck Aem. Koflern Sigm. von — Kotzian Jos. — Ludwig I. König von Bayern — Pichler Georg — Radnitzky August — Rollet Herm. — Ronacher Andreas — Schallhammern Carl von — Schilling Julius — Seidl J. G. — Seifter Paul — Spaur Gf. Friedrich — Steyrer Klem. — Stieglitz Heinrich — Stöber August — Vogl Dr. Nep. — Wagner Sylvester — Weißenbach Dr. Alois — Wetzel F. G. — Zillner Fr. V. — Zwanziger Ignaz in „Storch's Volkssagen".
Beck Friedrich — Creizenach Th. in „Deutschlands Balladen- und Romanzendichter".
Rogge F. W. — Rückert Friedrich in „Simrocks historische Sagen".
Bäumler G. — Ulmer Karl in „Münchener Jugendfreund".
Hammer-Burgstall Jos. Freih. von, in der „Salzburger Post".
Hübner Lorenz, in seinem „Abschied vom Mönchsberg".
Maltitz Freih. von, im „Amts- und Intelligenzblatt 1833, Pag. 158."
Weingärtner Wilhelm im „Sonntagblatt 1856, Nr. 35".
Auer Emil, in seinem „Die Alpen im Lichte deutscher Dichtung".
Morawizky-Topor, Graf J. Heinrich, in den „Baierische Beiträge".
Norik Ernst, in der „Flora".
Schöppner A., in seinem „Sagenbuch".
Stephan K. G. im „Amts- und Intelligenzblatt, 1819, Pag. 490".
Stillfried Eugenie in „J. Braun's Jugendblätter".
Leitner, C. G. Ritt. von, in „Witthauer's Album".
Märzroth Dr., in seinem „Bitt' gar schö — Singa lass'n!"
Sohn Alois, in seinem „Hohen-Salzburg".
Mühl G. — Pocci F. G. — Schenk E. von, — Sedelmeier M. J., in ihren Gedichten.

Dramatische Bearbeitungen:

Anton, Adolf. Der Kinderfresser im Untersberg, oder Marie von Wartenfels. Ein Schauspiel in fünf Aufzügen nach einer Geschichte der Vorzeit. Salzburg, 1799. 8⁰. (Selten, ein Exemplar im Besitze des Herrn A. J. Hammerle, k. k. Studienbibliothekars in Salzburg).
Birch-Pfeiffer, Charlotte. Die Zwerge vom Untersberg, oder: Der Müller und sein Weib. Ein Volksmärchen in 5 Acten. Manuscript in 4⁰. (Eine Abschrift des Originals ist im Besitze des Herrn Hammerle, k. k. Studienbibliothekars in Salzburg).
Freuen, Julie. Der Untersberg. Volkssage mit Musik in drei Acten. (Wurde im Jahre 1831 in München zum ersten Male aufgeführt.)
Gervinus, der Narr vom Untersberg, oder: Ein patriotischer Wunsch! Posse mit Gesang in drei Acten von Alois Berla, Musik von Franz v. Suppé. Wien (Wallishausser'scher Verlag). 8⁰.
Kobell, Franz von. Die Untersberger Mannl'n. Operette. Musik von Freih. von Perfall. (Aufgeführt zum ersten Male am Hoftheater zu München am 31. December 1854.)
Schenk, E. von. Der Untersberg. Oper. Musik von Joh. N. Freih. von Poißl. München, 1829. 8⁰.
Weißenbach, Dr. Alois. Teutonia. Dramatische Volkssage. Wien, 1815. 12⁰.

„Im Untersberge.“ Vorspiel, aufgeführt bei der Narren-Festvorstellung zu Ehren Kaiser Karl's am 7. Februar 1875. Salzburg. Manuscript.

Handschriften:

Beschreibung, ausfierliche, von dem Welt beriehmten Wundersperg und wahrhafte Geschichten, so sich im Jahre 1522 Begeben und zuegetragen haben. — Sie fangt mit folgenden Worten an: „Anno Domini, Im Jahr 1522. Bin ich Lazaruß Geuer gewest zu Reichenhall in Diensten bey dem Herrn Stattschreiber, da hat sich begeben u. s. w.“ (Vgl. Vierthaler's Reisen. Pag. 32.)

Prophecevung, die, So im VndtersBerg Zu Reichenhall geschehen ist. Im 1523. Jahr. Alß man Zohlt 1523. Da Bin ich Lazarus Güntzner, Zu Reichenhall in Dienften geweßen bey dem Herrn Stattschreiber, Da sein wür ainßmahls auf den vndtersBerg gegen Saltzburg Spatziren gangen, mein Herr der Stattschreiber, Herr Martin der Statt Pfaarer, der Herr Pfleger vnd sonst auch ein Burger Zu Reichenhall vnd seyn mir miteinander auf dem vndtersBerg nach einer Tieffen Clam einen schmallen steig, Da khammen wür an alßgefähr in ein Loch wie ein Kürchenhöll u. s. w. — Den Schluß macht ein Gebet — Dieses hochinteressante Manuscript stammt aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts und ist im Charakter der Schrift der Stainhauser'schen Chronik geschrieben. 17½ Blatt in 4⁰. Mit 20 Abbildungen. Seit undenklichen Zeiten im Besitze der altsalzburgischen Familie Spängler.

Histori, welche beschrieben von untersperg unweit der stadt Salzburg Im Jahr 1559 nach Carll Regierung des 5. durchgehends zu Reichenhall ist beschrieben worden, wo selber all äseren gesegen und gehört hat. Diesem Titel folgt eine Anmerkung und dieser die Sage mit den Worten: „Nun fanget an die wahre histori anno 1523 wahr ich Lätzarus getzer zu Reichenhall . . .“ und endet: „Er starb den 3ten Dag nach seiner Provezeiung in 1773 (sic) Jahr den 6ten Jannari er ligt begraben bey denen Ehrwirthigen Vatters Kapuzinner in Kloster sanct Benedikt. (Manuscript der städt. Museums-Bibliothek in Salzburg). Fol.

Volkssage vom Untersberge. Dieselbe beginnt mit den Worten: „Alß man Zeit Nach Christi vnsers geliebten Herrn vnd heylandts Im 1623 Jahr din ich Lorenz Giezmayr Zu Reichenhall gewesfen, in Diensten bei den Stalttschreiber u. s. w.“ und endet: „Denme sen danck gsagt, in Ewigkeit Zu Ewigkeit Amen.“ (Manuscript der städt. Museumsbibliothek in Salzburg.) 4⁰.

Sagen der Vorzeit, oder ausführliche Beschreibung von dem berühmten salzburgischen Untersberg oder Wundersberg anno 1525. Wie solche Lazarus Gitschner ein frommer Bauersmann von der Pfarr Berghaim vor seinen Todt seinen Sohn Johann Gitschner in Gegenwart mehrerer Geistl. und Weltlichen Persohnen geoffenbahret, und dieses alles nach seinen Tod bey vorgenohmener Inventur schriftlich vorgefunden worden. (Manuscript im Besitze des Herrn A. J. Hammerle, k. k. Studienbibliothekars in Salzburg.) 4⁰.

Fickler, Dr. Joh. Bapt. Saltzburgische Chronik. Manuscript der k. b. Hof- und Staatsbibliothek zu München. 16. Jahrhundert. (Vergl. Neumann. Zwei unglückliche Verehrer der Berggeister. Pag. 4.)

Pegius, Dr. Martin, eigenhändige Aufzeichnungen über den Aufenthalt, das Leben und Treiben der Berggeister. Manuscript des 16. Jahrhundert. (Vgl. Neumann. Zwei unglückliche Verehrer der Berggeister. Pag. 12.)

Jäger, Prof. Mathias. Sagen aus dem Pongau. Manuscript. 1874. 4⁰.

Pirkmayr, Fr. Schriftliche Mittheilungen über Salzburger Sagen, entnommen dem k. k. Landesarchive in Salzburg. Manuscript.

Huber, Nikolaus. Salzburger Volkssagen, dem Volksmunde entnommen und gesammelt. Manuscript. 1867–76. 4⁰.

Bildliche Darstellungen:

Handzeichnungen, zwanzig, in Farben ausgeführt, originell, aber ohne künstlerischen Werth; die Personen im Kostüme des 17. Jahrhunderts. Diese bildlichen Darstellungen der Untersberg-Sage nach Gitschner's Erzählung befinden sich in dem oben angeführten Spängler'schen Manuscripte. Das erste Bild stellt die fünf Besteiger des Untersberges dar. Voran der Bürger aus Reichenhall, diesem folgen der Pfleger, Stadtschreiber, Pfarrer Martin und Lazarus Gitschner. Am Schlusse des Werkes sind der römisch-deutsche Kaiser und der Sultan abgebildet.

Untersberger Männlein. Gemälde von Joh. Brunner. 1851. gr. Fol.

Wildfrauen, die, am Untersberge. Gemälde von Joh. Brunner. 1852. gr. Fol.

Untersberger Männlein, die Titel-Vignette des Sonntagblattes. Jahrg. 1856.

Kaiser Karl und die Untersberger Männlein. Titel-Vignette der Zeitschrift „Alpenrosen“ Jahrg. 1874.

Kaiser Karl's Einzug in Salzburg am 7. Februar 1875, dargestellt von mehr als 100 Personen. (An der Spitze zwei Fanfarenbläser zu Pferde, hinter diesen die Gnomenmusikkapelle, dann zwei Gruppen, die erste Juvavia und Saga, die zweite Zwerge des Untersberges in voller Arbeit darstellend; diesen folgte der Reichsherold, Theodorich der Kriegsoberste, sämmtliche zu Pferde, endlich dicht vor Kaiser Karl und seinem Hofstaate der Hofnarr in originellster Kleidung. Die Kaisergruppe selbst bot in Wahrheit ein herrliches Schauspiel. Sämmtliche Kostüme waren historisch getreu und wahrhaft prachtvoll ausgestattet. Kaiser Karl auf dem stolzen Rappen war eine wahre Reckengestalt, neben der sich seine holde Tochter Bertha reizend ausnahm. Erzbischof Arno, Riesen, Gnomenleibgarde u. s. w. bildeten den Schluß.) Photographien dieses Einzuges waren zu haben in der Kunsthandlung Bosco.

Außer diesen zahlreiche, jedoch werthlose Holzschnitte in den Kalendern und sogenannten Volksbüchern.

Inhalt.

Untersberg-Sagen.

Kaiser-Sagen.

Zwerg-Sagen.

Schatz-Sagen.

Bergentrückungs-Sagen.

Wilde Frauen.

Riesen-Sagen.

Die wilde Jagd.

Weltuntergangs-Sagen.

Landes-Sagen.

Riesen-Sagen.

Wildfrauen.

Zwerg-Sagen.

Wassergeister.

Zauber-Sagen.

Natur-Sagen.

Bergbau-Sagen.

Historische Sagen.

Berchta-Sagen.

Hexen-Sagen.

Teufels-Sagen.

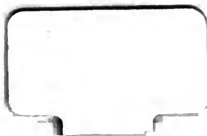
Schatz-Sagen.

Spuk-Sagen.

Sagen von Gottesgerichten.

Druck von Friedrich Jasper in Wien.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.




26266.61
Salzburger Volkssagen.
Widener Library
003197908
3 2044 089 079 404